Neues Bilderbuch für die Jugend,

in kurzen unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen fremder Völker, auch von den Thieren und andern Merkwürdigkeiten fremder Länder.

Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend.

Mit Kupfern.

R. Städt

Erſtes Bändchen.

R. Städt

Bayreuth,
bey Johann Andreas Lübecks Erben,
1797.

07/00/87

Vorrede.

Ich übergebe hiermit dem Publikum ein neues Buch für leſeluſtige und wißbegierige Kinder, durch welches ſie auf eine unterhaltende Art mit fremden Völkern, Thieren und Ländern bekannt gemacht werden ſollen.

Ich bauete dabey auf den Erfahrungsſatz, daß Kinder alles, was ſie zu lernen haben, viel beſſer behalten, wenn es ihnen vorher auf irgend eine Art intereſſant geworden iſt. Daher glaubte ich, es möchte unter andern auch kein leichteres und angenehmeres Mittel geben, ihnen die erſten Geographiſchen Kenntniſſe von den andern Welttheilen beyzubringen, als wenn man ſie zuvor mit den auffallendſten Zügen, in den Sitten, dem Charakter und den Gewohnheiten fremder Nationen und mit den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten ihrer Länder bekannt machte; denn offenbar wird dadurch in jungen Seelen die Begierde erregt, auch die Gegenden kennen zu lernen, wo man auf eine ſo ſonderbare Art denkt und handelt, oder wo ſo ungewöhnliche Sachen zu ſehen ſind. Dieſes Verlangen kann dann von Kinderfreunden dazu benutzt werden, ihnen über die Lage, die Eintheilung und die Beſchaffenheit ſolcher Länder ſehr vielerley beyzubringen, was außerdem ſeiner Trockenheit wegen nur ſehr wenig Eingang gefunden haben würde.

Das ganze Buch zerfällt in drey Abſchnitte. Der erſte enthält merkwürdige Meinungen, Sitten und Gebräuche fremder Völker. In dem zweyten habe ich mancherley Züge, welche die Lebensart und Sitten vieler Thiere ſchildern, geſammelt; ich erzähle da die Art, wie ſie theils unter ſich ſelbſt, theils mit Menſchen kämpfen; wie ſie erlegt, gefangen, gezähmt werden u. ſ. w. In dem dritten Abſchnitte endlich, findet man Nachrichten vermiſchten Inhalts, die ſämmtlich Nutzen und Vergnügen gewähren werden.

Ich habe alle dieſe Data aus den Berichten glaubwürdiger Reiſenden zuſammen getragen und nach meinem Zweck eingerichtet. An verſchiedenen Orten habe ich auch aus guten Lehrbüchern der Geographie, dasjenige beygefügt, was nach meinem Wunſch durch die Aeltern oder Lehrer der Kinder ſelbſt ergänzt werden ſollte. Man wird daraus deſto leichter erkennen, auf welche Art dieſes Buch zu dem Unterricht in der Geographie behülflich ſeyn kann.

Dieſer erſte Theil bezieht ſich größtentheils auf Afrika, doch ſind, mehrerer Abwechslung wegen, auch charakteriſtiſche Züge von Bewohnern anderer Gegenden beygefügt worden.

Um die Kinder durch eine lange zuſammenhängende Erzählung nicht zu ermüden und ihnen Ruhepunkte zu gewähren, hielt ich es für rathſam, das ganze Buch in Nummern zu zertheilen, unter welchen ich abſichtlich keine beſtimmte Ordnung beobachtet habe.

Wenn mich anders meine Erwartung nicht täuſcht, ſo wird dieſes Buch für Kinder viel anziehender ſeyn, als die gewöhnlichen Reiſebeſchreibungen, wo man oft ſehr viele alltägliche, unnütze, und bisweilen langweilige Dinge leſen muß, bis man auf etwas intereſſantes und lehrreiches ſtößt; da man hingegen hier alles, was die Neugierde reitzen kann, beyſammen findet. — — Erreiche ich wirklich auf dieſem Wege meinen Zweck, jungen Leſern zu nützen und zu gefallen, ſo wird dann jährlich ein neues Bändchen in eben dieſer Manier nachfolgen.

Der Herausgeber.

Eigentum
R. Jmslinsky 1930.

Inhalt.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt.

Meynungen, Charakter, Sitten, Gebräuche und Lebensart fremder Völker.

1.	Die Hottentotten	Seite 1
2.	Hütten der Hottentotten	3
3.	Der Hottentottentanz	4
4.	Ihre Jagd	5
5.	Seltſamer Ritterorden	6
6.	Beſtrafung der Miſſethäter bey den Hottentotten	6
7.	Art zu reiſen in Afrika	7
8.	Rüſtung der Negerſoldaten an der Goldküſte in Oberguinea	8
9.	Behandlung der im Kriege Verwundeten unter den Negern auf der Goldküſte	10
10.	Verwüſtungen, mit welchen die Negerkriege begleitet ſind	11
11.	Seltſame Art, wie die Neger auf der Goldküſte den giftigen Biß der Schlangen zu heilen ſuchen	11
12.	Von dem Fetis oder Fetiſchendienſt in Guinea	12
13.	Barbariſche Gedächtnißfeyer des verſtorbenen Königs von Dahomet	13
14.	Tyranney des Königs von Dahomet gegen ſeine Unterthanen	14
15.	Putz der Neger von Akra	14
16.	Brotbäckerey der Strandneger auf der Sklavenküſte	16
17.	Opfer die auf der Goldküſte dem Fetis oder Fetiſch gebracht werden	16
18.	Verehrung des Buſchhundes auf der Goldküſte	17
19.	Begräbniſſe der Neger auf der Goldküſte	17
20.	Hochzeiten der Neger	18
21.	Kindliche und älterliche Liebe der Neger gegen einander	19
22.	Müßiggang der Bergneger in Guinea	20
23.	Art zu buttern bey den Hottentotten	20
24.	Furcht vor Tapeten	20
25.	Taucherinnen nach Fiſchen	21
26.	Der Meſſias in Sumatra	21
27.	Sonderbare Befeſtigungswerke mit Stricken	22
28.	Begrabenes Gold	23
29.	Tyranney des Kaiſers von Biſſao	23
30.	Beerdigungsgebräuche bey einigen Nationen	24
31.	Bravos oder Meuchelmörder in der Stadt Kachao	26
32.	Liſtige Diebe	27
33.	Die Europäer werden für Zauberer gehalten	28
34.	Charakter und Sitten der Javaner	30

33
35. Von den Griſgris 33
36. Von der Art zu grüßen bey einigen Völkern 34
37. Beſtrafung der Duelle in Japan 34
38. Getränke in Japan 34
39. Gekreuzigte Miſſethäter in Japan 34
40. Bauchaufſchneidereyen in Japan 35
41. Strafgebote wider die Chriſten 36
42. Standhaftigkeit einiger Japaneſiſchen Märtyrer 36
43. Götzenbilder der Japaneſen 36
44. Allgemeine Nachrichten von Japan 38
45. Handel auf Sanct Jago 39
46. Andere Nachrichten von den Bewohnern dieſer Inſel 40
47. Schwarze Prieſter auf Sankt Jago 42
48. Kleidungen, Wohnungen und Waffen verſchiedener Völker 45
49. Abneigung der Katzeguter gegen die Sklaverey 46
50. Kriege der Papelſchwarzen auf Biſſao 47
51. Das Krankenräuchern der Chineſen 47
52. Wohnungen der Schwarzen im Königreich Damel 48
53. Lamponiſche Meuchelmörder 48
54. Schwarze an der Gambra
55. Gedanken der inländiſchen Schwarzen von Guinea über ihre Wegführung durch die 49
Weißen 49
56. Putz der Schwarzen in Guinea 50
57. Abergläubiſche Behandlung der Pferde in Aethiopien 51
58. Lächerlicher Staat eines Negerfürſten 51
59. Bettelſtolz der Einwohner von Braya 51
60. Diebereyen und Schelmenſtücke dieſer Leute
61. Art, auf welche ein Theil der katholiſchen Miſſionarien die Heiden zum Chriſten- 52
thum bekehren
62. Leben und Sitten der Seeräuber, in der Geſchichte des Capitains Roberts, eines 53
Engländers

Zweyter Abſchnitt.

Anekdoten und Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte der Thiere.

77
63. Der Elephant 78
64. Elephantenjagd 79
65. Erlegung eines Elephanten 81
66. Der Löwe 85
67. Vaillants Löwenjagd 90
68. Der Tyger. 94
69. Der Leopard 96
70. Die Giraffe 97
71. Affen 100
72. Das Kameel 72.

73.	Das Schüppenthier oder Qnoggelo	101
74.	Der Biber	101
75.	Biberjagd	104
76.	Das Nashorn	106
77.	Das Zebra	107
78.	Der weiße Bär	107
79.	Kühnheit des weißen Bären	108
80.	Zwey Matroſen werden von einem Bären gefreſſen	111
81.	Bären in Kamtſchatka	112
82.	Bärenfang	113
83.	Das Rennthier	114
84.	Jagd der Grönländer nach wilden Rennthieren	117
85.	Das Flußpferd	118
86.	Gefecht eines Negerfürſten mit einem Löwen	118
87.	Heerzüge der Ameiſen	119
88.	Schlangen unter den Negern	120
89.	Zahme Krokodille	122
90.	Meerkatzen	122
91.	Papagayen	122
92.	Pfahlwürmer in den großen afrikaniſchen Flüſſen	123
93.	Fang eines Seehundes in offener See	123
94.	Künſtliche Neſter des Kubalo oder Fiſchervogels	124
95.	Die Ochſenſauger	125
96.	Der Saugefiſch	125
97.	Der Alligator	126

Dritter Abſchnitt.

Merkwürdigkeiten vermiſchten Inhalts.

98.	Der Pico von Teneriffa	129
99.	Reiſe nach der Spitze des Pico	129
100.	Begräbnißhöhle der Guanchen	132
101.	Das Vorgebirge der guten Hoffnung	134
102.	Die Aegyptiſchen Pyramiden	137
103.	Die Flüſſe Senegal und Gambia	139
104.	Schlangen und Ameiſen an dieſen Flüſſen	140
105.	Goldbergwerke in Bambuk	140
106.	Diamanthandel auf Borneo	142
107.	Unmäßige Hitze in Nigritien	143
108.	Leuchten des Seewaſſers im mittelländiſchen und atlantiſchen Meere	143
109.	Waſſerhoſen	144
110.	Menge giftiger Mücken in Afrika	144
111.	Ananasflachs	145
112.	Fledermäuſe die gegeſſen werden	145
113.	Heuſchreckenſchwärme	145

114.

114. Verſunkene Inſeln 146
115. Gummi und Gummihandel 146
116. Der Palmwein 148
117. Die Seetaufe 149
118. Der Maderawein 152
119. Wohlfeiles Schlachtvieh in Afrika 153
120. Brotbeckerey der Guineiſchen Schwarzen . . . 154
121. Verwunderung der Schwarzen bey dem Anblicke der erſten Weißen . 154
122. Der Pfeffer 155

Kurze Erklärung der Kupfer mit Hinweiſung auf die Seite, auf welche ſie ſich beziehen.

Erſte Kupfertafel, zu S. 3. Die erſte Nummer dieſer in ſechs Theile abgetheilten Tafel, ſtellt eine Negerhütte vor, deren Beſchreibung man S. 47 findet. Sie dient zugleich dem zur Erläuterung, was S. 3 über die Hütten der Hottentotten geſagt worden iſt.

Zweyte Abtheilung. Iſt eine Abbildung einer Negerſtadt, und zwar nahmentlich der Stadt Kachao, deren bey N. 31. S. 26 gedacht iſt.

Dritte Abtheilung. Stellt Schwarze vor, wie ſie auf die Palmbäume klettern, um Palmwein zu zapfen, oder die Früchte des Baumes abzunehmen. Am Fuße des Baumes ſind zwey Flaſchen angelegt, in welche der Saft des Palmbaumes abläuft. Man ſ. N. 116. S. 148.

Vierte Abtheilung. Eine Abbildung der künſtlichen Neſter des Kubalo oder Fiſchervogels, welcher ſie an die äußerſten Zweige der Bäume an Binſen hängt, damit ſie die Affen und Schlangen nicht erreichen können. M. ſ. N. 94. S. 124. Auf gleiche Art bauen die Papageyen N. 91. S. 122.

Fünfte Abtheilung. Waffen der Neger auf der Goldküſte zu N. 8. S. 8. gehörig. Die Figuren a. und b. ſtellen Schwerter vor; c. iſt eine Sagaye oder Aſſagaye und d. ein Dolch.

Sechste Abtheilung. Ein afrikaniſcher Ameiſenhaufen, in Geſtalt einer Pyramide. Es bezieht ſich dieſe Figur auf N. 87. S. 119 und auf N. 104. S. 140.

Siebente Abtheilung. Stellt eine Waſſerhoſe vor. Man ſ. N. 109. S. 144.

Zweytes Kupfer, S. 7. Stellt einen Negerſoldaten auf der Goldküſte in ſeiner Kriegsrüſtung, und eine ſchwarze Dame aus dieſer Gegend in ihrem Putze vor. Dem Mann ſteht zur Seite die große Kriegstrommel, und auf der Erde liegt das Feldhorn, auf welchem die Schwarzen zum Angriff blaſen. Im Hintergrunde ſieht man ein Huhn wie es lebendig dem Fetiſ geopfert wird. Man ſ. das weitere bey N. 17. S. 16.

Drittes Kupfer, S. 77. Enthält mancherley Thiere, von welchen in dem zweyten Abſchnitte des Buches Beſchreibungen oder Anekdoten vorkommen. S. 77.

Viertes Kupfer, S. 129. Die obere Abtheilung gibt eine Abbildung des Pico von Teneriffa, welcher N. 98. S. 129. f. weiter beſchrieben iſt.

Die zweyte Abtheilung enthält eine Anſicht des Vorgebirges der guten Hoffnung und bezieht ſich auf N. 101. S. 134 wo man weitere Nachricht von dieſem merkwürdigen Gebirge findet.

Fünftes Kupfer, S. 137. Stellt in der erſten Abtheilung die ägyptiſchen Pyramiden vor, über welche man bey Num. 102. S. 137 das weitere nachleſen kann.

Die zweyte Abtheilung bildet die Erlegung eines Elephanten ab. Man ſ. N. 65. S. 79.

Die dritte Abtheilung gibt einen Begriff von der Art zu reiſen in Afrika, wo man ſich nicht der Kutſchen oder Wägen bedient wie bey uns, ſondern ſich auf unterſchiedliche Art von den Schwarzen tragen läßt. Man ſehe N. 7. S. 7.

Sechstes Kupfer, S. 146. Araber, wie ſie auf ihren Kameelen und Ochſen auf den Gummimarkt reiſen, um daſelbſt europäiſche Waaren gegen ihr Gummi einzutauſchen. N. 115. S. 146.

Erſter Abſchnitt.

Meinungen, Sitten, Gebräuche und Lebensart verſchiedener fremder Völker.

Tab. I. pag. 3.

1. Die Hottentotten.

Die Hottentotten bewohnen bekanntlich die Länder um das Vorgebürge der guten Hoffnung, wo ſich in der Folge die Holländer niederließen, und von welchem unter den Merkwürdigkeiten vermiſchten Inhalts, eine Abbildung und Beſchreibung zu finden iſt.

Es würde überflüſſig ſeyn von der Geſtalt, den Kleidungsſtücken, dem Putz dieſes Volkes hier weitläufige Nachrichten zu geben, weil ſie in dieſer Rückſicht ſchon in vielen Kinderſchriften geſchildert und abgebildet worden ſind. Dagegen wird eine kurze Beſchreibung ihrer ſeltſamen Sitten und Gebräuche, nebſt andern Merkwürdigkeiten; deſtomehr Vergnügen machen. Solchen jungen Leſern, die zufällig noch nichts von dieſen Leuten gehört haben, dient bloß zur Nachricht, daß ſie alle von Natur dunkelolivenfarb ſind, und keine andere Kleidung haben, als ein kurzes Fell um die Schaam, und dann einen Mantel von Tyger= oder wilden Katzenhäuten, der ihnen nicht bis an die Hüften reicht. Ihre Arme ſind mit elfenbeinernen Ringen und ihre Füße oder vielmehr die Beine, von dem Knöchel an, mit Ringen aus Bändern von Schafsfellen oder Metall geziert. Sie ſind gröſtentheils groß und wohlgewachſen; um ſich aber noch mehr zu verſchönern, beſchmieren ſie ſich fleißig mit Fett und Kienruß, und auf dieſe ſchwarze Schminke bilden ſie ſich eben ſo viel ein, als unſere eitle europäiſchen Frauenzimmer auf die rothe. Da die gemeinen Leute hierzu öfters alte Butter nehmen, ſo ſtinken ſie dermaßen, daß man ſie ſchon auf eine ziemliche Ferne riecht. In ihren wolligen Haaren tragen die Weibsleute Ohrenringe, Knöpfe, Glascorallen und metallene Platten; und damit nichts vergeſſen werde, ſo pudern ſie ſich auch mit rothgelben Sand, und tupfen ſich das Geſicht mit einem rothen Kalk.

2. Hütten der Hottentotten.

Die Hütten der Hottentotten ſind bloß auf Stangen gemacht, welche ſie in einen länglichen Kreiß in die Erde ſtecken, und oben in einen Bogen zuſammen binden *). Bedeckt werden ſie mit Matten, welche die Weiber aus Binſen flechten, und die ſie ſo dicht zu machen wiſſen, daß kein Regen durchdringen kann. Eine ſolche Hütte, wenn ſie fertig iſt, ſieht aus wie ein großer Bienenſtock. Der Eingang iſt nicht hö=

 her,

*) Man ſehe das hieher gehörige Kupfer No. 1. welches aber keine Hütte der Hottentotten, ſondern der Schwarzen auf der Goldküſte vorſtellt. Im Bau iſt ſie aber jener gleich, nur daß ſie nicht ſo niedrig und breit iſt.

her, als drey Fuß; ſie müſſen alſo hinein kriechen. Inwendig iſt, oben über dieſem Eingang, ein Fell befeſtiget, das ſie wie einen Vorhang aufheben und niederlaſſen können. Dieſes ſchützet ſie gegen den Wind. Dieſe Hütten ſind ſo niedrig, daß weder Männer noch Weiber darin aufrecht ſtehen können. Sie hucken ſich daher platt auf die Hinterbacken nieder, welches ihnen durch die lange Gewohnheit nicht mehr beſchwerlich iſt.

Ungefähr zwanzig ſolche Hütten, die ſie ſo dicht als möglich an einander bauen, machen ein Kraal oder Dorf aus. Ein ſolches Kraal hat bisweilen drey, vier, bis fünfhundert Einwohner. Wenn es nicht mehr als hundert zählt, iſt es ſchon ſchlecht.

Dieſe Dörfer ſind bequem, in ſo ferne ſie leicht von einem Orte zum andern gebracht werden können. So oft es an Gras für das Vieh fehlt, oder ein Bewohner des Kraals eines natürlichen oder gewaltſamen Todes ſtirbt, bricht man die Hütten ab und zieht anders wohin.

3. Der Hottentotten Tanz.

Die Hottentotten ſind große Liebhaber vom Tanze, und machen ſich daher ſehr oft dieſes Vergnügen. Wenn nun ein Ball gehalten werden ſoll, und die Muſikanten mit ihren Trommeln und Inſtrumenten in Bereitſchaft ſind, ſo hucken ſich alle Männer in einen großen Kreiß, und laſſen Platz zwiſchen ſich für die Weiber. Hat nun die Muſik angegangen, ſo ſingen oder ſchreyen ſie alle dazu: Ho, ho, ho, und klopfen in die Hände. Dann ſtellen ſich verſchiedene Paare zum tanzen dar; es tritt aber nicht mehr als ein einziges Paar auf einmahl in den Kreiß, welche ungefähr wie unſere Bauern auf dem Lande herumſpringen. Wenn ſie anfangen, ſtehen ſie ohngefähr zehn Schritte von einander, und ſie tanzen gegen funfzehn Minuten, ehe ſie zuſammen kommen. Zuweilen kehren ſie ſich auch im Tanzen den Rücken zu, nie aber berühren ſie ſich bey den Händen. Jeder Tanz währet ungefähr eine Stunde. Beyde Tänzer ſind ſehr flüchtig und ſpringen ſehr hoch und gut. Die Weiber ſehen indeß beſtändig auf ihre Füße nieder, und ſingen: Ho, ho, ho, wobey ſie in die Hände klopfen. Wenn ſie Mannsperſonen zu Mittänzern verlangen, ſo ſtehen ſie auf und ſchütteln die Ringe an ihren Füßen, die beym Auf- und Niederſpringen ein Getöſe machen, wie das Geſchirr bey einem Kutſchenpferd, wenn es ſich ſchüttelt. Die Tänzer ermüden gemeiniglich die Spieler, denn der Ball hat ſelten ein Ende, ehe ſie alle durchgetanzt haben.

4. Ihre

4. Ihre Jagd.

In der Jagd ſind die Hottentotten ſehr geſchickt. Ihre Fertigkeit im Bogenſchießen und Aſſagay-werfen *), iſt beynahe unglaublich. Sie beſitzen ein ſo ſcharfes Geſicht, und ſind ihrer Hand ſo gewiß, daß es ihnen kein Europäer gleich thun kann. Wenn ein Hottentotte einem Hirſchen, einer wilden Ziege, oder einem Haſen auf dreyßig oder vierzig Ellen nahe kommen kann, ſo wird er ihn ſelten verfehlen. Steine werfen ſie ſo richtig, daß ſie ein Ziel von der Größe eines Dreyers auf hundert Schritte treffen. Das wunderbarſte aber iſt, daß ſie dabey nie ſtille ſtehen und zielen, ſondern in beſtändiger Bewegung ſind, und allerhand ſeltſame Stellungen annehmen, daß man eher glauben ſollte, ſie trieben Poſſen, als daß ſie ihr Augenmerk auf etwas hätten; auf einmahl aber fliegt der Stein, wie durch eine unſichtbare Hand geworfen, nach dem Ziele und trifft es. Im Bogenſchießen und Pfeilwerfen ſind ſie nicht minder geübt.

Wenn ein Hottentotte, entweder allein, oder in Geſellſchaft einiger anderer auf die Jagd geht, um Wildpret für ſeine Familie zu hohlen, ſo braucht er kein anderes Gewehr, als den Rakkumſtock. Dieſer Stock iſt einen Zoll dick, drey Fuß lang und an dem einen Ende zugeſpitzt, wie ein Pfeil; er wird auch geworfen wie ein Pfeil und thut ihnen ſehr gute Dienſte. Sie haben aber auch große Jagden, da alle Männer eines Dorfes zuſammen ausgehen, um entweder zum Vergnügen zu jagen, oder ein wildes Thier aufzuſpüren, das ihre Heerden beunruhiget. Iſt es ein Elephant, ein Nashorn, ein Elenn-Thier, oder ein Zebra, ſo umringen ſie es, und fallen es mit ihren Wurfſpießen an. Indeß es auf den einen zuſpringt, greift es immer der andere von hinten an, ſo, daß es ſich beſtändig herumdrehen muß, und nicht weiß, wen es verfolgen ſoll, bis es endlich voll Wunden hinſinkt. Die Löwen, Tyger, oder Leoparden fallen ſie auf gleiche Art an, und entgehen ihrer Wuth durch ihre außerordentliche Geſchwindigkeit. Dieſe Thiere ſpringen ſo ſchnell und dem Anſehen nach ſo gerade auf ihre Verfolger loß, daß man für ihr Leben zittert, allein man iſt umſonſt beſorgt. Im Augenblicke da der Hottentotte ſoll zerriſſen werden, ſpringt er auf die Seite, und das Thier läßt ſeine Wuth an der Erde aus. Es wendet ſich nach dem andern, den dritten und ebenfalls vergeblich; es brüllet, ſchäumet und raſet vor Grimm. Auf der einen Seite entſpringen ſie dem Thier mit unglaublicher Geſchwindigkeit, und auf der andern löſen ſie ſich eben ſo ſchnell und herzhaft einander ab. Solche Schauſpiele ſieht man nirgends in der Welt ſo oft wie bey den Hottentotten. Wenn das Thier nicht bald nieder gemacht wird, ſo ergreift es die Flucht: denn es merkt wohl, daß es mit ſo ſchnellen und herzhaften Feinden den Kürzern ziehen muß.

*) Ein ſolcher Aſſagay iſt auf der erſten Kupfertafel N. 5. bey c abgebildet.

5. Seltſamer Ritterorden.

Wenn ein Hottentotte einzeln, ohne andere Beyhülfe, ſo glücklich iſt, einen Löwen, Tyger, Leoparden, Elephanten, ein Nashorn oder Elennthier zu erlegen, ſo wird er zu einer Art von Würde erhoben, die man mit unſern Ritterorden verglei- chen kann. Dieß geſchieht aber mit gar ſonderbaren Ceremonien, welchen ſich bey uns wohl ſchwerlich jemand unterwerfen möchte. Wenn nehmlich der Hottentotte von ſeiner Heldenthat nach Hauſe gekommen iſt, ſo wird er von einem Abgeordneten des Kraals oder Dorfes abgehohlt, und mitten in den Flecken geführt, wo alle Män- ner verſammelt ſind, und ihn erwarten. Daſelbſt nun kauert er ſich auf eine Matte nieder, die für ihn ausgebreitet iſt, und alle Männer hucken im Kreiſe um ihn her- um. Der Abgeordnete geht ſodann auf ihn zu, und bepiſſet ihn vom Kopf bis auf die Füße, unter Ausſprechung gewiſſer Worte.

Iſt der Abgeordnete ein guter Freund des Siegers, ſo überſchwemmt er ihn; je mehr er ihn bepißt, deſto größer iſt die Ehre. Der Ritter ſelbſt macht ſchon vor- her mit ſeinen langen Nägeln Furchen in das Fett, womit er überſchmiert iſt, und reibt den Harn, ſo wie er auf ſein Geſicht oder auf ſeinen Körper fällt, begierigſt hin- ein. Nachher zündet der Abgeordnete eine Pfeife Taback an, welche in der Geſell- ſchaft ſo lange herum geht, bis nichts mehr als Aſche übrig iſt. Dieſe ſchüttet er auf den neuen Ritter, und nun empfängt derſelbe wegen der hohen Ehre die ihm wie- derfahren iſt, und dem Dienſte welchen er dem Lande geleiſtet hat, die Glückwünſche der Geſellſchaft. Nach dieſem ruht er drey Tage aus. Am Abend des dritten Tages aber ſchlachtet er ein Schaf, und giebt ſeinen Freunden einen Schmaus. Die Blaſe des beſiegten Thieres trägt er als ein Ehrenzeichen beſtändig in ſeinen Haaren, und es vertritt dieſelbe gleichſam die Stelle eines Wappens.

Eben ſo ſaubere Ceremonien ſind unter den Hottentotten bey ihrer Verehelichung gebräuchlich. Die Männer hucken nähmlich in einen Kreiß zuſammen, in deſſen Mitte der Bräutigam in einer ähnlichen Stellung ſitzt. In einiger Entfernung ſitzen die Weiber eben ſo um die Braut herum. Und nun kommt der Prieſter des Ortes, tritt in den Kreiß und bepißt den Bräutigam ein wenig, der es ſorgfältig einreibt; dann geht er zur Braut und weihet ſie eben ſo ein. So begibt er ſich ſo lange von dem einen zu der andern, bis ſein Vorrath zu Ende iſt. Dann wird der Seegen über ſie geſprochen, und die Trauung iſt geſchehen.

6. Beſtrafung der Miſſethäter bey den Hottentotten.

Die Gerichte beſtehen bey den Hottentotten aus dem Hauptmann und allen Männern des Kraals. So bald einer ein Verbrechen, als Mord, Raub und der- gleichen begangen hat, wird es in dem Dorfe bekannt gemacht. Jeder macht ſich

dann

dann augenblicklich auf, um den Thäter aufzuſuchen. Weiß aber dieſer, daß man tüchtige Beweiſe gegen ihn hat, ſo entflieht er gemeiniglich, ehe man ſeiner habhaft werden kann.

Wird der Verbrecher aufgefangen, ſo kommt er nur ſo lange in Arreſt, bis ſich der Kraal verſammelt hat, welches gemeiniglich noch an demſelben Tage geſchieht. Man ſchließt einen Kreiß, und läßt den Gefangenen in die Mitte treten. Der Ankläger bringt ſeine Klage vor, und die Zeugen werden abgehört. Der Gefangene aber vertheidigt ſich, und die Richter hören geduldig zu, ſo lange er, oder die Zeugen noch etwas zu ſagen haben. Ergibt ſich, daß er ungerecht angeklagt worden iſt, ſo muß ihm der Ankläger ein Stück von ſeinem Vieh zur Entſchädigung geben. Wird er aber ſchuldig befunden, ſo ſpricht man ihm ſein Urtheil und vollzieht es augenblicklich. Er wird gleich auf eben der Stelle wo er ſich befindet, hingerichtet. Dieſes edle Geſchäfte verrichtet der Hauptmann des Kraals ſelbſt. Er läuft auf den Verbrecher mit ſeinem Kirriſtock (ein Stock, der einen Zoll dick und drey Schuh lang iſt) zu, und ſchlägt ihn damit zu ſeinen Füßen nieder, wodurch ihm gemeiniglich der Kopf zerſchmettert wird. Die übrigen geben ihm vollends den Reſt und begraben ihn ſogleich.

Durch dieſe Strafe wird ſeine Familie nicht beſchimpft. Sein Verbrechen erlöſcht mit ſeinem Tode, und ſein Leichenbegängniß wird eben ſo anſtändig gefeyert, als ob er als ein braver Mann geſtorben wäre. Er iſt in einem ſolchen Falle dann glücklicher, als wenn er ein hohes Alter erreicht hätte, denn gegen alte unvermögende Leute ſind die Hottentotten grauſam.

So lange ein alter Mann oder eine alte Frau nur kriechen und ein Kraut, eine Wurzel, einen Stock nach Haus tragen kann, ſo begegnen ſie ihnen ganz gut; aber wenn ſie nichts mehr thun können, ſo ſetzt man ſie in eine beſondere Hütte in einiger Entfernung von dem Kraal, mit etwas Lebensmitteln, und ſo läßt man ſie hülflos und allein, bis ſie verhungern oder von wilden Thieren aufgefreſſen werden. Dieſem Schickſal iſt auch der reichſte Hottentotte unterworfen, wenn er unvermögend geworden iſt. — Dieſe Leute glauben, es ſey eine Wohlthat, auf dieſe Weiſe das Elend des Alters zu verkürzen.

7. Art zu reiſen in Afrika.

(S. die vierte Abtheilung der fünften Kupfertafel bey Num. 102).

Das Reiſen in Afrika iſt von dem in Europa ganz verſchieden. Denn man hat da weder Pferde noch Wagen. In dem Königreich Congo läßt man ſich entweder von vier Männern auf einer Art von Bahre tragen, welche wider die Sonnenhitze mit einem Tuche gedeckt iſt. (Man ſehe die dritte Abtheilung der fünften Kupfertafel

fel bey No. 102.) oder man nimmt nur zwey Träger, und ſetzt ſich auf einen Sitz, der auf einer Stange befeſtiget iſt, wobey die Füße auf einem beſonders angebrachten Tritte ruhen. (Man ſehe die vierte Abtheilung der fünften Platte.) Die bequemſte Art iſt die ſogenannte Hängematte, welches ein Lacken iſt, das an eine Stange gebunden wird; dieſe Stange tragen die Negern auf dem Kopfe. Zu einer Reiſe von zehn Meilen gebraucht man acht Negern, die ſich wechſelsweiſe zwey und zwey ablöſen. Sie ſind in dieſem Geſchäfte ſo geübt, daß ſie einen Weg von zehn Meilen gemeiniglich in zwölf Stunden zurück legen. Wenn die Reiſe nicht dringend iſt, ſo reiſet man lieber des Nachts, um der heftigen Hitze auszuweichen, die hier von dem zurückprallenden Sonnenſtrahlen auf dem Sande doppelt heftig iſt. Die Neger halten ſich auf ſolchen Reiſen ſo dicht als möglich an der See, um den feuchten Sand zu benutzen. Unterwegs machen ſie auch öfters Pauſen, unter den Vorwande, Waſſer zu trinken; wobey aber der Reiſende gemeiniglich um eine Flaſche Brantwein geſchnellt wird. Sind ſie des Abends vom gehen müde, ſo hängen ſie ihren Paſſagier ungefragt an der Stange zwiſchen zwey Bäumen auf, und legen ſich ruhig auf dem Boden ſchlafen.

8. Rüſtung der Negerſoldaten auf der Goldküſte in Oberguinea.

Die vornehmſten Stücke in Oberguinea, die gegenwärtig (i. J. 1797) zu der Rüſtung eines Negerſoldaten erfordert werden, ſind eine Flinte*), eine Patrontaſche von Tyger- oder andern Fellen die vor den Bauch gebunden wird, darin ſie zwölf bis ſechzehn Patronhülſen mit Pulver gefüllt, gefaſetes Baſt, zu Vorladungen, und bleyerne Kugeln, oder in deren Ermangelung gehacktes Eiſen, oder ſchwere glatte Steine haben. Um die Hüften tragen ſie einen ledernen oder baumwollenen Gürtel, und an dieſem ſind verſchiedene Meſſer von mancherley Größe in ihren Futteralen befeſtiget. Ueber den Schultern hängt auch öfters noch ein Tuch, worein noch einige Meſſer gebunden ſind, oder auch ein Säbel befeſtiget iſt. Ein kleiner Beutel mit Mammue, welches geröſteter und zu Mehl geriebener türkiſcher Waitzen iſt, und eine kleine Kalebaſſe oder Kürbisſchale zum trinken. Noch hängt an der Hüfte ein Baſtſeil, um die Gefangenen, die ſie etwa machen möchten, damit zu binden.

Selbſt ihre Kleidung hat alsdann eine ganz andere Form; ſtatt daß ſie ſonſt einen ſogenannten großen **Panties**, den ſie **Mammele** nennen, zu tragen pflegen,

*) Die Neger wiſſen in einer Entfernung von 300 Meilen von der Seeküſte nichts mehr von Pfeil und Bogen, ſondern ſind ſämmtlich mit Schießgewehr verſehen. — Man ſehe die Abbildung dieſer Neger auf der hieher gehörigen Kupfertafel.

Tab. II. pag. 8.

gen, der von der Hüfte bis auf die Waden herab hängt, wird bey ſolchen Gelegenheiten nur ein ganz kleines Tuch gebraucht, um die Schaam zu bedecken. Auf dem Kopfe tragen ſie gar wunderbare Dinge. Die gemeinſte Art ihres Hauptſchmuckes iſt ein Kuhfell, das ſie friſch über einen Klotz ziehen, und ſo trocknen laſſen; den Rand ſchneiden ſie ſodann ein wenig zierlich aus, und ſo iſt der Helm fertig. Andere haben ein Elephantenohr ſo zurecht gedreht, daß es ihnen denſelben Dienſt leiſtet. Wieder andere haben die Wirbelbeine eines großen Fiſches in die Form einer Mütze gebracht, und daran einen langen Schwanz von ſchwarz- und weißgebänderten Federn eines Falken geheftet; dieſe Art gebrauchen vorzüglich die vornehmen Revier-Neger. Die Berg-Neger haben ſie entweder von einer großen ſchwarzen Affenart, oder von Tygerfellen, da ſie es denn ſo einrichten, daß da, wo die Augen des Thieres geſeſſen haben, nun die ihrigen ſitzen; und hinten an hängen ſie einen langen Schwanz von dem Felle des Thieres, um deſto fürchterlicher zu ſcheinen. Noch andere haben entſetzlich große Strohhüte, oder auch Mützen von Matten u. ſ. w. — Eine Menge Fetiſſeryen *) hängen alsdann am ganzen Körper herum, wovon jede ihren eigenen Nutzen haben ſoll. Unter den Akraern iſt es allgemein, daß ſie eine Menge von weichen Gräſern unter das linke Knie binden; die Enden derſelben laſſen ſie etwas lange herab hängen, und darein werden eine Menge Knoten gemacht, die mit Glaskorallen durchwebt ſind, und wovon jeder wieder ſeinen eigenen Nutzen haben ſoll. Auf den Händen und am Halſe hängen ebenfalls eine Menge ſolcher Amulete, und je nachdem der Mann vornehm iſt, je größer iſt die Zahl und der Preis derſelben.

Heerführer erhalten auch überdieß einen wechſelsweiſe mit rother und weißer Farbe bemahlten Stab, deſſen Mitte mit einem Strohband von beſonderer Art umwunden iſt, und den der Held im Gefechte nicht von ſich legen darf.

Ein Lieutenant trägt einen Säbel und nur ſelten ein Gewehr. Dieſer Säbel muß im Lande nach ihrer eigenen Art gemacht ſeyn; denn diejenigen, welche aus Europa kommen, achten ſie gering, daß ſie ſie zu nichts brauchen, als Holz damit zu fällen. Gemeiniglich hat er eine ſichelförmige Figur und iſt wie ein Hackmeſſer geſtaltet. Am Ende iſt er zwey bis drey Hände breit, aufs längſte drey bis vier Spannen lang, und an der Spitze gekrümmt. Dieſe Säbel ſind ſehr ſtark, aber meiſt ſo ſtumpf, daß verſchiedene Hiebe erfordert werden, einen Kopf abzuhauen. Die Schneide iſt oft ausgekerbt, wie eine Säge. (Man ſehe die fünfte Abtheilung der erſten Kupferplatte bey S. 3 lit. a. und b.) Oft ſind zwey Schneiden zugleich in einen Handgriff gefaßt, und dieſer iſt wieder mit verſchiedenen eiſernen Stacheln verſehen, die

---

*) Was Fetiſſe ſind, wird weiter unten bey Num. 12. erklärt werden.

die bis einen halben Zoll hervorragen, vermuthlich damit ſie den Säbel deſto feſter halten können, wenn ihnen der Feind denſelben im Gefechte ſollte entreißen wollen. Ihre Dolche ſind eine Elle lang und vier Finger breit, mit hölzernen Griffen, die mit Golde, oder mit der Haut eines Fiſches, die ſie höher als Gold ſchätzen, überzogen ſind. Die Knöpfe der Dolche und Säbel ſind mit Tyger= oder Affenköpfen verziert. — Die Aſſagayen oder Sagayen ſind von zweyerley Art. Die kleinen ſind eine oder anderthalbe Ellen lang und ſehr dünne; dieſe werfen ſie wie Pfeile. Die großen ſind noch einmahl ſo lang und ſtark, und oben mit Eiſen wie ein Spieß beſchlagen. Dieſe größern gebrauchen ſie ſtatt des Säbels. (Auf der fünften Abtheilung der erſten Platte, S. 3 iſt bey c. eine Sagaye und bey d. ein Dolch abgebildet.)

In ihrer Kriegsmuſik bleibt die Hauptſache immer die Trommel, deren ſie verſchiedene Gattungen haben. Sie werden aus ausgehöhlten Baumſtämmen gemacht, die mit Schaffellen überzogen werden, jedoch nur auf der einen Seite, denn die andere bleibt offen. (Man ſehe das Kupfer.) Die kleinen gewöhnlichen Arten werden am Halſe an einem Bande getragen; die große Regiments=Trommel aber muß ein Neger auf dem Kopfe haben, und der Spieler geht hinter ihm her, um ſie zu ſchlagen. Dieſe Trommel kann gegen vier Fuß hoch ſeyn, und dritthalb Fuß im Durchmeſſer haben. Die Trommelſtöcke ſind haackenförmig.

Das zweyte muſikaliſche Inſtrument im Kriege ſind die Hörner. (S. d. Kupf.) Dieſe ſind aus den jungen Elephantenzähnen gemacht, um deren Spitze auf der Seite ein Loch zum Einblaſen gebohrt iſt, wie bey unſern Flöten. Diejenigen, welche dieſe Inſtrumente blaſen, wiſſen damit einen jeden bey ſeinem Nahmen zu rufen. Wenn im Gefechte einer Partey der Muth anfängt zu ſinken, ſo ruft der Hornbläſer den Nahmen des wankenden kommandirenden Offiziers zu wiederhohltenmahlen aus, um ihm Muth einzuflößen.

Wenn die Neger zu einem Gefechte ausziehen, ſo bemahlen ſie ſich über und über auf eine ſcheusliche Art mit weißer Farbe. Dabey ſehen ſie auch darauf, daß keiner dem andern in ſeinem Aufzug ähnlich ſey. Je unähnlicher ſie einander ſind, und je abſcheulicher und fürchterlicher ſie ausſehen, deſto beſſer iſt es. Da ſie keine Uniformen haben, ſo unterſcheidet ſich Freund und Feind bloß durch ein Stück gefärbte Leinwand, welches ſie anhängen.

9. Behandlung der im Kriege verwundeten Neger auf der Goldküſte.

Die Neger auf der Goldküſte haben den unmenſchlichen Gebrauch, nicht nur ihren todten Feinden, ſondern auch den Bleſſirten, die nicht gehen können, ohne Barmherzigkeit mit ganz kaltem Blute den Kopf herab zu ſäbeln. Dieſe Köpfe ſchleppen

pen ſie alsdann mit ſich fort, poliren ſehr ſauber alles Fleiſch herunter, und hängen die untere Kinnlade an die kleinen Trommeln oder Blaſehörner; der Obertheil hingegen wird an der großen Trommel befeſtiget. Dieſen ſonderbaren Schmuck ſchleppen ſie dann bey allen übrigen Kriegs= und Friedensverhandlungen mit ſich umher. Sie glauben, dadurch an dem Getödteten keine geringe Rache auszuüben, denn ſie ſtellen ſich vor, bey jedem mahl, wenn das Horn geblaſen, oder die Trommel geſchlagen wird, werde er unausſtehlich gequält. Je mehr ſolche Siegeszeichen ein Anführer aufzuweiſen hat, deſto größer iſt ſein Anſehen. Man urtheilt nach denſelben, wie bey uns nach der Menge der weggenommenen Fahnen, Kanonen und dergleichen.

10. Verwüſtungen, mit welchen die Negerkriege begleitet ſind.

Wenn eine Negernation die andere überwindet, ſo werden, ohne Gnade, alle Städte und Dörfer, in welche die Sieger eindringen können, geplündert und verbrannt. Es iſt dann ein ſcheuslicher Anblick zu ſehen, wie dieſe Unmenſchen mit Menſchen und Thieren umgehen. Die Menſchen werden theils niedergeſäbelt, zu tode gemartert, oder als Sclaven fortgeſchleppt und verkauft; und was ſie von dem Vieh nicht aufzehren können, wird niedergeſchoſſen und liegen gelaſſen; da ſieht man denn ganze Haufen Schafe, Ochſen, Ziegen und Schweine, welche in der unerträglichen Sonnenhitze bald durch ihren Geſtank die Luft verpeſten. Finden ſie hier oder dort eines an dem ſie noch Leben ſpühren, ſo werfen ſie es nicht ſelten lebendig ins Feuer und braten es. Iſt kein Holz in der Nähe, ſo nehmen ſie das Strohdach von einer Negerhütte, legen darauf das lebendige Thier gebunden, ſodann wieder ein Dach darauf, zünden die untere Lage an, und wenn alles Stroh verbrannt iſt, iſt der Braten fertig.

11. Seltſame Art, wie die Neger auf der Goldküſte den giftigen Biß der Schlangen zu heilen ſuchen.

Afrika wimmelt von einer Menge giftiger Schlangen, deren Biß ſo gefährlich iſt, daß nach zwölf bis ſechs und dreyßig Stunden gemeiniglich der Tod darauf folgt. Es werden unter den Negern ſehr viele von dieſen gefährlichen Thieren verwundet, und ſie müſſen beynahe alle daran ſterben, weil ſie ſich auf keine vernünftige Art zu heilen ſuchen. Wenn nähmlich einer gebiſſen worden iſt, ſo ſetzt man den Patienten nackend auf einen Stuhl und begießt ihn unaufhörlich mit kaltem Waſſer, in welches man vorher eine Menge geſegnete Kräuter legt. Natürlich können dieſe nichts helfen, und durch das kalte Waſſer wird noch dazu die Ausdünſtung aufgehalten, durch welche allein mittelſt eines ſtarken Schweiſes die Wirkung des eingeſogenen Giftes ge-

hindert werden könnte. In dieſen abergläubiſchen und ſchädlichen Gebräuchen werden die Neger durch ihre Prieſter unterhalten, welche unglücklicher Weiſe zugleich ihre Aerzte ſind.

12. Von dem Fetis- oder Fetiſchendienſt in Guinea.

Die Neger in Guinea glauben zwar, wie wir, ein höchſtes Weſen; ſie denken aber, es könne ſich nicht um alles, was in der Welt und unter den Menſchen vorgeht, bekümmern. Aus dieſem Grunde, meinen ſie, halte ſich Gott eine Menge Untergottheiten, welche unter der Geſtalt von Schlangen, Vögeln, Bäumen und andern Dingen ſich unter den Menſchen aufhielten, ſie gegen einander beſchützten, Gefahren verhüteten und alles unter ihnen zu ihrem Beſten einrichteten.

Dieſe Untergottheiten nennen ſie Fetiſſe oder Fetiſche und erweiſen ihnen göttliche Ehre. Sie bauen ihnen Tempel, die viele Vorhöfe und Zimmer haben, und mit den ſchönſten und ſeltenſten Bäumen umgeben ſind.

Die vornehmſten Tempel in Guinea und beſonders in der Gegend von Benin, wo man den Fetiſſendienſt am ſtärkſten ergeben iſt, ſind der Schlange heilig. Jeder Tempel hat ſeine Schule, worin die Prieſterinnen die Kinder im Singen und Tanzen unterrichten. Das Fetistanzen geht in der Stadt Benin faſt alle Tage vor ſich. Dieſe Nation ſcheint darin ſehr geſchickt zu ſeyn. Es werden eine Menge Mädchen auf öffentliche Unkoſten unterhalten, die nichts weiter thun, als in dem Tempel ſingen und öffentlich tanzen. Ihr Aufzug iſt alsdann prächtig, denn ſie tragen ein ganzes halb Dutzend Leibgürtel über einander und alle Arten von Korallen ſind an den Händen und Füßen ziemlich geſchmackvoll angebracht; der Obertheil des Körpers iſt aber wie gewöhnlich bloß.

Dieſe Mädchen tanzen bisweilen drey Stunden nach einander in der größten Sonnenhitze die ermüdendſten Tänze, wobey ſie keine andere Erhohlung haben, als daß ihnen die Prieſterinn von Zeit zu Zeit den Schweiß abtrocknet. Fragt man ſie, wie es möglich ſey, daß ſie es lange ohne Schaden ſo aushalten können, ſo antworten ſie, es ſey der Fetis, der ſie ſtärke. Oft aber kommen ſie ihres Fetiſſes ungeachtet, krank nach Hauſe und bezahlen ihren Tanz mit dem Leben.

Die Fetisſchlange iſt hier die erſte Gottheit und wird über alles hoch gehalten. Einem Europäer würde es übel ergehen, wenn er ſich an einer ſolchen Schlange vergreifen und ſie umbringen wollte. Sie ſind aber auch ſehr ſchöne Thiere für das Auge. Erwachſen ſind ſie von der Länge und Dicke des menſchlichen Arms. Der Grund ihrer Farbe iſt grau; ſie ſind aber überall mit gelben und braunen Flecken überſtreut. Sie ſcheinen es zu wiſſen, daß ihnen niemand was zu Leide thun darf,

denn

denn ſie gehen dreiſt in alle Häuſer; ſie thun aber auch ihrer Seits niemand einigen Schaden.

Ein Reiſender erzählt, daß er einſt eine ſolche Schlange in einem Garten der Europäer ſchlafend liegen ſah. Er vergnügte ſich ſehr über ihren Anblick, und war ſchon im Begriff ein Gefäß zu hohlen, um ſie heimlich in Spiritus aufzubewahren. Zum Unglück aber ging eben ein Neger, der im Garten arbeitete, vorbey, und ſah auch die Schlange liegen. Nun war es um dieſen Fund geſchehen. Er rannte wie eine Furie aus dem Garten, und kam gleich darauf mit einem Fetisprieſter zurück. Da dieſer die Schlange liegen ſah, fiel er der Länge nach auf ſein Geſicht zur Erde, küßete die Erde dreymahl, murmelte einige Worte in den Bart, ſetzte alsdann ſeinen Leibgürtel zurecht, damit er ja nicht losginge, und hob ſo behende die Schlange in den Gürtel, daß ſie nicht einmahl erwachte. So trug er ſie in den Tempel, wo man allezeit Eſſen und Trinken für ſie in Bereitſchaft hält, ſie mag nun kommen und es verzehren, oder nicht.

13. Barbariſche Gedächtnißfeyer des verſtorbenen Königs von Dahomet.

Das Reich Dahome, oder Dahomet, liegt auf der Sclavenküſte in Guinea.

Unter mancherley Feyerlichkeiten und Vergnügungen, mit welchen das Andenken des letztverſtorbenen Königs in dieſem Reiche jährlich begangen wird, iſt auch der grauſame Gebrauch üblich, vierzig oder funfzig unglückliche Sclaven abzuſchlachten, welche zu dieſer Abſicht das Jahr über aufbehalten werden. Man macht keinen Unterſchied, ob es Kriegsgefangene, oder Verbrecher, oder gebohrne Sclaven ſind. Fünf oder ſechs dieſer Unglücklichen ſitzen hart geſchloſſen, indeß ſich jedermann vergnügt und ſich einer unbändigen Freude überläßt, unten an dem Fuß einer Bühne, auf welcher ſich der König mit ſeinem Hofſtaat befindet, und erwarten ängſtlich den Wink zu ihrem Tode. Wenn alle Geſchenke ausgetheilt ſind, welche an dieſem Tag vertheilt zu werden pflegen, ſo werden dieſe Schlachtopfer hierauf vor den König gebracht. Er betrachtet ſie erſt noch einmahl, ob es die rechten ſind, und dann gibt er Befehl zu ihrer Hinrichtung, die mit dem Beil auf einem Blocke geſchieht. Ein Miniſter des Königs ſteht dabey mit einer Theeſchale in Bereitſchaft, fängt darin von dem Blut dieſer Elenden auf und überreicht es dem König. Der König tunkt die Spitze ſeines kleinen Fingers hinein, und leckt ihn mit der Zunge ab. Die Körper werden alsdann um das Grab des verſtorbenen Königs geworfen; die Köpfe aber auf Stangen rings herum geſteckt, womit ſich die Geſchichte des Tages endiget, welche vierzehn oder funfzehn mahl wiederhohlt wird.

Dieſer barbariſche Gebrauch ſcheint ein Ueberbleibſel ihrer ehemahligen Gewohnheit zu ſeyn, die überwundenen Feinde aufzufreſſen; denn gegenwärtig thun ſie dieſes nicht mehr, und verkaufen auch kein Menſchenfleiſch auf den Märkten, wie es einige Reiſende ihnen Schuld gegeben haben.

14. Tyranney des Königs von Dahomet gegen ſeine Unterthanen.

Die Unterthanen der Afrikaniſchen Fürſten werden äußerſt despotiſch von ihnen regieret; ſie ertragen aber geduldig alle Mißhandlungen.

Als einſt der König von Dahomet bey der Gedächtnißfeyer ſeines Vaters in Pomp vor den Unglücklichen vorbey ging, die am Fuße ſeines Throns ihr Todesurtheil erwarteten, ſeufzte einer unter ihnen ganz laut: O wie glücklich iſt doch dieſer (der König) und ach, wie elend bin ich nicht. Der König hörte etwas davon und fragte, was der Menſch geſagt hätte. Da man es ihm ſagte, wand er ſich ſelbſt um, hob den Sclaven auf und befahl, ihm ſeine Ketten abzunehmen; er ließ ihm auch Kleider und Reiſegeld geben, damit er gemächlich in ſein Land zurück gehen konnte. Bis hieher handelte der König recht edel; da er aber doch die Stelle des losgelaſſenen Sclaven nicht unerſetzt laſſen wollte, ſo ergriff er den erſten beſten von den Zuſchauern, die ſich neugierig um ihn herdrängten, bey dem Arm, ließ ihn niederſitzen, ihm Bande anlegen und am nähmlichen Tage noch hinrichten.

15. Putz der Neger von Akra.

(Man ſehe das Kupfer S. 7.)

Akra iſt ein Neger-Staat auf der Goldküſte in Guinea.

Das Hauptkleidungsſtück der männlichen Neger von Akra iſt das ſogenannte Tücklä, welches ein Stück Leinwand iſt, welches ſie unter den Beinen durchziehen, und mit einem Gürtel befeſtigen. Dann haben ſie noch ein großes Stück Zeug, das für einen erwachſenen Neger drey Ellen lang und drey Ellen breit ſeyn muß, und dieß nennen ſie Mammele. Wenn es kühl iſt, ſo hüllen ſie ſich ganz in dieſes Tuch und laſſen nur den einen Arm heraus hängen.

Alle Neger ſcheeren ihren Kopf. Die Alten, welche anfangen, graue Haare zu bekommen, ſcheeren ihn ganz kahl; die jüngern hingegen laſſen etwas davon ſtehen. Sie zeichnen vorher mit Kreide auf den Kopf die Figuren, die ſie wollen ſtehen laſſen, und ſie wiſſen ſo geſchickt die Haare dazwiſchen heraus zu hohlen, daß man ſich wundern muß. Manche haben Zeichnungen von Feſtungen, Blumen, Blumenſtücken auf dem Kopf. Einige befeſtigen auch an den ſtehenden Haaren eine kleine Schelle von Golde. Diejenigen Stellen, welche abgeſchoren worden ſind, müſſen wenig=

wenigſtens alle acht Tage von neuem übergangen werden. Vornehme aber laſſen ſich täglich raſiren. Bärte werden nur von ſehr wenigen getragen. — An dem Halſe und an den Armen tragen ſie eine Menge Korallen, oder auch Ringe und Armbügel aus Elfenbein, Kupfer, Meſſing oder Eiſen. Dieſe hängen ganz loſe, manchmahl zu zwanzig Stück, wenn ſie von Elfenbein ſind, auf dem Unterarm; ſonſt haben ſie auch zu Zeiten einen in der Mitte des Oberarms, der in das dicke Fleiſch ſo gewaltig einbeißt, daß ein Europäer vielleicht den Brand davon bekommen würde; die Finger ſitzen ebenfalls voll Ringe, vorzüglich die Daumen.

Der Putz der Weiber iſt von dem Putze der Männer ſehr verſchieden. (Man ſehe die zweyte Kupfertafel S. 7.) Eine ſchwarze Dame, wenn ſie ſich gehörig in Staat ſetzen will, braucht wenigſtens zwey Stunden zu ihrem Putze. Der Kopf koſtet auch hier die meiſte Zeit. Sie raſiren ihn, wie die Männer in Figuren, aber in einem ganz andern Geſchmacke. Auf dem Scheitel laſſen ſie gewöhnlich einen breiten Schopf ſtehen, in welchem ſie etwas Golddrath, die Spitze einer rothen Feder von Papageyen und manchmahl etliche Aehren von Rohr befeſtigen. Der ganze Körper wird dabey wohl gewaſchen, und mit einer Art wohlriechenden Talg, den ſie aus einem gewiſſen Baume ziehen, eingeſchmiert. Iſt dieſes geſchehen, dann wird erſt die Schminke aufgetragen. Hierzu dienen alle Arten von Farben, beſonders aber die weiße, die aus einem feinen Thon oder Erlus beſteht. Ihr Blau haben ſie von den Europäern; es iſt Berlinerblau. Sie rühren dieſe Farben mit Waſſer an, wie die Europäer; dann haben ſie allerley Figuren in Holz geſchnitten; dieſe tauchen ſie in die Farbe und betupfen ſich damit die Stirn, die Backen, das Kinn, die Brüſte, den Bauch, die Arme und die Füße. Das Geſicht muß die koſtbarſten Farben, als Blau und Grün haben; die übrigen Theile des Körpers müſſen mit bloßen Weiß verlieb nehmen. Manchmahl, wenn ſie nicht viel Zeit übrig haben, ſchminken ſie ſich nur ganz grob mit den Fingern; wenn es aber darauf ankommt, ſich öffentlich zu präſentiren, ſo werden drey oder vier andere Damen gerufen, um zu beurtheilen, welche Farben und Figuren am beſten ſtehen würden.

Eine Menge von Corallen-Schnüren, aus vielfarbigen Glas-Corallen, eine Art kleiner Schnecken, blaue Laſur-Corallen, geſchliffener Achat, werden an dem ganzen Körper, am Halſe, an den Händen, unter den Beinen ꝛc. vertheilt. Die koſtbarſten legt man dann allemahl an den Hals und an die Hände. Dann haben ſie auch an den Händen ſilberne oder wohl gar goldene Bügel, an welchen Louisd'or und andere Goldſtücke hangen. Die Finger und Zehen werden auch voll goldener und ſilberner Ringe geſteckt. Um die Füße, da wo wir Europäer die Spornen zu tragen pflegen, wird ein ſtarker Bügel von Silber angemacht, der ſechszehn Loth und bisweilen ein ganzes Pfund ſchwer ſeyn kann.

Die

Die Weiber haben auch ihre Täcklä und ihr Mammale, wie die Männer. Letzteres binden ſie mit einem ſeidenen Tuch über den Hüften feſt, und in den Kanten dieſes Tuches hängen ſie einen großen Bund ſilberner Schlüſſel, kleiner Glocken und ſpaniſcher Thaler, die im Gehen ein ſolches Geklingel machen, daß man die Dame einige hundert Schritt weit gehen hören kann. Dabey parfumiren ſie ſich auch tüchtig mit Biſam, oder hängen wohl gar den ganzen Buckel der Zibethkatze um den Hals.

Unverheirathete Negerinnen tragen im größten Staat den ganzen Oberleib bloß, bey einigen Stämmen dürfen ſie nicht einmahl ihr ſogenanntes Mammale umthun, ſondern müſſen bloß mit dem Täcklä vorlieb nehmen. Die Kinder laufen bis in das achte Jahr nackend einher; haben aber Hände und Beine voll von entſetzlich dicken Corallen.

Die Dunkoer Neger, welche weiter im Lande wohnen, ſind mit Einſchnitten über den ganzen Körper oder auch nur im Geſicht gezeichnet. Sie haben in dieſen Einſchnitten auch wieder ihre beſondere Moden, ſo, daß man daran erkennen kann, von welcher Nation ſie ſind, und welche Würde ſie bekleiden.

16. Brotbäckerey der Strandneger auf der Sklavenküſte.

Die Strandneger auf der Sklavenküſte in Guinea, bauen in Ueberfluß den türkiſchen Waitzen. Sie haben aber keine Mühlen, ihn zu mahlen, ſondern die Weiber reiben ihn auf einem ſchrägliegenden Stein mit einem andern walzenförmigen, faſt wie unſere Mahler die Farben. Sie feuchten das Korn allemahl zuvor mit Waſſer an, reiben es zu einem feinen Teige, laſſen es die Nacht hindurch gähren, und backen den Morgen darauf in einem großen liegenden Topfe Brot daraus, das beynahe den Geſchmack unſers Roggenbrotes hat. Oder ſie nehmen auch einen Löffel voll von dem fließenden Teige, werfen ihn in eine Pfanne mit kochenden Palmöhle, und laſſen ihn darin zu Kuchen backen, die hier unter dem Nahmen der Fettkuchen bekannt ſind. Oder auch, ſie wickeln den Teich in die Blätter der türkiſchen Weitzen-Aehren, kochen ihn in einem Topfe mit Waſſer, und nennen es alsdann Kummy. Dieſe Sorte iſt ihr urſprüngliches Brot. Das Backen haben ſie erſt von den Europäern gelernt; denn an ſolchen Orten, wo ſich keine Europäer aufhalten, trifft man nirgends Backöfen an.

18. Opfer, die auf der Goldküſte dem Fetis oder Fetiſch gebracht werden.

Wenn ein Neger auf der Goldküſte den Fetiſch opfern will, ſo bedient er ſich allemahl eines Prieſters. Wenn zum Exempel jemand krank iſt, ſo läßt er den Fetis

fra-

fragen, ob er wieder geſund werden könne? Der Fetis antwortet: ja! er ſolle nur ein Schaf, ein Huhn, ein Ey u. ſ. w. opfern. Dieſe Opfer werden auf die Kreutzwege geworfen, wo man ſie in Menge ſehen kann. Manchmahl muß auch das Huhn lebendig geopfert werden. Zu dem Ende wird ein Pfahl in die Erde geſchlagen und das Huhn daran gebunden, bis es entweder ſtirbt, oder von wilden Thieren gehohlt wird. (S. das Kupfer.) Zu Zeiten kommen ſie leichter davon, wenn ihnen bloß befohlen wird, einige kleine Pfähle auf den Kreutzwegen einzuſchlagen, oder Gemüße und Brot dahin zu tragen. Will man denn die Neger zu überzeugen ſuchen, daß ſolche Sachen ſehr übel angewandt ſeyen, weil ſie der Fetis doch nicht hohlte, ſo antworten ſie, dieß ſey nicht ihre Sache; ſie hätten es ihm gegeben; wenn er Luſt dazu hätte, ſo könnte er ſichs hohlen; thue er es nicht, ſo ſey es ſeine Schuld.

18. Verehrung des Buſchhundes auf der Goldküſte.
(Canis Carcharius L.)

Der Buſchhund gehört mit unter die Gottheiten der Afraiſchen Neger; und es darf niemand es wagen nach ihm zu ſchießen, ſo viel Kinder und Schafe er auch raubt. Auf Ningo unterhält man einen Tempel für ihn, der alle Abend mit Eßwaaren verſehen wird; dieß ſcheinen dieſe gefräßigen Thiere zu wiſſen, denn ſie kommen und hohlen ſie ab. Dieſe Buſchhunde ſind von der Größe der europäiſchen Wölfe, mit welchen ſie auch in ihrem ganzen Betragen viele Aehnlichkeit haben. Sie ſind ſo dreiſte, daß ſie ſich oft des Nachts auf die Treppe des Forts der Europäer legen und heulen. Wenn ſie nichts beſſeres aufzutreiben wiſſen, ſo gehen ſie auf den Krabbenfang, indem ſie, wenn die Brandung zurück tritt, den Krabben, womit alsdann der Strand bedeckt iſt, den Weg abſchneiden. Manchmahl greifen ſie auch erwachſene Perſonen an; tödten ſie aber nicht gleich, ſondern ſchleppen ſie erſt an einen ſichern Ort. Sie nehmen ſie alsdann beym Geſicht in das Maul, und werfen den Körper über ihren Rücken, wie der Wolf das Schaf.

19. Begräbniſſe der Neger auf der Goldküſte.

Die Neger auf der Goldküſte halten ſehr viel auf ein anſtändiges Begräbniß. Zu dem Ende iſt es die erſte Sorge eines Jünglings, ſich zum Manne weihen zu laſſen. Er baut ſich nähmlich ein kleines Häuschen, das wie ein Schweinſtall geſtaltet iſt, und bittet ſeine Kammeraden, die älter ſind als er, darein zuſammen. Er traktirt ſie, ſo gut er kann, und wenn der Schmaus ein Ende hat, dann wird er von ſeinen Freunden in ein kleines Loch geſteckt, welches ſie graben, und hier muß er die Nacht hindurch aushalten. Stirbt er nach der Zeit, ſo ſind die übrigen jungen Männer verbunden, über ſeinem Grabe zu ſchießen, welches ſonſt nicht geſchehen würde.

Ein jeder Neger wird in dem Zimmer ſeines Hauſes begraben, darin er geſtorben iſt. Im Abſcheiden, und auch wohl noch eine Stunde darnach, halten ihn die nächſten Verwandten allezeit in ſitzender Stellung, wobey ſie aus allen Kräften ſeinen Nahmen herſchreyen, ihm zu eſſen und zu trinken anbieten, und ihn unabläßig bitten, er möchte doch bey ihnen bleiben. Wenn er dieſes aber alles nicht hört, und todt bleibt, dann ſchicken ſie ſich zu ſeinem Begräbniſſe an, das noch denſelben Tag vollzogen wird, wenn er des Morgens ſchon geſtorben iſt; außerdem warten ſie bis auf den künftigen Tag. Sie wickeln den Todten in ſeinen weißen Leibgürtel und binden ihn auf ein Brett. Vornehme machen auch eine Art Sarg, und begraben ihn unter dem Singen und Geheule der Familie, oder auch zu dieſem Dienſte gemietheter Weiber. Dieß dauert bey den Großen acht Tage lang. Jeden dieſer Tage verſammeln ſich alle ihre jungen Leute in Kriegshabit, und ſchießen den halben Tag hindurch, wobey ſie mit Erfriſchungen bewirthet werden. Unter dieſen Ceremonien iſt es auch erlaubt, allerley Ausſchweifungen ungeahndet zu begehen. Niemand darf Schafe, oder eine andere Art Vieh herum laufen laſſen, wenn er nicht in Gefahr kommen will, daß es erſchlagen und von den Leidtragenden verzehrt werde.

Die nächſten Verwandten tragen eine Art Trauer, denn ſie legen einen dunkelblauen Leibgürtel an, und nehmen allen Gold- und Corallen-Staat ab.

20. Hochzeiten der Neger.

Die Vielweiberey iſt bey den Negern beynahe durchgängig in Gebrauch. Die Größe und das Anſehen eines Mannes hängt ſogar von der Zahl ſeiner Weiber ab. Man ſagt, daß der König von Aſſianthee *) dreytauſend Frauen habe, worunter die drey zuerſt genommenen den Vorzug genießen, und gewiſſermaßen den jüngern befehlen. Die Heirathsceremonien ſind nicht weitläufig. Wenn ein Mann die Tochter eines andern verlangt, ſo muß er ſich ſchon darauf gefaßt machen, eben ſo viel an ſeine Braut und ſeine Schwiegerältern zu bezahlen, als ihm eine Sclavin koſten würde. Iſt er nun über den Preis mit ihnen einig geworden, ſo wird der Tag zur Hochzeit angeſetzt. Den Tag vorher muß der Bräutigam alle ſeine Geſchenke nach dem Hauſe der Schwiegerältern ſchicken. Sie beſtehen gewöhnlich in ſechs bis acht Leibgürteln von verſchiedenen Zeugen, ein paar Anker Brantwein, einigen Dutzend Pfeifen, Taback, verſchiedenen Corallen, und ungefähr ſechzehn Thalern in Geld. Wenn alles richtig befunden worden iſt, ſo laſſen die Aeltern dem Bräutigam wiſſen, er könne ſeine Braut morgen hohlen laſſen. Indeſſen macht man Anſtalt, daß Byto,

*) Aſſianthee, Aſſiante oder Aſſinte, iſt ein mächtiges Reich auf der Goldküſte von Guinea.

oder Landesbier im Ueberfluß in Bereitſchaft ſey. Den folgenden Tag um Mittag, wenn der Bräutigam glaubt, daß die Braut angekleidet ſey, ſchickt er nach ihrem Hauſe, und läßt bitten, ob ſie ihn nicht beſuchen wolle? Sie kommt in ihrem beſten Anzuge, aufs zierlichſte geſchmückt und von einer großen Schaar Weiber begleitet, die alle feſtlich heraus geputzt ſind. Man ſetzt ſich in dem Hauſe des Bräutigams zu einem Gelage umher, bey welchem alles mit Brantwein, Bier und Palmwein traktirt wird, und jedes Frauenzimmer ſeine Pfeife bekommt, es mag nun rauchen oder nicht. Gegen Abend fängt man an zu tanzen, und beſchließt gemeiniglich den Ball erſt gegen Morgen.

21. Kindliche und älterliche Liebe der Neger gegen einander.

Aus folgendem Zuge kann man ſehen, wie edel ſelbſt unter dieſen rohen Völkern, Väter gegen Kinder und Kinder gegen Aeltern zu handeln fähig ſind.

Ein Neger war vielleicht durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nun bezahlen ſollte und nicht konnte. Er ging zu ſeinem Gläubiger und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als ſeinen eigenen Körper; er ſolle ihn alſo verkaufen wenn er wolle. Der erhitzte Gläubiger führte ihn gleich nach dem däniſchen Fort Königſtein, und verkaufte ihn. Bald darauf wurde er mit mehrern andern Sklaven nach dem Hauptforte Chriſtiansburg transportirt. Hier blieb er etwa ſechs Wochen, bis das Schiff, womit er nach Oſtindien eingeſchifft werden ſollte, ſeine völlige Ladung bekommen konnte. Während dieſer Zeit hatte ſein Sohn den edeln Entſchluß gefaßt, ſeinen Vater aus den Ketten zu erlöſen. Er wurde hierzu durch die Zärtlichkeit und die Schonung ſeines Vaters bewogen, der lieber ſich ſelbſt, als ſein Kind verkaufen wollte; denn die Guineiſchen Schwarzen haben das Recht, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ihre Kinder als Sklaven zu veräußern. Er kam deswegen mit einigen ſeiner Verwandten und verlangte einen Sklaven umzutauſchen. Dieß geſchieht zum öftern, wenn die Europäer ihren Vortheil dabey ſehen. Der Sohn war ein friſcher und raſcher Jüngling, der viele Jahre vor ſeinem Vater voraus hatte, folglich fand der Tauſch keine Schwierigkeiten. Man führte die Kette dieſer Unglücklichen vor. Der Sohn erkannte ſeinen Vater, er fiel ihm um den Hals und weinte Thränen der Freude, daß er ſo glücklich war, ihn aus den Banden erlöſen zu können. Man öffnete die Kette, nahm jenen heraus und ſetzte dieſen hinein. Er war völlig ruhig und bat ſeinen Vater, ſich ſeinetwegen nicht zu betrüben. Indeß wurde die Geſchichte dem Gouverneur angezeigt, der zum Glück ein Menſchenfreund war, und ſo kindliche Geſinnungen an dem jungen Neger zu ſchätzen wußte. Er redete mit dem Vater und den Verwandten, ob ſie die Summe, welche er gekoſtet

ſtet hatte, in einer gewiſſen Zeit wieder bezahlen könnten. Sie verſprachen das; und nun wurde der Sohn wieder aus der Kette genommen, und alle kehrten vergnügt zurück nach Hauſe.

22. Müſſiggang der Berg-Neger in Guinea.

Man nennt diejenigen Neger Bergneger, welche nicht am Seeſtrande, ſondern innerhalb der Gebirge, mehr in dem Innern des Landes wohnen. Dieſe leben beynahe noch wie unſere erſten Aeltern im Paradieſe. Alles was ſie pflanzen, trägt ihnen mehr als hundertfältige Früchte, daher ein Neger das ganze Jahr hindurch auf das höchſte drey bis vier Wochen arbeitet; die übrige Zeit verwendet er bloß zu ſeinem Vergnügen und zum Putz. Ein Hausvater arbeitet niemahls ſelbſt, ſondern er hält ſich einen oder mehrere Sklaven, oder auch ſeine Kinder müſſen den Maitz und Jams pflanzen, die Piſangen und Benanas bauen, die alten Stämme abhauen, damit aus der Wurzel neue treiben, Palmwein zapfen, auf die Jagd gehen, u. ſ. w.

Wie ſchrecklich muß ihnen nach einem ſolchen Leben die Sklaverey in Weſtindien ſeyn, wo ſie unter den ärgſten Mißhandlungen fort und fort arbeiten müſſen! Unter den Merkwürdigkeiten vermiſchten Inhalts ſoll erzählt werden, wie es ihnen da ergeht.

23. Art zu buttern bey den Hottentotten.

Die Hottentotten gebrauchen als Butterfaß die Haut eines wilden Thieres, welche ſie wie einen Sack zurichten, und die haarichte Seite einwärts kehren. Wenn dieſer Sack halb voll Milch iſt, ſo binden ſie ihn feſt zu; dann nehmen ihn zwey Perſonen bey den beyden Enden, und ſchütteln ihn hurtig hin und her, bis die Butter ſich von der Milch ſcheidet. Dieſe Butter thun ſie in Töpfe, und beſchmieren ſich entweder den Leib damit, oder ſie verkaufen ſie an die Europäer. Da ſie die Milch nie durchſeigen, und ihren Butterſack ſelten reinigen, ſo iſt die Butter äußerſt eckelhaft. Gleichwohl nehmen ſie ihnen die Europäer auf dem Cap ab. Sie reinigen ſie und verkaufen ſie mit großem Vortheil an die fremden Schiffe, welche einlaufen, wenn ſie ſie nicht für ihre Sklaven verbrauchen. Die Hottentotten ſelbſt eſſen keine Butter; ſie trinken aber die Buttermilch, oder verfüttern ſie an ihre Kälber und Lämmer.

24. Furcht vor Tapeten.

Wir werden in Europa von Jugend an ſo ſehr an den Anblick der Gemählde gewöhnt, daß uns die fürchterlichſten Vorſtellungen nicht mehr erſchrecken. Was ſie aber für Wirkung auf Leute thun, die noch nichts dergleichen geſehen haben, ſieht man aus dem Beyſpiel eines Königs von Borneo. Dieſem Könige wurden von den

erſten

erſten Europäern, welche auf ſeine Inſel kamen, Tapeten mit Figuren zum Geſchenke gemacht. Sie hofften ihm damit eine große Freude zu machen, der König ſah aber dieſe Figuren für bezauberte Menſchen an, die ihn in der Nacht umbringen würden, und nichts in der Welt konnte ihn vom Gegentheil überzeugen. Die Europäer mußten ihr Geſchenk zurück nehmen und eiligſt den Hafen räumen.

25. Täucherinnen nach Fiſchen.

Es gibt Taucher genug, die ſich für Geld zur Perlenfiſcherey gebrauchen laſſen. In Japan gibt es aber auch Weibsleute, die nach Fiſchen untertauchen und ſie fangen. Dieſe Weibsperſonen leben beſtändig auf Booten und nähren ſich von dem Fiſchfang. Sie werfen Angeln und Netze aus; wenn ſie aber ſchöne Fiſche gewahr werden, die nicht anbeißen wollen, ſo ſpringen ſie ſelbſt ins Waſſer und fangen ſie in einer Tiefe von mehr als acht Klaftern. Durch dieſes beſtändige Untertauchen werden aber nach und nach ihre Augen ſo roth wie Scharlach.

26. Der Meßias in Sumatra.

Im Königreiche Achin, auf der Inſel Sumatra, erwartet man einen Meßias wie bey den Juden. Alle Jahre einmahl geht der König in Begleitung aller ſeiner Edelleute mit großer Pracht in den Tempel, und ſieht zu, ob er noch nicht angekommen iſt. In ſeinem Gefolge befinden ſich vierzig Elephanten mit Seide, Samt und Goldſtoff behangen, und auf den Elephanten ſitzen Edelleute. Eines von jenen Thieren zeichnet ſich durch ſeinen Putz von allen übrigen aus. Es hat ein goldenes Kaſtell auf dem Rücken, in welches der Meßias zu ſitzen kommen ſoll. Der König wird auch in einem ſolchen Kaſtell getragen. Einige haben Tartſchen oder Schilder von Gold, andere große goldene halbe Monde, ingleichen Flaggen, Paniere, Fahnen, Paucken, Trompeten und andere muſikaliſche Inſtrumente. Der Zug geſchieht auf eine ſehr feyerliche Art, und hat ein ſehr majeſtätiſches Anſehen. Wenn ſie nun zu dem Tempel kommen, ſo gucken ſie hinein. Iſt der Meßias noch nicht da, ſo machen ſie einige Ceremonien, und dann ſteigt der König von ſeinem Elephanten herab und reitet auf dem für den Meßias geputzten wieder zurück. Der Tag wird ſodann mit Schmauſen und in Luſtbarkeiten vollends vollbracht. —

Wo liegt aber das Königreich Achin, oder die Inſel Sumatra, wo dieſe Meinungen und Gebräuche üblich ſind?

Hier liegt ſie unter den Aſiatiſchen Inſeln, unter der Halbinſel Malacca; ihr zur rechten iſt die große Inſel Borneo, und weiter unten die Inſel Java. Der Aequator geht mitten durch dieſelbe.

Die Inſel Sumatra hat ungefähr fünfhundert deutſche Meilen im Umfang. Die Luft iſt heiß, und in manchen Gegenden ungeſund. Im Innern der Inſel ſind mehrere hohe Gebirge, die aber niemahls mit Schnee bedeckt ſind. Der Berg Ophir iſt der höchſte darunter. Es ſind auch einige feuerſpeyende Berge auf der Inſel, welche daher öfters von Erdbeben geplagt wird. Von dieſen Gebirgen kommen mehrere anſehnliche Flüſſe herab, und man findet auch verſchiedene Seen. Der Boden iſt ſehr fruchtbar und bringet Reis, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Benzoe *), Balſam, Honig, Wachs, Kampher, Brotfrüchte, Cocos, Ananas, Betel **), Areka, Coffee, Gummi und Baumwolle hervor. Man findet auch Gold, Zink ***), Eiſen, Schwefel, Salpeter, Steinkohlen, Bergöhl, Indigo, indiſche Vogelneſter ****). An Thieren trifft man unter andern: Elephanten, Büffel, Naßhörner, Affen und beſonders Ourang-Outangs, Tyger, Hirſche, Schweine und Ziegen, daſelbſt an. Die Pferde werden auf dieſer Inſel gegeſſen. An wilden und zahmen Geflügel iſt großer Ueberfluß. In den Sümpfen und Flüſſen ſind Schlangen. Die Einwohner ſind Eingebohrne, Malajer und Europäer. Die Küſtenbewohner ſind Muhamedaner; im Innern des Landes ſind lauter Heiden. Die Sumatraner verfertigen ſchöne Weber- Gold- und Silberarbeiten. Sumatra beſteht aus mehrern großen und kleinen Staaten, von denen die meiſten von den Engländern und Holländern und von dem inländiſchen Könige von Palembang abhängen.

27. Sonderbare Befeſtigungswerke mit Stricken.

Bey einer Negerſtadt, auf der Küſte von Guinea, in der Gegend des Vorgebürges der drey Spitzen, fand der Engländer Towrſon ſonderbare Befeſtigungs- oder Vertheidigungs-Anſtalten. Es ſind nähmlich daſelbſt Stricke, mit Glocken daran, über die Wege gezogen, die in die Stadt führen, ſo, daß die Glocken läuten, wenn

man

*) Das Benzoe iſt eine Art ſtarkes und wohlriechendes Gummi, welches aus dem Benzoe oder Aſandbaum rinnet, wenn man Ritzen darein macht. Man braucht es theils als Medizin, theils zum Räuchern.

**) Das Betel iſt eine Pflanze, welche ſich wie Epheu oder Bohnen an Bäumen oder Stäben hinauf windet. Die Indianer tragen beſtändig Betelblätter bey ſich, und präſentiren ſich dieſelben, wie man ſich bey uns den Toback präſentirt. Sie kauen ſie beynahe beſtändig; da ſie aber bitter iſt, ſo vermiſchen ſie ſelbige mit Areca (einer Art von Haſelnüſſen) und gebrannten Auſternſchalen, wodurch ſich die Bitterkeit etwas verliehrt. Auf dieſe Art halten ſie ihren Betel für eine große Delikateſſe, und haben immer welchen in dem Munde. Wenn der Saft ausgeſaugt iſt, ſo wird das übrige weggeworfen. Die Betelblätter machen das Zahnfleiſch feſte und ſtärken den Magen; die Zähne aber werden davon ſchwarz, und wenn man zu viel kauet, ſo fallen ſie ganz aus.

***) Der Zink iſt ein Halbmetall, das eine bleygraue ins ſilberweiße ſpielende Farbe hat. Der Zink vermiſcht ſich mit allen Metallen und verwandelt das Kupfer in Meſſing.

****) Dieſe Neſter dienen zum Würzen der Speiſen. Sie haben die Geſtalt einer runden Schale und werden von den Indianiſchen Eisvögeln oder Alkyonen aus einer Art von Schaum gebaut, welcher zu ihrem Schnabel herausquillt.

man an den Stricken zieht. Geſchieht dieſes, ſo läuft die Wache ſchnell herbey, und ſieht wer es iſt. Sind es Feinde, die über die Stricke treten, ſo werden ſie wie Vögel mit Netzen gefangen, die man über ſie herfallen läßt. Dieſe Netze ſind beſtändig über den Wegen ausgeſpannt, welche man nothwendig gehen muß, weil die Stadt ſonſt rings umher mit dicken Strauch- und Buſchwerk umwachſen iſt, durch welches man nicht kommen kann.

28. Begrabenes Gold.

Als der Engländer Davis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Sumatra kam, hatte man in dem Königreiche Achin oder Achem den Gebrauch mit den Königen, welche man beerdigte, große Klumpen Goldes in das Grab zu legen. Ein ſolcher Klumpen wog wenigſtens fünf hundert Pfund und war artig mit erhabener Arbeit geziert. Einer kam zu dem Haupte, der andere zu den Füßen des Leichnams. Davis ſah zwey Stücke, welche für den damahls regierenden König verfertigt wurden, und er verſichert, es habe ein jedes tauſend Pfund gewogen, und ſeyen reich mit Edelſteinen beſetzt geweſen. — Wegen dieſes Reichthums hätte er gerne die Begräbniſſe der Könige in ihrem Innern geſehen, er konnte aber nicht.

Bey uns begräbt man die Könige zwar nicht mit Goldklumpen, wohl aber in ſilbernen Särgen, die oft mit Gold eingelegt ſind. Davis Erzählung hat daher an ſich nichts unwahrſcheinliches; im Gewichte möchte er ſich aber vielleicht doch geirrt haben.

29. Tyranney des Kaiſers von Biſſao zu Anfang dieſes Jahrhunderts.

Es hatte dieſer Kaiſer eine ſonderbare Art, ſich auf Koſten ſeiner Unterthanen zu bereichern, ohne daß er dem Geber Koſten machte. Wenn ihm nähmlich ein Schwarzer ſeines Nachbarn Haus ſchenkte, ſo nahm er es ohne Bedenken an, und der, welchem es gehörte, mußte es unverzüglich räumen, oder es dem Kaiſer wieder abkaufen. Dafür konnte ſich nun dieſer freylich an ſeinem freygebigen Nachbarn rächen, wenn er deſſen Haus auch dem Kaiſer ſchenkte; der Kaiſer aber gewann nur deſto mehr durch dieſe Rache. Wahrſcheinlich werden dieſe Hudeleyen, als ein Herkommen, auch von ſeinen Nachfolgern ausgeübt.

Einſt gab dieſer Kaiſer einem Portugieſen einen Sklaven in Verwahrung. Nach einigen Tagen erhing ſich der Sklave. Nun fragte ſichs, wer ſollte den Verluſt tragen? Der Billigkeit nach allerdings der Kaiſer; dieß wollte er aber nicht. Er gab Befehl, daß der todte Leichnam ſo lange unbegraben in des Portugieſen Haus ſollte liegen bleiben, bis er einen andern Sklaven würde beygeſchaft haben. Wegen des

uner-

unerträglichen Geſtankes, welcher bald entſtand, mußte ſich der Portugieſe dazu bequemen.

Bey einer andern Gelegenheit entwiſchten zween Sklaven, die der Kaiſer verkauft hatte, ihrem Herrn, und wurden von ſeinen Soldaten wieder aufgefangen. Der Billigkeit nach hätte er ſie zurück geben ſollen; allein er verkaufte ſie ohne Bedenken zum zweytenmahl an einen andern.

Die Inſel Biſſao oder Biſſeaux, gehört zu Nigritien oder Vorder-Aethiopien — hier auf der Karte von Afrika iſt ſie unter dem Portugieſiſchen Nahmen Biſſagos angezeigt. Sie iſt von ziemlichem Umfang. Ihr Boden erhebt ſich unmerklich bis an die Mitte der Inſel, wo alsdann einige Hügel ſind, welche Thäler bilden, in welchen ſich das Waſſer ſammelt, welches in kleinen Bächen das Land befruchtet und der See zuläuft. Nirgends auf der ganzen Inſel findet man ſo viele Wohnungen beyſammen, daß man ſie ein Dorf nennen könnte, ſondern ſie ſtehen beynahe alle zerſtreut. Um die Hütten herum ſind Bananas-Gujaren-Citronen und andere Bäume gepflanzet, wodurch ſich die Einwohner Kühlung und Schatten verſchaffen. Das Erdreich bringt alle Lebensbedürfniſſe, beſonders Reis und Hirſen im Ueberfluß hervor. Das Rindvieh iſt ſehr fett. Gegenwärtig findet ſich eine chriſtliche Kirche und ein Franziskaner-Kloſter auf der Inſel, und ehemahls hatten auch die Portugieſen ein Fort daſelbſt.

30. Beerdigungs-Gebräuche bey einigen Nationen.

Die Sereres Neger, welche hauptſächlich das Land um das grüne Vorgebürge bewohnen, begraben ihre Leichen außerhalb der Dörfer in runde Hütten, die wie ihre eigenen Wohnhütten gedeckt ſind. Sie ſetzen da die Leiche auf ein Bett hin, und kleben mit Thone Blätter von Schilfrohr darüber, dann machen ſie von außen ungefähr Fuß dick eine Mauer herum, welche die erſte Schale bedeckt und ſich ſpitzig wie ein Zuckerhut endigt. Dieß ſieht nun aus, als ob ein zweytes viel größeres Dorf da wäre, als das Dorf der Lebendigen. Die Neger wiſſen auf ihre Gräber keine Inſchriften zu machen; ſie ſetzen den Männern bloß auf ihre Grabhütte zum Denkmahl Bogen und Pfeile, und den Weibern einen Mörſel mit einem Stempel, weil die Hauptbeſchäftigung der Männer die Jagd, und der Weiber die Küche iſt.

Die Araber, welche nordwärts vom Fluſſe Senegal wohnen, bewohnen keine Hütten, ſondern bloß Zelten. Wenn bey ihnen ein Mann ſtirbt, ſo geht ſeine Frau, ſein Kind, oder ſonſt ein Anverwandter an die Thüre des Zeltes und erhebt ein klägliches Geſchrey. Auf dieſes Zeichen laufen alle Weiber in der Nachbarſchaft zuſammen, und die Nachricht von dem Tode wird gleich in dem ganzen Dorfe ausgebreitet. Sie umringen das Zelt; einige verführen ein entſetzliches Klaggeſchrey, andere

ſingen

ſingen das Lob des Verſtorbenen. Aus ihrer Betrübniß ſollte man ſchließen, es ſeyen lauter nahe Verwandte des Verſtorbenen; allein es ſind eitle Gauckeleyen, und mitten unter dieſem Klaggeheul fangen ſie an zu lachen, wenn ſich Gelegenheit dazu findet. Nach dieſer Ceremonie waſchen ſie den Leichnam, putzen ihn, und tragen ihn auf eine Anhöhe, wo ſie eine Grube graben, in welche ſie ihn mit dem Geſichte nach Oſten legen. Das Grab wird hierauf mit Erde gefüllt, und mit einem Haufen Steine bedeckt, damit es vor den wilden Thieren ſicher ſey.

Wenn auf der Inſel Biſſao oder Biſſeaux der daſige König ſtirbt, ſo werden ſeine liebſten Weiber und ein Theil ſeiner Sklaven hingerichtet, und unweit ſeines Begräbnißortes eingeſcharrt, damit ſie ihn in der andern Welt bedienen können. Nachher wird der Leichnam des todten Königes in einem Sarge von Schilf durch vier der Vornehmſten des Reiches zu Grabe getragen. Wenn ſie zu dem Grabe kommen, ſo werfen ſie den Sarg in die Höhe und laſſen ihn auf die vornehmſten Anverwandten aus der königlichen Familie fallen, welche rund herum auf der Erde liegen; der, auf welchen der Sarg fällt, wird als König erkannt.

Während daß der franzöſiſche Schiffscommandant Brue, durch die Landſchaft Cajor in Senegambia reiſete, ſtarb plötzlich einer der vornehmſten in einem Flecken, wo er ſich aufhielt. Kaum hatte eine Weibsperſon den Kopf zu der Thüre hinausgeſtreckt und einen Schrey gethan, ſo war der ganze Ort auf den Beinen, gleich als ob bey uns mit allen Glocken geläutet worden wäre. In einem Augenblicke hörte man von allen Seiten ein entſetzliches Geſchrey. Die Weiber ſprangen aus ihren Häuſern, und ob ſie gleich weiter nicht wußten was vorgefallen war, ſo zerfleiſchten und zerkratzten ſie ſich das Geſicht ſo wüthend, als wenn ſie alle ihre Anverwandte verlohren hätten. Da aber bekannt wurde, wer der Verſtorbene war, ſo liefen ſie alle nach ſeiner Hütte und machten einen abſcheulichen Lärm.

Einige Stunden darauf kam der oberſte Marbut oder Prieſter, wuſch den Leichnam ab und zog ihm ſeine beſten Kleider an; ſo geputzt legte er ihn, mit ſeinem Gewehr an der Seite, auf das Bette. Darauf gingen die Verwandten, einer nach dem andern zu dem Todten, und thaten allerley lächerliche Fragen an ihn. Sie erkundigten ſich am Ende, ob er nichts mehr zu befehlen hätte, und da er ihre Höflichkeiten nicht beantwortete, ſprachen ſie ganz gravitätiſch: er iſt todt.

Indeſſen überließen ſeine Weiber und Kinder andern die Sorge für ſein Leichenbegängniß, tödteten die Ochſen und verkauften ſeine Waaren, auch ſelbſt ſeine Sklaven für Brantwein, denn bey ſolchen Gelegenheiten war es gewöhnlich, ſich recht luſtig zu machen und zu beſaufen.

Die Gueriote n oder Muſikanten führten den Zug mit ihren Trommeln, dann folgten die Männer alle bewaffnet, ſtille nach; dann kam der Leichnam von

zweyen Männern getragen, und alle Marbuten, die zuſammen gebracht werden konnten, umgaben denſelben. Die Weiber folgten, ſchrieen und zerfleiſchten ſich wie raſende Leute. Die Könige und Vornehmen haben das Recht, daß ihre Leichname in ihren Häuſern begraben werden dürfen.

Wenn dieſes geſchehen iſt, dann halten ſie einen kurzen Umgang rings um den Flecken herum. Wann ſie nun an das Grab kommen, ſo nähert ſich der oberſte Marbut dem Körper, und redet ihm ins Ohr. So lange aber dieſe Rede dauert, halten vier Männer ein Stück Kattunzeug um ihn herum, um ihn gleichſam vor den Zuſchauern zu verbergen. Die Träger legen ihn alsdann ins Grab, und bedecken ihn mit Erde und Steinen, damit die wilden Thiere nicht dazu kommen. Der Marbut hängt hierauf des Verſtorbenen Gewehr an einer Pfoſte oben am Grabe auf, und mit demſelben ein Gefäße mit Speiſe und Waſſer, womit er ſich ein Jahr lang behelfen ſoll. Iſt man ſo weit fertig, dann fällt der Kattun zur Erde und die Weiber heben ihr Geſchrey und ihre Klagen wieder an, bis der oberſte Marbut den Gucrioten befiehlt, den Marſch zur Rückkehr nach dem Flecken zu ſchlagen. Dieſen Augenblick hört alle Betrübniß auf, und es geht an ein Schmauſen, gleich als ob nichts vorgefallen wäre.

An einigen Orten ziehen ſie eine Grube rings um das Grab herum, und bepflanzen ſie zu beſſerer Sicherheit mit einer Dornhecke. Geſchieht dieſes nicht, ſo graben die wilden Thiere den Leichnam oft in ein paar Nächten aus, und freſſen ihn. An andern Orten dauert die Trauer ſieben bis acht Tage; und wenn es ein Knabe iſt, ſo laufen ſeine Geſpielen mit ihren Säbeln in den Händen im Flecken herum, als ob ſie ihn ſuchten, und ſchlagen dieſelben zuſammen, wenn ſie ſich begegnen.

31. Bravos oder Meuchelmörder in der Stadt Kachao.

Die Stadt Kachao oder Kachaux, liegt in Nigritien an dem Fluß Domingo. Die Portugieſen haben hier eine Kirche, ein Kloſter und große Waarenlager. Die zweyte Nummer der erſten Kupfertafel, S. 3 enthält eine Anſicht dieſer Stadt, aus welcher man ſich einen Begriff von der Bauart der Negerſtädte machen kann.

Ohne dringende Geſchäfte muß in Kachao bey Nachtzeit niemand anders, als wohl bewaffnet ausgehen, weil man vor den Bravo's nicht ſicher iſt. Man ſtelle ſich einen Mann in einem Küraß vor, der mit eiſernen Reifen umgeben und mit einem ledernen Schurz mit einem großen Latz bedeckt iſt. Dieſer Schurz geht nur fünf Finger breit über die Lenden und iſt voll Löcher, in denen zwey bis drey paar Taſchenpiſtolen und ein paar Dolche ſtecken. Am linken Arme trägt er ein kleines Schild und an der Seite ein langes Schwert oder Spado. Die Scheide von dieſem Schwert

Schwert iſt an der Seite aufgeſchlitzt, und durch den Druck einer Feder ſpringt ſie auf, damit der Bravo die Zeit und Mühe erſpart, vom Leder zu ziehen. Wenn er zum Vergnügen oder in Geſchäften ausgeht, ſo iſt dieſe Rüſtung mit einem ſchwarzen Mantel umhüllt, der bis auf die Waden reicht. Geht er aber zu ſeiner Geliebten, oder zu einem Duell, nach portugieſiſcher Art, das heißt zu einem Meuchelmord aus, ſo rüſtet er ſich noch überdieß mit einem kurzen Karabiner oder einer Muskete mit enger Mündung. Dieſe Muskete wird auf eine Gabel geſtellt und mit zwanzig bis fünf und zwanzig kleinen Kugeln und einem Viertelpfund Pulver geladen. Den Aufzug vollſtändig zu machen, hängt der Bravo auch noch eine große Brille über der Naſe an den Ohren an. Wenn er nun in dieſer Verfaſſung an den Ort des Zweykampfes kömmt, ſo legt er ſeinen Karabiner auf das Geſtelle, ſtreifet ſeinen Mantel über den linken Arm auf, hält in der rechten Hand den bloßen Degen und erwartet in dieſer Stellung ſeinen Gegner, der auf nichts gefaßt iſt. So bald er ihn kommen ſieht, ruft er ihm zu, er ſoll ſich vorſehen, und gibt Feuer. Der Schuß geht natürlich ſelten fehl, denn das Gewehr zerſtreut die Kugeln ſo ſehr, daß ſie ſich über einen Thorweg ausbreiten. Wenn die unglückliche Perſon nicht gleich todt bleibt, ſo ſpricht er als ein guter Chriſt ein Jeſus Maria über ſie und gibt ihr vollends den Reſt.

Manchmahl kommt der Bravo an ſeines gleichen und wird ſelbſt gefangen genommen. In dieſem Falle kann er ſich loshelfen, wenn er vorgibt, es ſey ein Irrthum geweſen, und er wolle ſich in Zukunft beſſer nach ſeinem Feinde umſehen.

Es iſt demnach ſehr gefährlich bey Nachtzeit heraus zu gehen, und ſo iſt es in allen Portugieſiſchen Colonien. Wenn man eine Laterne trägt, ſo muß man gewärtigen, erſchoſſen zu werden, und begegnet man einem Liebhaber, einem Meuchelmörder oder Pflaſtertreter, ſo ſchreyt er gleich Smorcar, d. h. Licht aus! Thut man dieſes nicht gleich, ſo ſaußen die Kugeln um den Kopf. Das ſicherſte iſt demnach im Finſtern zu gehen, und wo man eine Zitter hört, in eine andere Gaſſe auszuweichen. Mit dieſem Inſtrument machen nähmlich die Portugieſen ihren Geliebten Muſik. Sie ſtellen ſich damit ſo, daß ſie gehört werden und zugleich mit ihr ſprechen können. Dieſen glücklichen Augenblick erwarten ſie mit entblößtem Degen, und wenn jemand vorbey will, ſo halten ſie ihm die Spitze vor und ſagen: zur Rechten, zur Linken, je nachdem ſie ihn wollen paſſiren laſſen. Die Klugheit macht es alsdann rathſam, ihrem Gebote Folge zu leiſten.

32. Liſtige Diebe.

Die Chineſer ſtehen in dem Rufe, ſehr ſchlaue Betrüger und Diebe zu ſeyn. Ein Schiffs-Kapitain, Nahmens Eduard Sayer, wurde von einem Kaufmanne dieſer Nation recht eigentlich mit ſehenden Augen blind gemacht. Er hatte nähmlich

 von

von dieſen und einigen andern Chineſen Seide eingekauft, und das Geld dafür ſchon abgewogen und in Bereitſchaft gelegt, weil er jeden Augenblick die Waare erwartete. Sein Geldſack wurde ihm aber in ſeiner Gegenwart, aus dem Zimmer, in welchem er ſich mit einem andern Freunde befand, und das noch dazu mit einer Wache beſetzt war, geſtohlen. Er konnte ſich nicht vorſtellen wie dieß möglich war, und es wurde auch nicht heraus gebracht. Die Diebe hatten vielleicht durch die Wand, welche bloß von Rohr war, ein Loch gemacht, und das Geld dadurch herausgezogen, ohne daß es jemand gewahr wurde.

33. Die Europäer werden für Zauberer gehalten.

Als Cada Moſto, der Befehlshaber eines Portugieſiſchen Schiffes am Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Länder am Sanaga, (Senega, Senegal) (heut zu Tage Senegambien) bereißte, fand er die dortigen Schwarzen noch ganz unbekannt mit den Europäern und Europäiſchen Dingen. Sie bewunderten verſchiedene Sachen, welche ſeinen Schiffsleuten gehörten, am meiſten aber das grobe Geſchütz. Einige von ihnen kamen an Bord, und da ließ der Capitain zum Spaß einige Stücken loßbrennen, welche ihnen ein entſetzliches Schrecken einjagten. Ihre Furcht wurde noch größer, als ſie hörten, daß man auf einen Schuß mehr als hundert Mann zu Boden ſtrecken könnte. Der Teufel mußte da nach ihrer Meinung offenbar die Hände im Spiel haben.

Sie verwunderten ſich auch nicht wenig über einen Dudelſack, auf welchem er zu ihrer Beluſtigung einige Stückchen aufſpielen ließ. Sie beſchauten ihn hinten und vorn und blieben am Ende feſt überzeugt, daß es ein lebendiges Thier ſey, das allerley Stückchen ſingen könnte. Cada Moſto merkte ihren Irrthum, und machte ihnen begreiflich, daß es bloß ein muſikaliſches Inſtrument ſey, gab es ihnen auch in die Hände, damit ſie es betaſten konnten, und nun ſahen ſie freylich, daß es bloß ein Kunſtwerk war. Sie glaubten aber, es müſſe von Gottes Händen gemacht worden ſeyn, weil ſie nie etwas ſo göttliches als den Dudelſack gehört hatten.

Ueber das Schiff ſelbſt, die Maſten, die Seegel, die Taue, die Anker, geriethen ſie in das größte Erſtaunen. Sie glaubten es ſey ein großes Thier und die Schießlöcher im Hintertheil hielten ſie für ſeine Augen, mit welchen es den Weg zur See finden könnte. Ihren Begriffen nach, mußten die Europäer die größten Zauberer ſeyn; denn Reiſende zu Lande, ſagten ſie, fänden mit Mühe den Weg von einem Ort zum andern, und die Europäer wußten ihn ſogar auf dem weiten Meer zu treffen, wo an keine Bahn zu denken iſt. Dieß konnten ſie offenbar nicht allein ohne den Teufel thun.

An einem Lichte, welches ſie auf dem Schiffe brennen ſahen, fanden ſie ein großes Wohlgefallen. Auch dieſes war ihnen was neues, weil ſie kein anderes Licht, als das Feuer kannten, und nicht wußten, woraus ſie gemacht wurden.

In ihrem Lande gab es viel Honig; ſie ſaugten aber bloß die Kuchen aus und warfen das übrige weg. Einſt brachte ein Schwarzer zwey Bienenſtöcke auf das Schiff, welche ihm Cada Moſto abkaufte. Er zeigte ihm, wie man das Honig herausnimmt und fragte ihn, ob er wüßte, was das wäre was zurück blieb. Der Schwarze wußte es nicht. Er gerieth aber mit ſeinen Kammeraden in nicht geringes Erſtaunen, als in ſeiner Gegenwart Lichter daraus gegoſſen und verbrannt wurden. Die Europäer, meinten ſie, wüßten doch alles.

Senegambia heißt man eigentlich das Land zwiſchen den Flüſſen Senega und Gambia. Bisweilen wird es zu Nigritien gerechnet, richtiger aber davon unterſchieden.

Die Gegend am Sanaga bis zum grünen Vorgebirge iſt ſehr ſumpfig und moraſtig; im Innern findet man ſandige Wüſteneyen. Am Ausfluſſe des Senega, faſt durch die Breite des ganzen Fluſſes, iſt eine Barre, d. i. die Wellen gehen über einen ſeichten Grund oder Untiefe, und erheben ſich zehn bis zwölf Fuß hoch, fallen wieder herunter, und brechen ſich. Kaum hat dieſe erſte Welle die Wirkung gethan, ſo folgt die andere und dritte. Sie ſind den größten Fahrzeugen eben ſo gefährlich, als den kleinſten. Die dort wohnenden Neger kennen ſie indeſſen ſo gut, daß ſelten dabey ein Unglück geſchieht. Dergleichen Barren ſind an der weſtlichen Küſte von Afrika nichts ſeltenes.

Die Luft an ſich iſt ſehr heiß, wird aber in den Sommermonaten durch öftern Regen ſehr gemäßiget. Aber die Regenzeit iſt mit heftigen Stürmen und Ungewittern begleitet.

An Produkten findet man da: Cameele, Schafe, Löwen, Leoparden, Tyger, Elephanten, Pferde, Rindvieh, auch Büffel, Affen, Crocodille, Schlangen, Strauße, Papagayen und andere Vögel; Zitterfiſche, Cocos, Calebaſſen, Manglebäume, Maſtix, Caſſia, Honig, Wachs, Gummi, Bananas, Ebenholz, Datteln, Citronen, Ananas, Taback, Baumwolle, Indigo, Mainoc, Reis, Mais, Waſſermelonen, Hirſe, Gold in Staub und Klumpen, Kupfer, Eiſen, Marmor, Salz, Ambra.

Die Europäiſchen Beſitzungen in Senegambia, ſind ſeit dem Jahre 1783 in zwey Theile getheilt: ein Theil iſt Engliſch; der andere Theil iſt Franzöſiſch. Den Franzoſen gehört das Fort Senegal, auf der Inſel Senegal, ferner das Fort

Louis, auch auf einer Inſel, im Reiche Hoval, und dann Goree im Cajoriſchen Gebiethe.

Die alten Einwohner von Senegambia ſind Mohren und Neger. Beyde unterſcheiden ſich dadurch: die Haare der Neger ſind ſchwarz und kraus, wie Lämmerwolle, d. i. kraus, aber ſonſt in allen Stücken von eigentlicher Wolle unterſchieden; jedes einzelne Haar iſt außerordentlich fein, und ſproßt aus einer ungleich kleinern Wurzel als bey den weißen Menſchen. Der Mohren ihre ſind zwar auch ſchwarz, aber nicht kraus; ihre Naſe iſt ſpitziger und die Farbe nicht ſo dunkel ſchwarz, als bey den Negern; auch an Verſtande und Geſchicklichkeit übertreffen ſie dieſelben. Sie haben keine in die Haut eingeſchnittene Nationalzeichen, wie die Neger, und wohnen von ihnen abgeſondert. Die Neger ſind Fetiſchanbeter *), ausgenommen die Mendingoer und Jalofen. Bisweilen ſind die Negerfürſten auch zugleich Oberprieſter. Die Mohren ſind meiſt Muhamedaner; ſie haben aber keine Moſcheen und Feſttage, außer dem Bairamfeſt **). Ihre muhamedaniſchen Prieſter heißen meiſtentheils Marbuts. Dieſe verſtehen die Mauritaniſche Mundart, die arabiſche Sprache, den Koran meiſtentheils ſehr gut, und ſind, wegen der Achtung, in welcher ſie ſtehen, die einzigen, welche durch ganz Afrika ſicher reiſen können. Die Mauren in Afrika unterſcheiden ſich von den Arabern und andern Morgenländern auch darin, daß ſie weder Taback, noch Wein, noch andere hitzige Getränke genießen. Hingegen eſſen ſie ſich trunken, wozu ſie Saamen von den Hanfblättern gebrauchen. Ihre Stämme haben gewiſſe Diſtrikte, in denen ſie mit ihren Lagern, Pferden, Rindvieh, Cameelen, Schafen, Ziegen, auf und nieder ziehen, und ſie als ihr Eigenthum zur Viehweide anſehen.

34. Charakter und Sitten der Javaner oder Bewohner der Inſel Java.

Die Javaner ſind überhaupt außerordentlich ſtolz und doch dabey ſehr arm, weil unter hunderten nicht einer arbeiten will. Die Vornehmen verarmen durch die Menge ihrer Sklaven, die ſie aufzehren. Die Chineſen verrichten alle Feldarbeit für ſie; ſie pflanzen, bauen und ſammeln den Pfeffer ein, und beſorgen auch ganz den Reis-

bau

*) d. i. Sie wählen ſich gewiſſe Gegenſtände zu Göttern, z. B. einen Baum, ein Thier, einen Stein und erweiſen ihnen göttliche Verehrung. In der Folge wird von den Fetiſchen verſchiedenes noch erzählt werden.

**) Es feyern die Muhamedaner dieſes Feſt nach ihrer großen Faſtenzeit Ramazan genannt. Eigentlich ſind zwey Bairamsfeſte, das erſte bald nach der Faſten, das andere ungefähr ſiebzig Tag nach derſelben. Das große Feſt dauert drey Tage, an welchen man ſich Glückwünſchungsbeſuche macht, einander Geſchenke gibt und ſich ſo gut man kann, des Lebens freut, Ungefähr wie bey uns an Oſtern.

bau. Gewiſſermaßen leben ſie alſo als Sklaven unter ihnen; ſie bereichern ſich aber dabey durch die Nachläſſigkeit ihrer Herren und werden die wohlhabendſten Leute.

Die Javaner ſind ſo ſtolz, daß einer den andern, wenn er ſeines gleichen iſt, keinen Zoll höher würde ſitzen laſſen. Sie ſind dabey ein blutdürſtiges und rachgieriges Volk. Wenn einer beleidigt wird, ſo fordert er nicht, wie es bisweilen bey uns geſchieht, ſeinen Gegner zum Zweykampf heraus, ſondern er lauert auf ihn, und bringt ihn meuchelmörderiſcher Weiſe um, ohne daß dieſer ſich gegen den Angriff wehren könnte. Für eine ſolche Mordthat müſſen ſie dem Könige eine unbedeutende Geldbuße bezahlen; damit ſind aber die Freunde und Verwandte des Ermordeten nicht zufrieden, ſondern ſie ſuchen den Mörder auf, und bringen ihn wieder um. So geht das Niederwürgen oft lange fort, und der König ſieht dem Unweſen zu, wenn er nur richtig ſeine Strafgelder bekommt.

Ihr Mordinſtrument nennen ſie Kriſe. Es iſt ungefähr zwey Fuß lang. Die Klinge geht nicht gerade wie unſere Degen, oder bogenförmig wie die Säbel und Hirſchfänger, ſondern wellenförmig, wie ein geflammtes Schwert. Es iſt überall ungemein ſcharf, und beym Stählen wird es noch dazu vergiftet. Unter fünfhunderten die damit verwundet werden, kommt daher kaum einer mit dem Leben davon. Die Griffe dieſer Kriſe ſind von Horn. Gemeiniglich geben ſie ihnen die Figur eines Teufels, den viele unter ihnen anbeten. In ihren Kriegen fochten ſie ehemahls mit Picken, Wurfſpießen und Schilden, jetzt führen ſie aber auch europäiſches Feuergewehr.

Die Kleidung der Vornehmen iſt ein Turban auf dem Kopf, und ein Stück feiner Calico um die Lenden. Sonſt iſt der ganze Leib bloß. Manchmahl tragen ſie aber auch ein glatt anliegendes Wamms von Sammt, oder einem andern ſeidenen Zeuge. Die andern Javaner, die nicht ſo vornehm ſind, tragen auf dem Kopf eine niedrige Mütze von Sammt, Taffet oder Calico. Dieſe Mütze beſteht aus verſchiedenen Stücken, die ſorgfältig zuſammen genäht ſind, damit ſie feſte ſitzt. Um den Leib tragen ſie eine Art Gürtel, der wenigſtens eine Elle breit iſt. Die meiſten Mannsperſonen haben ein dickes lockiges Haar, worauf ſie ſehr ſtolz thun. Oft gehen ſie im bloßen Kopfe, damit die Leute es auch ſehen. Die Weiber gehen beſtändig mit entblößtem Haupte; ihr Haar fällt aber nicht natürlich herab, ſondern es iſt wie engliſche Pferdeſchwänze aufgebunden. Um den Leib tragen ſie auch eine Art Schurz, wie die Männer, und dabey werfen ſie noch ein Stück Zeug über die Schulter, und laſſen ihn frey herab hängen.

Die Javaner dürfen nicht mehr als drey Weiber nehmen; ihr Kaiſer aber hat ihrer vier. Für jede Frau müſſen ſie zehn Sklavinnen halten. Mancher Javaner hat aber vierzig und mehr ſolche Sklavinnen.

Die

Die Javaner ſind alle, vom höchſten bis zum niedrigſten, dem Stehlen ſehr ergeben. Ehe die Chineſen mit ihnen zu handeln anfingen, waren ſie auch Menſchenfreſſer. Ihre größte Luſt haben ſie an der Muſik, und am Faullenzen. Sie ſitzen ganze Tage lang mit kreutzweis über einander geſchlagenen Beinen da, wie die Schneider, und thun dabey nichts, als daß ſie einen Stock oder den Griff zu einer Kriſe ſchnitzen. Demungeachtet ſind ſie ſtarke Eſſer; die Vornehmen geben aber ihren Sklaven nichts, als Reis in Waſſer geſotten, mit einigen Wurzeln und Kräutern.

Die Todesſtrafe beſteht bey den Javanern gemeiniglich im Erſtechen. Wenn Prinzen vom königlichen Geblüte ein grobes Verbrechen begehen, ſo müſſen ſie mit einem Tyger fechten. Siegen ſie, ſo iſt ihnen die Strafe erlaſſen.

Wenn der Kaiſer ſich wegen eines Todesfalles, die Haare abſchneiden läßt, ſo müſſen ſich alle ſeine Unterthanen auch die Haare abſchneiden. Wer dieß nicht thut, dem zieht man die Haut über den Kopf bis an die Ohren, oder man ſtraft ihn auf eine andere barbariſche Art. Findet der Kaiſer für gut, keinen Taback zu rauchen, oder dieß oder jenes nicht zu eſſen, ſo darf ſich es auch keiner von ſeinen Unterthanen unterſtehen, oder er wird geſchunden. Der Kaiſer iſt aber doch ſo billig, daß er es den Leuten vorher bekannt machen läßt, wenn ſie keinen Taback rauchen dürfen.

Die größte Merkwürdigkeit am Javaniſchen Hofe, iſt die große Leibwache, die nicht aus Soldaten, ſondern aus zehntauſend Weibern beſteht; die vorzüglich des Nachts das Schloß beſetzen. Keine Mannsperſon darf ſich alsdann hineinſchleichen. Die Offiziere unter dieſer Leibwache ſind Frauen, von dem vornehmſten Range. Sie werden alle auch ſehr fleißig in den Waffen geübt.

Die Größe der Inſel Java beträgt 2400 Quadratmeilen. Im Innern ſind hohe Berge, unter welchen ſich auch feuerſpeyende Berge befinden. Der höchſte Berg auf der Inſel iſt der Berg Geda; denn ſeine Spitze iſt 8000 Fuß höher als die Meeresfläche.

Die Inſel Java beſteht aus verſchiedenen Staaten und Fürſtenthümern, die ihre eigenen Regenten haben; ſie ſind aber von der holländiſchen oſtindiſchen Compagnie abhängig, die in allen Hauptorten ihre Beſatzungen und Feſtungen hat.

Der Kaiſer von Java und der Sultan von Bantem, ſind die mächtigſten Fürſten auf dieſer Inſel. Sie ſind auch nicht eigentliche Vaſallen der Holländer, ſondern nur Bundsgenoſſen; allein ſie müſſen überall in ihren wichtigſten Plätzen, ſelbſt in ihren Reſidenzen, holländiſche Beſatzungen dulden, und hängen im Grunde ganz von der holländiſchen Regierung ab.

Die ganze Inſel beſteht jetzt aus vier Haupttheilen: 1. aus dem Königreich Bantam; 2. der Landſchaft Jaccatra; 3. dem Landſtrich Scheribon, der aus neun Provinzen beſteht; und 4. aus der Oſtküſte, in welcher ſehr vielerley Herrſchaften liegen.

35. Von

35. Von den Grisgris.

Die Grisgris ſind eine Art von Amuletten, oder wunderthätiger Bleche, womit ſich die Schwarzen über und über behängen, weil ſie glauben, daß ſie alsdann nicht verwundet werden können. Einſt wollte ein Negerfürſt von dem franzöſiſchen Schiffs-Capitain Brue einen Harniſch kaufen, der ihm ſehr wohl gefiel, weil er ſehr ſtark war, und Schüſſe und Hiebe aushielt; da er aber ein wenig theuer gebothen wurde, ſo ſprach ein Marbut der zugegen war, was er mit dem Harniſch thun wollte? er ſollte einen Grisgris anhängen, der thäte die nähmlichen Dienſte. Der Schwarze glaubte es, und bewaffnete ſich ſtatt des Harniſches, mit einem Grisgris. Ein andermahl verkaufte ein Marbut einen ſolchen Grisgris an einen Neger, der eben in den Krieg ziehen wollte, für ein ſchönes Pferd. Der Grisgris ſollte ihn vor allen Verwundungen ſchützen; gleich in dem erſten Scharmützel aber wurde er ſeines Grisgris ungeachtet zu Stücken gehauen. Jetzt kamen ſeine Erben und wollten das Pferd wieder haben; der Marbut wollte es durchaus nicht wieder zurück geben. Darüber entſtand ein Prozeß, in welchem ſich die Richter nicht wohl zu helfen wußten. Sie fragten daher Herrn Brue um Rath, welcher meinte, es müſſe das Pferd heraus gegeben werden, weil der Grisgris nichts getaugt hatte, und dazu mußte der betrügeriſche Marbut ſich auch endlich bequemen.

36. Von der Art zu grüßen bey einigen Völkern.

Bey uns iſt es gewöhnlich, zum Zeichen ſeiner Ehrerbietung das Haupt zu entblößen; wer aber zu Achin vor dem Könige etwas anzubringen hat, der muß Strümpfe und Schuhe ausziehen, und barfuß erſcheinen. Dabey muß er ſeine flachen Hände zuſammen halten, ſie über den Kopf aufheben, ſich mit dem Leibe biegen und ſagen: Doulat. Iſt dieſes geſchehen, dann ſetzt er ſich ohne weitere Umſtände mit über einander geſchlagenen Beinen nieder.

In Budomel, einer Landſchaft in Afrika, muß man ſich ganz nackend ausziehen, wenn man mit dem Könige ſprechen will; nur bloß ein kleines Fell darf man nothdürftig um den Leib hängen haben. In dem Augenblicke wo man in den Hof kommt, muß man auf die Kniee fallen, den Kopf zur Erde niederbeugen und Kopf und Schulter mit Sand bedecken.

Die Japaner ziehen erſt in Gegenwart deſſen, den ſie grüßen wollen, die Schuhe aus, dann ſchlagen ſie ihre rechte Hand in die linke, und bringen ſie ſo nach den Knieen herab. Auf dieſe Art gehen ſie hin und her, wanken in kleinen Schritten auf den, der gegrüßt werden ſoll, zu, und ſchreyen: Augh, Augh!

In Guinea, auf der Goldküſte, iſt jeder Neger bey Lebensſtrafe verpflichtet, den königlichen Statthaltern die gehörigen Ehrensbezeugungen zu erweiſen. Dieſe

beſtehen darin, daß er mit zur Erde gebeugtem Geſichte, oder knieend laut in die Hände klatſcht, und zwar zu drey verſchiedenen mahlen, das letzte mahl mit Schnellung aller Finger der linken Hand. Des Nachts iſt nur bloß die Schnellung der Finger nöthig. Kommt ein Neger zu ihm, ſo hat er die nähmliche Ceremonie zu beobachten; er muß es aber auf den Knieen oder huckend thun, wie die Affen zu ſitzen pflegen, und darf in des Statthalters Gegenwart auf keinem Stuhle ſitzen. Alle dieſe Ehrenbezeugungen erwiedert der Statthalter durch ein bloßes leiſes Handklatſchen. Wenn die Neger dieſen Gebrauch beobachtet haben, ſo ſprechen ſie hernach eben ſo vertraut mit dem Statthalter, als mit einem andern gemeinen Neger.

37. Beſtrafung der Duelle in Japan.

Wer in Japan im Zorne ſein Gewehr zieht, wird ſogleich in Stücken zerhauen, und wenn er den geringſten Schaden damit thut, ſo richtet man nicht nur ihn, ſondern ſein ganzes Geſchlecht hin.

38. Getränke in Japan.

Das ordentliche Getränke des Volkes in Japan iſt Waſſer, welches ſie aber bey ihren Speiſen nicht kalt, ſondern warm trinken. Sie halten es für ein vortreffliches Mittel wider die Würmer im Magen. Sonſt haben ſie kein Getränke, als eine Art von Brantwein, der vom Reiſe abgezogen wird. Er ſieht aus wie Canarienwein, iſt aber nicht theuer. Demungeachtet wird jedoch noch eine ſchlechtere und wohlfeilere Sorte für das Volk gemacht.

39. Gekreutzigte Miſſethäter in Japan.

In Japan werden die mehreſten Miſſethäter gekreutziget. Da in dieſem Lande die Geſetze ſehr ſtreng ſind, ſo ſieht man an den Landſtraßen eine Menge ſolcher Kreutze mit halb zerhauenen oder vermoderten Körpern; denn nach der Hinrichtung machen ſich die Japaneſen eine Luſt daraus, ihre Kattans, oder Schwerdter, an den Leichnamen zu probiren. Der Anblick ſo vieler zerſtümmelter Körper iſt äußerſt eckelhaft für Reiſende.

40. Bauchaufſchneidereyen in Japan.

Wenn in Japan der Kaiſer mit einem Großen an ſeinem Hofe, oder ſonſt mit einer angeſehenen Perſon im Staate, unzufrieden iſt, ſo ſchickt er ihn nicht, wie in den Europäiſchen Reichen, auf eine Feſtung, oder ſonſt ins Elend; auch läßt er ihn nicht ſtranguliren oder öffentlich hinrichten, ſondern er befiehlt ihm, ſich den Bauch aufzuſchneiden, und dieß muß ohne Widerrede geſchehen. Das Bauchaufſchneiden iſt

bey den Japaneſen ſo beliebt, daß ſie ſich nie, wenn ſie des Lebens überdrüßig ſind, eine Kugel vor den Kopf ſchießen, wie es bisweilen unter uns zu geſchehen pflegt; ſondern ſich in dergleichen Fällen allemahl den Bauch aufſchlitzen. Dieß geſchieht oft auch bloß aus Verdruß über eine erhaltene Beleidigung.

41. Strafgebote wider die Chriſten in Japan.

Die chriſtliche Religion fand anfangs in Japan ſehr viele Anhänger. In der Stadt Miaco hatten noch im Jahre 1613 die portugieſiſchen Jeſuiten ein prächtiges Collegium, worin ſich auch verſchiedene Japaneſen befanden, die ſchon in den Orden waren aufgenommen worden. Sie hatten das neue Teſtament in ihrer eigenen Sprache, und predigten ſchon wie die andern chriſtlichen Prieſter. Wahrſcheinlich aber gingen die alten und neuen Chriſten in ihrem Bekehrungseifer zu weit. Sie zogen ſich damit den Haß der Prieſter im Lande zu und erregten Verdacht und Widerwillen bey dem Kaiſer. Es wurde auf einmahl allen Neubekehrten anbefohlen, ſich nach Nangaſaki, einer Stadt auf der Küſte zu begeben, und nur da ihren Gottesdienſt zu halten. Innerhalb zehen Meilen von ſeinem Hofe ſollte bey Todesſtrafe keine chriſtliche Kirche ſtehen und keine Meſſe gehalten werden.

Bald darauf wurden alle Jeſuiten, Prieſter, Mönche und Nonnen aus Japan verbannt, und zu Schiffe, theils nach Makao in China, theils nach den Maniliſchen Inſeln gebracht. Die Klöſter und Kirchen wurden alle niedergeriſſen und verbrannt. Seit dem Jahr 1622 iſt nun die chriſtliche Religion ganz in Japan ausgerottet, und niemand darf es mehr wagen, ſich daſelbſt einen Chriſten zu nennen, ſondern er muß ſagen, er ſey ein Holländer; denn die Holländer allein, weil ſie den Japaneſen weiß machten, ſie ſeyen keine Chriſten, erhielten nebſt den Chineſen die Erlaubniß, zu Nangaſaki fort zu handeln. Sie ſind aber in ihrem Handel außerordentlich eingeſchränkt. Gleich nach ihrer Ankunft müſſen ſie ihre Schiffe entwaffnen, und Pulver, Flinten, Seitengewehr, Segel und Steuerruder abliefern. Ihr Waarenlager müſſen ſie auf der Inſel Deſima haben, welche durch eine Brücke mit Nangaſaki verbunden iſt. Ohne ausdrückliche Erlaubniß des Commandanten dürfen ſie aber nicht in die Stadt gehn, und müſſen überdieß alle Jahre die Freyheit zu handeln, von dem Kaiſer mit großen Geſchenken erkaufen. In ihren Handlungsgeſchäften müſſen ſie ſich auch Japaniſcher Mäckler bedienen, welche den Preis der Waaren nach Gefallen beſtimmen.

Eben dieſe Einſchränkungen müſſen ſich die Chineſiſchen Handelsleute gefallen laſſen. Seit dem Jahre 1688 ſind ſie, ſo lange als ſie Geſchäfte hier machen, in eine Art von Gefängniß eingeſperrt, welches aus einigen Hütten beſteht, die mit Palliſaden und Gräben eingeſchloſſen ſind, und mit Soldaten beſetzt werden.

42. Standhaftigkeit einiger Japaniſchen Märtyrer.

Bald darauf, nachdem der Kaiſer verboten hatte, keine Meſſe mehr innerhalb zehn Meilen von ſeinem Hofe zu leſen, verſammelten ſich heimlich ungefähr ſieben und zwanzig neubekehrte Japaniſche Chriſten in einem Hoſpital, welches die Europäiſchen Chriſten für Ausſätzige geſtiftet hatten. So bald der Kaiſer dieß erfuhr, befahl er, daß ſie zuſammen in ein Haus geſperrt und den folgenden Tag hingerichtet werden ſollten. Zufälliger Weiſe war in eben dieſes Haus ein Heide bloß Schulden wegen, eingeſchloſſen worden. Den folgenden Tag kam ein Offizier an die Thüre, und rief aus, daß diejenigen, die Chriſten ſeyen, heraus kommen ſollten, um hingerichtet zu werden; die aber, welche dem Chriſtenthume entſagten, ſollten zurück bleiben. Der Heide, welcher in der Nacht von den andern war bekehrt worden, kam beherzt heraus und ließ ſich mit ihnen kreutzigen.

43. Götzenbilder der Japaner.

Die Japaner glauben ein höchſtes Weſen, und die Unſterblichkeit der Seele. Dabey verehren ſie aber auch die Seelen verdienſtvoller Männer und gewiſſe Götzenbilder. Davon ſind der Dabis und Mannada. Der Dabis iſt von Kupfer und inwendig hohl. Der engliſche Schiffsbefehlshaber Saris, ſchätzte ſeine Höhe auf ein= oder zwey und zwanzig Fuß, welches ungefähr die Höhe eines gewöhnlichen Hauſes von zwey Stockwerken, bis an das Dach macht. Er hatte die Geſtalt eines Mannes, der auf dem Boden kniet, und mit dem Hintern auf den Ferſen aufſitzt; ſeine Arme und der ganze Leib waren erſtaunlich lang. Dieſe ſeltſame Figur war mit einem Rocke angethan. Die Japaniſchen Reiſenden verehrten es ſehr. Einige Engländer ſchlupften in den Körper hinein, und klopften und riefen darin, welches einen außerordentlichen Schall machte. Es ſteht dieſes Bild auf der Landſtraße, auf welcher die Pilgrime nach Tenchaday reiſen, welcher Platz aus Andacht von Reichen und Armen ſehr beſucht wird.

Das andere Götzenbild iſt in der Stadt Miaco, wo es in einem Tempel oder Fotoqui aufbewahret wird. Es iſt dem Dabis ſehr ähnlich, aber noch viel größer. Der Tempel, in welchem er ſteht, iſt von außerordentlicher Größe, und wird von Bonzas oder Prieſtern bedient, die von den Opfern leben, welche man bringt. Dieſe Opfer beſtehen aber bloß in Reis und kleinem Geld.

44. Allgemeine Nachrichten von Japan.

Das Kaiſerthum Japan liegt der Halbinſel Korea gegen Oſten, und beſteht aus drey großen Inſeln, welche Niphon, Ximo und Sikoko heißen, und mit ſehr vielen, theils fruchtbaren, theils unfruchtbaren kleinen Inſeln, Klippen und

Sand=

Sandbänken umgeben ſind. Das Meer iſt um dieſes Reich herum ſehr ſtürmiſch und man ſieht oft Waſſerhoſen *). Ueber dieſes ſind auch Klippen, Sandbänke und ſehr viele Untiefen in demſelben, welches die Schiffarth ſehr gefährlich macht. Die Witterung iſt in Japan ſehr unbeſtändig und plötzlichen Veränderungen unterworfen. Der Winter iſt ſtrenge, der Sommer hingegen außerordentlich heiß, und gewaltige Stürme und Donnerwetter ſind ſehr gewöhnlich. Es fällt viel Schnee, welcher den größten Theil des Jahres hindurch die Berge bedecken würde, wenn es nicht in allen Jahreszeiten und beſonders in den Monaten Juny und July ſtark regnete. Durch dieſen Regen werden Flüſſe und Kanäle, welche auf den großen Inſeln hin und wieder angelegt ſind, mit Waſſer verſorgt, und die Fruchtbarkeit befördert. Der Erdboden iſt bergicht, felſicht, und an ſich ſelbſt unfruchtbar; aber durch den Fleiß der Einwohner, die ſelbſt den Pflug ziehen, wo das Zugvieh nicht mehr gebraucht werden kann, iſt er ſo verbeſſert worden, daß ſie alles haben, was zum Lebensunterhalt nöthig iſt. Man hat Reis, allerhand Getraidearten, Bohnen, Wurzelwerk, Hanf, Bambusrohr, Limonen, Orangen und Citronenbäume, Nüſſe, Feigen und Kaſtanien, Thee, Lorbeer und Kampferbäume, auch Firniß, Maulbeer und Papierbäume. In den Wäldern gibt es ſonderlich viele Fichten und Cypreſſenbäume. Unter den zahmen Thieren hat man Pferde, Ochſen, Kühe und Büffel, von ungewöhnlicher Größe, die einen Höcker auf dem Rücken haben. Zu den daſigen wilden Thieren gehören Gemſen, Haſen, wilde Schweine und Füchſe ꝛc. Affen und Bären ſind ſelten, und reißende Thiere gibt es gar nicht. Wildes und zahmes Geflügel, wie auch Fiſche, ſind im Ueberfluße vorhanden. Auch gibt es in den daſigen Gewäſſern Wallfiſche. An Mineralien hat man Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Bley, auch Schwefel, Naphta **), Porzellanerde, Steinkohlen, Edelſteine, Ambra und Perlen. Man findet mehrere feuerſpeyende Berge und warme Quellen in Japan.

*) Windwirbel, welche das Waſſer in Geſtalt einer Säule bis hoch in die Luft hinauftreiben, und ſo lange anſchwellen, bis dieſe Waſſerſäule zerſpringt, und das Waſſer mit entſetzlichem Getöſe in das Meer zurück ſtürzt. Auf der erſten Kupfertafel iſt bey N. 7. eine ſolche Waſſerhoſe abgebildet. Man ſehe S. 3.

**) Das Naphta iſt eine Art weiches Harz von verſchiedenen Farben. Es iſt äußerſt entzündbar. Ehedem holte man es aus den Gegenden des alten Babylons, bey Raguſa und in verſchiedenen andern Ländern. Gegenwärtig findet man auch welches in Deutſchland, in Italien und in verſchiedenen Provinzen Frankreichs, vorzüglich in Auvergne, wo es bey dem Puits de Pege in ſolcher Menge angetroffen wird, daß es aus der Erde hervordringt, und die Fußgänger ſehr im Gehen hindert, weil es ſich an die Schuhe anhängt, daß man kaum fortkommen kann. Das franzöſiſche Naphta iſt weich, wie flüſſiges Pech, ſchwarz und von übelm Geruch. Das Italiäniſche iſt eine Art von Steinöhl; es gleicht einem hellen, bald weißen, bald rothen, bald gelben, bald grünen, bald ſchwarzem Oehl. Es quillt aus einem Felſen bey Monte Feſtino in dem Herzogthum Modena. Plinius erzählt, daß Medea ein Weib, auf welches ſie eiferſüchtig war, mit Naphta verbrannte. Sie ſchenkte ihr nähmlich eine Krone, die mit Naphta beſtrichen war, und die ſich entzündete, ſo bald ſie ſich dem Opferfeuer nahete.

Die Erdbeben ſind nicht ſelten. Die Einwohner ſind kriegeriſch, rachgierig, arbeitſam, zur Härte gewöhnt, höflich gegen Fremde, und reinlich in ihren Häuſern. Sie haben unter ſich gute Künſtler in Gold- Silber- und Kupferarbeiten, verfertigen gutes Papier und vortreffliches Porzellan. Ihre ſeidene und baumwollene Zeuge übertreffen die chineſiſchen weit an Güte und Schönheit. Sie verſtehen die Kunſt, den beſten Stahl zu bereiten. Die Wiſſenſchaften achten ſie ſehr hoch; ſie ſind in ihnen beynahe weiter, als alle aſiatiſche Nationen; auch haben ſie Buchdruckereyen, Schulen und Univerſitäten. Ihre Sprache iſt eine Gattung der tartariſchen. Ihre Religion iſt die heidniſche, in drey Hauptſekten. Das Oberhaupt derſelben heißt Dayro Soma; er reſidirt zu Miaco. Ehedem iſt er zugleich weltlicher und geiſtlicher Regent geweſen; jetzt aber hat er außer dem Titel beynahe nichts mehr von ſeiner ehemahligen Macht in Händen. — Die Regierung iſt unter viele kleine Fürſten vertheilt, welche aber doch von der unumſchränkten Oberherrſchaft des Kaiſers, oder Kubo Soma abhängen.

45. Handel auf Sankt Jago,

einer von den Inſeln des grünen Vorgebirges.

Die Inſeln des grünen Vorgebirges gehören den Portugieſen. Man kann weder auf Sankt Jago noch auf einer andern von dieſen Inſeln Lebensmittel bekommen, wenn man nicht Erlaubniß vom Statthalter hat. Alles zahme Vieh wird von ihm allein verkauft. Der Seefahrer Dampier erzählt, daß er hieher kam, um Lebensmittel einzuhandeln. Der Statthalter ſetzte ihm Confekt vor, und ſchickte einen Ausrufer in der Stadt herum, der ſeine Ankunft bekannt machen mußte. Auf dieſe Art bekam er Vögel und indianiſches Korn, welches er für Salz eintauſchte. Der Seefahrer Philipps fand alles in eben dieſen Umſtänden. Der Statthalter wollte ihm das Schlachtvieh nicht anders, als für baares Geld verkaufen, und dieſes hatte Philipps nicht. Doch erhielt er die Erlaubniß, Ziegen und Schafe gegen Waaren zu erhandeln.

Den folgenden Tag ging Philipps ans Ufer, und fand den Strand mit lauter zerlumpten Kaufleuten angefüllt. Manche hatten Pomeranzen, Limonien, Cocosnüſſe, indianiſche Tannzapfen, Bananas und dergleichen. Da ſaß einer mit ein paar Hühnern in der Hand; ein anderer hatte eine junge Meerkatze auf dem Schooß; hinter ihm ſaß einer mit einer Ziege zwiſchen den Beinen; ein anderer neben ihm hatte ein Schwein an ſeinen Arm gebunden u. ſ. w. Die Bootsleute waren ſehr geſchäftig, und handelten mit ihnen um zerlumpte Hemden, alte Käſten und dergleichen, denn da war nichts, das nicht ſeinen Werth hatte. Dieſer Handel hatte ein ſehr luſtiges Anſehen.

Er hatte einen der vornehmſten Herren dieſer Inſel, der mit ihm um Lebensmittel handeln wollte, um funfzehn Ziegen, zehn Schafe und vier Schweine, ſechzig Hühner, fünfhundert Stück Pomeranzen und eben ſo viel Limonien angeſprochen. Er fand alles, wie es ihm war zugeſagt worden, am Ufer, und erhielt es für einen ſehr billigen Preis. Drey Pfund bezahlte er in Spaniſcher Münze, denn mehr konnte er nicht unter ſeinen Offizieren aufbringen, und das übrige an Musketen, Korallen und gedruckter Leinwand.

Alle Reiſende kommen darin überein, daß hier nichts beſſer abgeht, als alte Kleider. Abgetragene Lumpen ſind ihre koſtbarſte Waare. Sie putzen ſich damit heraus und thun ungemein ſtolz darauf. Nächſt den alten Kleidern, Hüten und Hutfuteralen, gehen Meſſer und Scheeren am beſten, und tragen mehr ein, als der Handel mit baarem Gelde. Oehl, Butter und Käſe, welche auf Sankt Jago nicht gemacht werden, werden ebenfalls gut verkauft.

46. Andere Nachrichten von den Bewohnern dieſer Inſel.

Die Eingebohrnen auf Sankt Jago haben eine ſchöne ſchwarze Farbe und krauſes Haar. Sie ſind ſehr lang von Natur; in Anſehung ihres Charakters aber tückiſch und diebiſch. Sie ſind im Stande, einem ganz ſteif und unbefangen ins Geſicht zu ſehen, und ihm dabey heimlich den Beutel abzuſchneiden, oder auszuleeren.

Ihre Sprache und Kleidung ſind halb Portugieſiſch. Unter den Männern ſind wenige ſo gut gekleidet, daß ihre Blöße ganz gedeckt wäre; denn entweder ſind die Schultern, oder der Rücken, oder die Beine, oder bey manchen auch alles bloß. Und wenn einer unter ihnen einen alten Hut mit einer Quaſte, ein paar weiße Aermel, ein Kamiſol oder einen aufgeſchlitzten Rock, ein paar alte Hoſen, ein unförmliches Schwerdt an der Seite, und einen Wurfſpieß in der Hand hat — ſollte er auch gleich ohne Strümpfe und Schuhe ſeyn, — ſo geht er mit einer ſo anſehnlichen Miene einher, als ob er der größte Herr in Portugall wäre.

Die Weiber ſind nicht ſo ſchön, als die Männer; ſie haben aufgeworfene Lippen und ſind fleiſchiger und kürzer. Ihr Kopfputz iſt ein Stück Tuch, das ſie um den Kopf herum wickeln. Ihr Rücken iſt bloß und eben ſo ihre große herunterhangenden Brüſte. Um die Lenden tragen ſie, ſtatt eines Rockes, einen dünnen Zeug, der bis auf die Füße herab hängt, die ebenfalls bloß ſind. Unter den Vornehmen haben einige Armbänder und Halsbänder, und in den Ohren tragen ſie falſche Steine. Von dem Kopfe bis zu den Füßen hängt eine Art von Schleyer herab, und dabey tragen ſie einen engen Rock und hangende Aermel.

Ein Reiſender, Doktor Fryar, wurde von einigen Einwohnern zu Gaſte eingeladen. Die ganze Bewirthung aber, welche er fand, war eine Pfeife Taback.

Das

Das Inſtrument womit ſie ſchmauchen, wird von dem Geräuſch, welches es macht, Hubble Bubble genannt. Es iſt ein langes braunes Rohr, welches durch eine hohle Kokusſchale geſteckt wird, die mit Waſſer angefüllt iſt. Auf der Fläche liegt eine ſehr unſaubere Schale, die mit ungeſchnittenem Taback vollgepfropft iſt, an welchem man ſaugen kann, ſo lange man will. Wenn man als Gaſt ſonſt etwas erwartet, ſo findet man ſich in ſeiner Rechnung betrogen. Ihr ordentliches Getränk iſt klares Waſſer, und ihr Eſſen iſt nicht weniger einfach, denn ſie behelfen ſich mit dem, was die Erde trägt.

47. Schwarze Prieſter auf St. Jago.

Zu St. Jago werden viele junge Schwarze zu Prieſtern erzogen; und ob ſie gleich größtentheils ſehr unwiſſend bleiben, ſo ziehen ſie doch die Biſchöſſe der portugieſiſchen Geiſtlichkeit vor, welche gleichfalls durch ihre Unwiſſenheit in der ganzen Welt berühmt iſt, und noch überdieß größtentheils ein ſchändliches Leben führt; denn die Portugieſen ſchicken gemeiniglich nur ſolche Prieſter in ihre auswärtigen Pflanzſtädte, welche der Inquiſition in die Hände gefallen ſind, und ohne Aergerniß in ihrem Vaterlande nicht mehr geduldet werden können.

Wenn nun ein junger Schwarzer den Entſchluß gefaßt hat, ſich der Kirche zu widmen; ſo ſucht er durch Geſchenke, oder die Vorſprache ſeiner Freunde in den Schutz eines anſehnlichen Geiſtlichen zu kommen. Nach einiger Zeit, in welcher man ſich bemüht, ihn etwas zu unterrichten, ſtellt dieſer ihn dem Biſchoff vor. Der Biſchoff unternimmt dann eine kurze Prüfung mit ihm, und hält ihm eine ernſte Rede über die Würde und die ſchweren Pflichten des prieſterlichen Amtes. Dann muß der Candidat ihm ein gutes Verhalten angeloben und er erhält von ihm den Biſchöflichen Segen. Von nun an hat er das Recht einen Studentenhabit anzulegen, welcher aus einem langen Prieſterrock und Mantel von ſchwarzem Zeuge beſteht. Dieſe angehenden Studenten kaufen ſich dann eine lateiniſche Grammatik, und einige Catechismen oder andere Bücher über die Anfangsgründe der chriſtlichen Religion, um ſich in den Stand zu ſetzen, über die darin vorkommende Fragen zu diſputiren. Zu dem Ende kommen ſie Abends in einer einſamen Gaſſe zuſammen. Allein ihre wichtigſten grammatiſchen Streitigkeiten, verſteigen ſich ſelten über die Declinationes nominum; denn wenige unter ihnen ſind ſo gelehrt, daß ſie ein Verbum durch alle Modos und Tempora formiren konnten.

Wenn ſie in dieſen Büchern etwas zugenommen haben, ſo müſſen ſie eine andere Prüfung vor dem Biſchoffe ausſtehen, welcher den reifſten unter ihnen die Erlaubniß ertheilt, etwas höhere Dinge zu leſen.

Wenn ſie wieder eine Zeit lang mit dergleichen Uebungen hingebracht haben, werden ſie zum drittenmahl examinirt. Dieß geſchieht aber jetzt nicht mehr durch den Biſchoff, ſondern durch den General=Vikarius und erſten Richter der Inquiſition, der den Titel eines Doktors der Gottesgelahrheit führt, ob er gleich wenig davon verſteht. Nach dem Examen ſtellt der Herr Vikarius ein Zeugniß über die Tüchtigkeit der Kandidaten aus, bey welchem er ſich gemeiniglich nach den Geſchenken richtet, die ſie ihm machen. Iſt dieſes Zeugniß für ſie günſtig, ſo weihet ſie der Biſchoff zu der niedrigſten Ordnung der Kirchendiener oder Subdiakonen ein, und läßt ſie einen Eid der Verſchwiegenheit ablegen, ſowohl wegen der Geheimniſſe, die ſie ſchon gelernt haben, als auch wegen derer, zu welchen ſie in der Zukunft noch zugelaſſen werden möchten. In dieſem Stande bleiben ſie ſo lange, bis ſie durch ihre Verdienſte, oder das Wohlwollen ihrer Vorgeſetzten zu dem zweyten Grad erhoben werden, welchen die Evangelici ausmachen. Dieſe Würde gibt ihnen die Freyheit, die Liturgie zu leſen, und dem Meßprieſter bey Vorleſung der Epiſteln und Evangelien beyzuſtehen.

Der Graduirte thut alsdann ſein Möglichſtes um auf die dritte und höchſte Stufe zu gelangen, welches die Miſſal=Ordnung iſt. Ehe er aber dazu gelaſſen wird, muß er von neuem feyerlich ſchwören, der heiligen Kirche treu und gehorſam zu bleiben, alles zu glauben was ſie lehrt, und alles zu thun was ſie vorſchreibt, auch alle Geheimniſſe zu verſchweigen, welche ſie nicht geſtattet, den Layen zu offenbaren. Wenn ſie nun ſolchergeſtalt alle erforderliche Eigenſchaften erlangt haben, ſo geht ihr größtes Beſtreben dahin, ſich die Gunſt der angeſehenſten Geiſtlichen zu erwerben, damit ſie bald eine Pfründe bekommen.

Dieſe ſchwarzen Prieſter ſind bey der hohen Geiſtlichkeit auch deswegen beliebt, weil ſie ſich bey ihrer Unwiſſenheit, zu allen ihren Abſichten brauchen laſſen. Dabey hüten ſie ſich ſorgſam vor allen Laſtern und Vergehungen, durch welche ſie ſich die Ungnade des Biſchoffs zuziehen oder der Inquiſition in die Hände kommen könnten. Sie glauben feſt, daß ſie ſich durch das eine oder das andere höchſt unglücklich machen würden. Dieſer Glaube rührt von einem Begriff her, den man ihnen frühzeitig einzuprägen ſucht, und von dem ſie gänzlich eingenommen ſind, daß, wenn ſie entlaufen ſollten, man ſie in keinem fremden Lande, beſonders in Europa unter den Chriſten, das heißt, unter den römiſchkatholiſchen, mehr dulden würde. Und gingen ſie zu den Ketzern, ſo würden ſie in dieſer Welt ihr ganzes Leben hindurch Sklaven ſeyn, und in der andern ewig verdammt werden.

Dieſe Grundſätze halten ſie nun ſtrenge von allen Ausſchweifungen zurück, und dann haben ſie auch noch dieſen Nutzen, daß ſie die Layen von dem, was ſie ſelbſt glauben, deſto ernſtlicher zu überreden ſuchen. In der That denken die wenigſten

unter dem gemeinen Volke, daß die Lutheraner und Reformirten Chriſten ſeyen, weil ſelbſt ihre Prieſter ſie nicht recht dafür halten.

48. Kleidungen, Wohnungen und Waffen verſchiedener Völker.

Die Chineſen tragen lange Röcke mit Jupen darunter, die noch etwas tiefer hängen. Auf dem Kopfe tragen ſie einen Putz, den einige von Seide, andere von Haaren machen. Ihr Haupthaar iſt ſehr lang; ſie laſſen es aber nicht herab hängen, ſondern binden es gleich über dem Wirbel in einen Knoten auf. Ihre Vornehmen und Regenten, tragen Barete von verſchiedener Art. Einige davon haben eine ſeltſame Geſtalt, und ſind zugleich eine Art von Hüten. Andere ſind von Netzen gemacht und haben einen hohen Kopf ohne Rand.

Die Araber in der Wüſte Sahara tragen Hoſen, und über denſelben ein langes Hemde, welches ihnen bis auf die Knöchel herab hängt. Darüber haben ſie eine weite Jacke, welche ſie über der Bruſt zuſammen ſchlagen, oder auch mit einem Gürtel zuſammenbinden, den ſie verſchiedenemahle herumwinden. Dieſe Jacke, welche lange enge Aermel hat, nennen ſie einen Kaftan. Sie iſt von Wollenzeug, ſelten von Seide, oft aber von ſchwarzem oder blauem Cattun. In dem Gürtel ſteckt eine Scheide, worin ſie ein großes Meſſer tragen, das wie ein Bajonet ausſieht; zuweilen haben ſie ihrer auch zwey. Weil ſie keine Taſchen haben, ſo ſtecken ſie alles was ſie bey ſich führen in den Buſen. Ihr Geldbeutel hängt gemeiniglich an ihrem Gürtel und iſt von geſtrickter Seide oder Baumwolle, ziemlich tief, aber nur ſo weit, daß man eine Hand hinein ſtecken kann. Einige haben auch Beutel von feinem weichen Leder, welches von den Frauensperſonen zierlich geſtickt wird.

Die Mannsperſonen haben auch ein baumwollenes Schnupftuch an ihren Gürtel geknüpft, welches viel länger als breit iſt, und gewöhnlich nur zum Abwiſchen ihrer Hände gebraucht wird. Ihre Hoſen vertreten zugleich die Stelle der Strümpfe, und ſie tragen an ihren Füßen Pantoffeln und Socken von rothem ſpaniſchen Leder, und auf ihrem Kopfe eine rothe Mütze mit weißen Cattun beſetzt, ſtatt eines Turbans. Ueber dieſes alles tragen ſie eine andere Art von Rocke, ohne Ermeln, aus feinem Wollenzeuge ſehr dick und gekrauſt, welchen ſie einen H a i k nennen. Er hat eine lange ſpitzige Kaputze, wie ſie die Karthäuſer tragen, an deren Spitze ein langer Strick mit einer Quaſte hängt. Sie führen niemahls einen Säbel, außer wenn ſie Gelegenheit haben, ſolchen zu brauchen, und alsdann halten ſie ihn entweder in der Hand, oder ſie ſtecken ihn auch in ihren Gürtel; denn ſie tragen kein Degengehenk.

Sie reiten zu Pferde in rothen ſpaniſch-ledernen Stiefeln mit einer Keule oder Streitkolbe an dem Sattelknopfe, und einer Lanze oder Sagaye in der Hand.

Die ärmeren haben keine Hemden, ſondern ſchlagen über ihre Hoſen ein Stück Zeug um ſich, welches ſie mit ihrem Gürtel feſt binden. Die meiſten von ihnen gehen barfuß und im bloßen Kopfe.

Diejenigen, welche nahe bey den Schwarzen leben, kleiden ſich ſo wie ſie, oder faſt gleich.

Die Frauensperſonen ziehen lange Hoſen und Hemden an, mit ſehr weiten Aermeln, und anſtatt eines Haiks, haben ſie ein Stück Zeug, welches ſie vom Kopfe bis auf die Füße bedeckt. Sie tragen Ohrenringe, welche nach Verhältniß ihres Reichthums mehr oder minder dick und ſchwer ſind; Ringe an jedem Finger, Reife oder Ketten von Metall an Armen und Füßen, anderer Zierrathen nicht zu gedenken.

Sie leben in keinen ordentlichen Dörfern, ſondern in ſogenannten Adowars, welche eine Anzahl von Zelten oder Hütten ſind, worin ſie theils nach Stämmen, theils nach Geſchlechtern wohnen. Der Zelten ſind, nach der Größe des Geſchlechtes, mehr oder weniger. Sie ſtellen ſie gemeiniglich in Geſtalt eines Kreiſes dicht neben einander, und laſſen in der Mitte einen Platz, in welchen ſie, die Nacht über, ihre Heerden und ihr Hausvieh treiben. Es iſt ſtets einer beſtimmt zu wachen, um einen Ueberfall, entweder von ihren Feinden und Räubern, oder wilden Thieren zu verhüten. Wenn die Wache einige Gefahr entdeckt, ſo macht ſie Lärm, die Hunde ſchlagen an, und der ganze Ort ſteht ſogleich auf. Dieſe Adowaren ſind beweglich, und können leicht weggebracht werden. Weil die Mohren nur wenig Hausrath haben, ſo ſtecken ſie das Geräthe und die Nothwendigkeiten, die ſie mit ſich führen, in Säcke, die von Haaren oder Thierhäuten gemacht werden, und laden ſie auf ihre Zugochſen. Ihre Weiber ſetzen ſie in eine Art von großen Körben auf die Rücken ihrer Kameele. Dieſes wandernde Leben iſt nicht unangenehm, weil ſie durch ihr öfteres Wegziehen neue Ausſichten und neue Nachbarn bekommen, ohne beſtändig an einerley Ort gebunden zu ſeyn.

Ihre Zelten ſind von Kameelshaaren; ſie werden mit Stangen geſtützt und mit ledernen Riemen befeſtiget. In der trocknen Jahreszeit rücken ſie mit ihrem Lager an die Ufer des Senegals, wegen des Graſes und des kühlen Waſſers. In der naſſen Jahreszeit ziehen ſie ſich gegen die Seeküſten, wo die Winde verhindern, daß ſie von den Musquiten (eine Art Schnacken) oder Fliegen beläſtiget werden.

Die Jalofi, ein anſehnlicher Negerſtamm in Senegambia, gehen meiſtens nackend; nur ihre Schaam bedecken ſie mit einem Ziegenfelle, das wie ein paar Hoſen gemacht iſt. Die Vornehmen aber, oder die es ſonſt haben können, tragen kattunene Hemden, welche aus Landesgewächſen von ihren Weibern geſponnen werden. Sie weben Stücken Kattun eine Spanne breit, aber nicht breiter, weil ſie die Kunſt nicht verſtehen, weitere Weberſtühle zu machen. Sie müſſen alſo fünf oder ſechs

ſolche Stücken zuſammen ſetzen, wenn etwas großes ſoll gemacht werden. Ihre Hemden reichen bis auf die Hälfte ihrer Hinterbacken und haben weite Aermeln, die aber nur den halben Arm bedecken.

Sie tragen auch kattunene Hoſen, die bis auf die Schienbeine hängen, und außerordentlich weit ſind, weil ſie dreyßig, fünf und dreyßig, ja vierzig Hände breit im Umfang haben. Sie ſind daher voll Falten und ſehen vorne wie ein Sack aus; hinten aber haben ſie einen langen Schwanz, der auf der Erde nachſchleift wie eine Schleppe. Kurz ſie haben darin das unſinnigſte Anſehen von der Welt, und doch fragen ſie die Europäer, ob ſie je eine ſo niedliche Kleidung geſehen hätten? Nach ihrer Meinung iſt nichts geſchmackvoller, als ihre geſchwänzten Hoſen.

Die Weiber, ſie mögen nun verheirathet oder unverheirathet ſeyn, gehen vom Nabel aufwärts bloß; unterwärts tragen ſie ein Stück Kattun, das ihnen bis auf die Hälfte der Schenkel reicht. Beyde Geſchlechter gehen barfuß, und mit bloßen Köpfen, aber ſie flechten ihr Haar in ſchöne Zöpfe zuſammen, welche ſie in verſchiedene Knoten binden, ob es gleich kurz iſt. Die Mannsperſonen thun die meiſten Weiberarbeiten, als ſpinnen, waſchen und dergleichen.

Da es in dem Lande der Jalofen außerordentlich heiß iſt, ſo waſchen ſich Männer und Weiber vier oder fünfmahl des Tages. Sie ſind, was ihren Leib betrifft, ſehr reinlich, aber nicht im Eſſen. Gegen Fremde beweiſen ſie ſich ſehr gaſtfreundſchaftlich, denn ſie geben jedem, der in ihr Haus kommt, unentgeltlich ein Mittageſſen, eine Abendmahlzeit und ein Nachtlager.

Die Jalofen tragen kein Gewehr, ausgenommen ein großes Schild, zu ihrer Vertheidigung. Dieſes Schild wird von der Haut eines Thieres, welches ſie Danta nennen, gemacht; es iſt ſehr ſchwer zu durchbohren. Sie haben auch Azagays, oder leichte Wurfſpieße, mit denen ſie ſehr geſchickt werfen. Dieſe Wurfſpieße ſind eine Spanne lang mit Eiſen beſetzt, das auf verſchiedene Art ausgezackt iſt. Sie machen damit gefährliche Wunden, und zerreißen beym Herausziehen ſchmerzlich das Fleiſch ihrer Feinde. Sie haben auch ein mohriſches Gewehr, das wie ein türkiſches halbes Schwert, nähmlich gebogen und von Eiſen gemacht iſt. Das Eiſen dazu wird von den Schwarzen aus dem Königreiche Gambra gebracht. Wo ſie Eiſen in ihrem eigenen Lande haben, kennen ſie es nicht, oder wiſſen es nicht zu bearbeiten. Sie führen auch ein anderes lanzenförmiges Gewehr, wie die ehemahligen Europäiſchen Wurfſpieße, ſonſt aber keine Waffen.

Bey den Papelſchwarzen, welche das Eyland Biſſao oder Biſſeaux nebſt einen Theil der anliegenden Inſeln und Küſten bewohnen, haben die Weiber nur ein Pagne, oder Stück Kattun mitten um den Leib, mit Armbändern von Glaskugeln oder Korallen. Die Mädchen gehen ganz nackend. Die Vornehmſten haben

den

den Leib mit Blumen oder andern Figuren auf eine ſo angenehme und ordentliche Art bezeichnet, daß ihre Haut wie gewirkter Sattin ausſieht. Die Töchter des Kaiſers von Biſſao ſind eben ſo bemahlt, ohne weiterem Putz, als Korallenſchnüre und eine kleine Schürze von Kattun.

Die Kleidung unterſcheidet die Vornehmen wenig von den Geringen. Es iſt bloß ein Ziegenfell, welches ihnen zwiſchen den Schenkeln durchgezogen und ſo aufgebunden iſt, daß ihre Schaam und ihr Hintertheil verdeckt werden. In den Händen führen ſie einen bloßen Säbel und zween eiſerne Ringe. Einen Ring tragen ſie an dem Daumen, den andern an dem Mittelfinger. Durch das Zuſammenſtoßen derſelben unterreden ſie ſich mit einander, ohne daß es die, welchen ihr Geheimniß unbekannt iſt, merken.

Die Bewohner von Katzegut, einer von den Biſſagotiſchen Inſeln, deren dreyzehn ſind, ſchmieren ihre Haare mit Palmöhle, wovon es ganz roth wird. Die Weiber und Mädchen haben ſtatt aller Kleidung nur einen dicken Schurz, der aus Schilf gemacht iſt, und ihnen bis auf die Knie geht. Bey kalten Wetter tragen ſie auch einen Mantel aus Schilf um die Schultern, der ihnen bis auf den Unterleib reicht; einige tragen noch einen zweyten Mantel, der ihren Kopf bedeckt und bis auf die Schultern geht. Nichts ſieht lächerlicher aus, als dieſe Kleidung. Ueberdieß haben ſie auch an Armen und Füßen Ringe von Zinn und Kupfer, die ſie für einen großen Staat halten. Ueberhaupt ſind die Katzeguter wohl gebildet; ihre Farbe iſt glänzend ſchwarz; ſie haben angenehme Geſichtszüge und weder platte Naſen noch aufgelaufene Lippen wie andere Neger. Sie ſind witzig und aufgeweckt, und würden, wenn ſie wollten, und nicht ſo nachläßig wären, vielerley Künſte erlernen können.

49. Abneigung der Katzeguter, oder Kaſſeguter, gegen die Sklaverey.

Die Sklaverey können die Katzeguter ſo wenig ertragen, daß es ſehr gefährlich iſt, ſie als Sklaven an Bord zu haben. Der Seefahrer de la Fonde hatte einſt einige Sklaven hier gekauft, und brauchte alle mögliche Vorſicht, eine Meuterey unter ihnen zu verhindern. Er ließ ſie paarweiße an den Füßen zuſammen ſchmieden und den ſtärkſten auch die Hände feſſeln. Gleichwohl fanden ſie Mittel, die Verſtopfungen aus den Fugen des Schiffes zu ziehen, ſo, daß das Schiff wegen des ſchnellen Eindringens des Waſſers, würde geſunken ſeyn, wenn der Hauptmann nicht zu allem Glücke das Loch mit einem gutgetheerten Seegeltuche verſtopft hätte. Die von Natur halsſtarrige und zum Müſſiggange geneigte Gemüthsart dieſer Schwarzen, iſt den Beſitzern der Amerikaniſchen Pflanzungen ſowohl bekannt, daß ſie ſich ſehr hüten,

ſie zu kaufen. Sie arbeiten nicht ohne Schläge, laufen oft davon und bringen ſich nicht ſelten ſelbſt ums Leben.

50. Kriege der Papelſchwarzen auf Biſſao.

Die Papelſchwarzen ſind in beſtändigen Kriegen mit ihren Nachbarn. Sie fallen dieſelben an, ſo oft ſie es für zuträglich halten. Von einem beſtändigen Frieden haben ſie gar keinen Begriff; ſie pflegen kaum einige Gemeinſchaft mit einander. Die Europäer ſind auch gar nicht geneigt, einen Frieden unter ihnen zu vermitteln, denn je hitziger ihre Kriege ſind, deſto mehr Sklaven gibt es. Dieſe Kriege ſind niemahls langwierig. Gemeiniglich ſind es nur Streifereyen von vier oder fünf Tagen.

Wenn der Kaiſer von Biſſao es für dienlich hält, ſeine Feinde anzugreifen, ſo läßt er ſeinen Bonbalon *) erſchallen, und ſogleich verſammeln ſich die Anführer ſeiner Truppen mit ihren Soldaten an beſtimmten Orten. Hier finden ſie des Königs Kriegsflotte, die aus neun und zwanzig bis dreyßig Kähnen beſteht. In jeden Kahn kommen zwanzig Mann; der Befehlshaber jedes Kahnes muß für ſein Volk ſtehen; er würde in Lebensgefahr kommen, wenn er ſein Fahrzeug verlöhre. Der Kaiſer wagt ſich ſelten ſelbſt zu ſolchen Kriegszügen, befragt aber allemahl ſeine Götzen über ihren Ausgang, ehe er ſie vornehmen läßt, und um ſie ſich günſtig zu machen, thut er vorher ein großes Opfer, wovon aber er, ſeine Prieſter und Soldaten das Fleiſch verzehren. Die Antwort der hölzernen Götzen fällt gemeiniglich vortheilhaft aus, weil die Prieſter auf ſeiner Seite ſind. Hierauf gehen ſie voll Hoffnung zu Schiffe, und richten ihre Sachen gemeiniglich ſo ein, daß ſie das feindliche Land bey Nachtzeit erreichen. Sie ſteigen ohne Lärm aus; und wenn ſie ein einzelnes oder wehrloſes Haus antreffen, ſo umgeben ſie es, bemächtigen ſich deſſelben und führen die Bewohner, nebſt allem was ſie ſonſt darin finden, in ihren Kähnen mit ſich fort.

Iſt das Dorf ſtark, ſo wird es nicht förmlich angegriffen, ſondern ſie legen ſich in einen Hinterhalt, am Wege nach einem Fluß oder einer Quelle, und ſuchen da die Inwohner einzufangen. Wenn ſie den geringſten Vortheil dieſer Art erhalten haben, kehren ſie im Triumphe zurück, gleich als ob ſie einen großen Sieg erfochten hätten. Der Kaiſer bekommt für ſeinen Zoll und für die Benutzung ſeiner Flotte die Hälfte von der Beute. Das übrige wird unter die Räuber vertheilt.

Alle dieſe Sklaven werden an die Europäer verkauft, woferne es nicht etwa Vornehme ſind, die von ihren Freunden mit zween andern, oder fünf bis ſechs Ochſen eingelößt werden.

Die

*) Dieſer Bonbalon iſt ein Inſtrument, womit Lärm im Lande gemacht wird. Man ſchlägt darauf mit einem Hammer von hartem Holz und den Donner dieſer Schläge ſoll man auf vier Meilen weit hören.

Die Waghälſe, welche auf einem ſolchen Streifzuge geweſen ſind, ziehen allezeit durch die Inſel, zeigen ihre Wunden und führen ihre Gefangene mit ſich. Sie begegnen denſelben nicht ſo übel, wie die Irokeſen und andere Völker in Nordamerika, belegen ſie aber mit den bitterſten Vorwürfen, und erheben dagegen ihre eigenen Siege.

Aber wenn ſie ihrer Seits einen wichtigen Verluſt erlitten haben, dann ſtehen die Gefangenen in großer Gefahr, geopfert zu werden, beſonders wenn die Anverwandten der Getödeten reich oder vornehm ſind. Denen, die bey dergleichen Unternehmungen umkommen, wird ein Leichenbegängniß mit Singen und Tanzen unter dem Schalle ihrer Trommeln gehalten. Die Weibsperſonen ſpielen hierbey die vornehmſte Rolle. Sie drücken ihre Verzweiflung und ihren Schmerz auf eine ſolche Art aus, daß ſie Mitleiden und Theilnehmung erregen; ſie raufen ſich die Haare aus, ſie zerkratzen ſich das Geſicht und ſchreyen wie Furien. Wenn ſie müde ſind, ſo bekommen ſie von ihren Freunden Palmwein in Menge. Dieß gibt ihnen neue Kräfte, und neuen Stoff zu Zähren. Sie fangen wieder von vorne an und heulen und wüthen fort, bis der Körper eingeſcharrt iſt.

51. Das Krankenräuchern der Chineſen.

Der Seefahrer Scot erzählt, daß bey einigen Chineſen, welche auf den Tod lagen, ſieben Räucherwerke verbrannt wurden. Vier davon waren groß und gaben viel Licht von ſich; dieſe wurden auf ein Rohr geſetzt, das auf zweyen Stützen etwa ſechs Fuß vom Boden ruhete. Die drey andern, welche ſchwächeres Licht gaben, ſtanden gerade unter jenen auf dem Boden. Er fragte oft nach der Bedeutung dieſer Ceremonie, konnte aber nie einen andern Grund erfahren, als daß es in China ſo gewöhnlich ſey.

Sterben zu Bantam einige von den reichern Chineſen, ſo werden ihre Leichen verbrannt, und die Aſche in Töpfen feſt zuſammen gepreßt und ihren Freunden in China zugeſchickt.

52. Wohnungen der Schwarzen im Königreich Damel.

(Erſtes Kupfer Nro. 1. S. 3.)

Das Königreich Damel gehört zu Nigritien. Die Schwarzen wohnen hier in kleinen Hütten, die gemeiniglich von Stroh gemacht und in die Runde gebaut ſind. Sie haben keine andere Thüre, als ein kleines Loch, ungefähr wie ein Ofenloch, durch welches ſie auf allen vieren kriechen müſſen, wenn ſie hinein oder heraus wollen. Sie haben auch keine andere Fenſteröffnung als dieſes Loch. Und da in dieſen kleinen, rund um verbauten Hütten beſtändig ein rauchendes Feuer unterhalten wird, ſo iſt es keinem andern als einem Schwarzen möglich, darin zu leben; wäre

es

es auch bloß wegen der unerträglichen Hitze, welche ſowohl von dem Dache als von dieſem Feuer und dem Boden herrührt, welcher ein brennender Sand iſt. Ihre Bettſtellen ſind aus einigen kleinen Stecken gemacht, die zwey Finger breit von einander gelegt und mit vielen Stricken zuſammen gebunden ſind. Das ganze Werk wird von kurzen hölzernen Gabeln getragen, die an jeder Ecke aufgerichtet ſind. Man kann ſich vorſtellen, wie weich es ſich auf ſolchen Betten ſchlafen mag. Die Vornehmen breiten jedoch noch eine Matte darüber. Von den Hütten gibt das erſte Kupfer S. 3 bey Nro. 1. eine Abbildung.

53. Lamponiſche Meuchelmörder.

Die Eingebohrnen der Inſel Lampon waren im vorigen Jahrhundert geſchworne Feinde aller Einwohner von Bantam ſowohl, als der Javaner. Von letzteren ſind ſie gleichwohl ſchwer zu unterſcheiden, und es mengen ſich oft auch Javaner unter ſie. Dieſe Lamponen, die in allen Stücken den Javanern ſo ähnlich waren, unterſtanden ſich auf das verwegenſte, nicht nur Abends und Nachts, ſondern auch um Mittag in die Stadt zu kommen, in die Häuſer zu gehen, und den Leuten die Köpfe abzuhauen, ſo, daß wegen des Klagens der Leute keine Ruhe war. Einſt kamen dieſe Böſewichter, und holten ein Weib aus ihrem Hauſe heraus, umhüllten ſie mit einem Sack, daß ſie nicht ſchreyen konnte, ſchleppten ſie in ein Gebüſche, welches zum Hintertheile der Factorey gehörte, und ſchnitten ihr die Kehle ab; hatten aber keine Zeit, ihr den Kopf abzuhauen, weil ſie ihr Mann vermißte, und da er ſie heraus und wegführen ſah, zu ſchreyen anfing. Die Engländer, welche damahls in Bantam waren, verfolgten die Mörder; das arme Weib aber konnten ſie nicht mehr retten.

Auch die Meuchelmörder konnten ſie nicht auffinden. Man muthmaßte nicht ohne Grund, daß ſie ſich unter die herbeyeilenden Javaner gemengt und ſich mit ihnen fortgeſchlichen hatten.

Es gab Javaniſche Weiber, die ihren Männern in der Nacht die Köpfe abſchnitten, und ſie an die Lamponen verhandelten. Sie ſchlichen ſelbſt um das Haus der Engländer herum, und wenn ſie ihnen hätten beykommen können, ſo würden ſie ſie wahrſcheinlich auch nicht verſchont haben. — Einige Zeit nach jenem Vorfall wurden viele von ihnen erkannt, gefangen und hingerichtet. Sie waren Leute von ziemlicher Größe. Auf ſolche verzweifelte Abentheuer gingen ſie aus, weil ihnen ihr König für jeden Kopf eines Fremden eine Belohnung verſprochen hatte.

54. Schwarze an der Gambra.

Die Schwarzen an der Gambra eſſen Hundefleiſch. Ihre Kleidung iſt Kattun, woran ſie Ueberfluß haben, welches auch die Urſache ſeyn mag, warum ſie nicht nackend gehen, wie die Schwarzen am Senegal, wo die Baumwolle ſelten iſt. Die Weiber kleiden ſich auf eben die Art, und wenn ſie noch jung ſind, ſo machen ſie

ſich gerne mit der Spitze einer heißen Nadel allerley Figuren auf dem Halſe, den Brüſten und Armen, welche wie die gewirkten ſeidenen Blumen auf den Schnupftüchern ausſehen und niemahls vergehen.

Gedanken der inländiſchen Schwarzen von Guinea, über ihre Wegführung durch die Weißen.

Bekanntlich werden in Guinea jährlich eine große Menge Sklaven von den Europäern gekauft, und nach Amerika geführt, wo ſie in den Plantagen ſehr harte Dienſte thun müſſen, und nie wieder in ihr Vaterland zurück kommen. Von dieſer Wegführung nun machen ſich die Schwarzen ganz beſondere Vorſtellungen. Sie ſtehen in den Gedanken, die Bakkaraus (ſo nennen ſie die Weißen) hätten eine neue Welt, die ungleich beſſer wäre als die alte, und die ſie mit der Zeit zu bewohnen gedächten. Hieher, denken ſie, würden die koſtbarſten Sachen aus der alten Welt geſchickt, und die Arbeiten würden von den Schwarzen verrichtet, welche ſie jährlich aus Guinea wegführen. Alle dieſe Schwarzen müßten ohne Unterlaß ſehr harte Sklavenarbeit thun, ſo lange, bis die neue Welt zu ihrer vollkommenen Schönheit gebracht wäre, und alle Bakkaraus ſich in derſelben niedergelaſſen hätten. Wenn dieſes geſchehen wäre, ſo würden ſie die Dienſte der Schwarzen nicht mehr brauchen, und ſie nach Hauſe zurück ſenden, wo ſie künftig ruhig leben und von den Weißen nicht mehr fortgeführt werden würden. Dieſe Zeit wünſchen ſie ſich mit großem Verlangen. Sie glauben, die Bakkaraus denken auf weiter nichts, als ſie von Guinea in die neue Welt zu führen, wo ſie dieſelben der Gewalt gewiſſer Fitzazacs oder Hexenmeiſter übergeben, die das Amt haben, alles auf der neuen Welt zu veranſtalten, und ſie ſo angenehm zu machen, als es nur möglich iſt; dieſe Fittazacs wären zugleich die Aufſeher über die Arbeit der Schwarzen, und prügelten ſie bey dem geringſten Fehler ganz entſetzlich. Sie haben ſo fürchterliche Begriffe von der Behandlung, die ihrer in der neuen Welt wartet, daß manche glauben, ſie würden da von den Weißen aufgefreſſen, und aus ihren Knochen Schießpulver gemacht. Den Däniſchen Oberarzt, Herrn Iſert, fragte einſt ein Schwarzer, ob ſeine Schuhe nicht aus Negerleder gemacht ſeyen, weil ſie ſchwarz waren.

Dieſe Begriffe ſind zum Theil in der Hauptſache nicht unrichtig; ſie ſind nur mit Aberglauben durchwebt und dadurch verunſtaltet. Wie es den armen Afrikaniſchen Sklaven in Amerika wirklich ergeht, werden wir weiter unten ſehen.

56. Putz der Schwarzen in Guinea.

An den Küſten von Guinea ſtechen und verzieren die Fürſten und Vornehmen des Volks ihre Haut auch mit mancherley Figuren, wie die Weiber der Aethiopiſchen

Neger an der Gambra. Und ob ſie gleich gewiſſermaßen nackend gehen, ſo ſind doch viele davon, vornehmlich ihre Weiber, mit Halsbändern, Armbändern, Ringen und Ketten, entweder von Gold, oder von Kupfer, oder Elfenbein, ganz beladen. Der Seefahrer Eden ſah eines von ihren elfenbeinern Armbändern, das zwey Pfund und zwölf Loth wog. Es war aus einem ganzen Stücke von dem dicken Ende des Zahns gemacht, gedreht und etwas eingekerbt, und mit einem Loche in der Mitte, die Hand durch zu ſtecken. Einige tragen an jedem Arme und Fuße eines, ob ſie gleich ganz wund davon gerieben werden. Oefters machen ſie dieſe plumpen Ringe wie lahm und doch legen ſie ſie nicht ab. Einige tragen auch an ihren Füßen große Feſſeln von glänzendem Kupfer, welche ſie für nicht weniger ſchön halten. Sie haben auch Hals= und Armbänder, Binden und Gürtel von gewiſſen blauen Steinen, gleich den Knöpfen. Von ihren Weibern tragen einige an ihren Armen eine Art von Vorärmeln, von geſchlagenem Goldbleche, und an ihren Fingern Ringe von Golddrath. — Selbſt ihre Hunde haben öfters Halsbänder von Gold und hängen an einer goldenen Kette.

57. Abergläubiſche Behandlung der Pferde in Aethiopien.

Die Pferde ſind in Aethiopien ſehr theuer und ſelten. Die Araber und Azanaghier bringen ſie nach dieſen Gegenden aus demjenigen Theile der Barbarey, der zunächſt bey Europa liegt. Nach einer ſo weiten Reiſe leben ſie dann nicht mehr lang wegen der allzugroßen Hitze des Landes. Sie werden nach und nach ſo fett, daß ſie ihr Waſſer nicht mehr laſſen können, und alſo berſten.

Die Aethiopiſchen Schwarzen füttern die Pferde nicht mit Haber, wie wir, ſondern mit Bohnenblättern, welche ſie einſammeln, wenn die Bohnen vom Felde ſind. Sie geben ihnen auch Hirſe, welcher ſie vorzüglich ſo fett macht.

Ein Pferd mit dem Zeuge gilt neun bis vierzehn ſchwarze Sklaven, nachdem es gut und ſchön iſt. Wenn ein Herr eines kauft, ſo läßt er gleich ſeine Pferdebeſchwörer holen. Dieſe laſſen von gewiſſen Kräutern ein Feuer machen, und halten den Kopf beym Zaum über den Rauch, wobey ſie etliche wenige Worte ausſprechen. Nachher ſalben ſie es über und über mit einem feinen Oehle, verwahren es achtzehn bis zwanzig Tage, ohne daß es jemand zu ſehen bekommt, und heften einige moriſche Beſchwörungen auf ſeinen Nacken, welche wie kleine viereckigt zuſammengelegte Zettelchen ausſehen, und mit rothem Leder überzogen ſind.

Nach dieſen Beſchwörungen und Verzauberungen, bilden ſie ſich ein, daß ſie ſich viel ſicherer darauf in ein Gefecht wagen können, als wenn ſie es gelaſſen hätten, wie es war.

58. Lächerlicher Staat eines Negerfürſten.

Als der Seefahrer Soris ſich an der Küſte von Afrika in der Gegend von Mocha aufhielt, erhielt er einen Beſuch von einem kleinen Afrikaniſchen Fürſten, dem Könige von Rahaita oder Rehita, der auf einer Kuh geritten kam. Auf dem Kopfe hatte er einen Turban, und auf der Stirne, ſtatt eines Juvels ein Stück einer Strahlmuſchel, im übrigen war er ganz nackend, nur ein Stück Zeug hatte er um die Lenden gewunden. Seine Begleitung beſtand aus hundert und funfzig Mann, die mit Wurfſpießen, Pfeilen und Bogen, Schwertern und Schilden bewaffnet waren. Der General empfing dieſe negriſche Majeſtät ſammt ihrem Gefolge auf das höflichſte, gab ihr, wie ſie es begehrte, brav Brantwein zu trinken, und als ſie toll und voll betrunken war, packte er ſie wieder auf ihre Kuh und ſchickte ſie nach Hauſe.

59. Bettelſtolz der Einwohner von Praya.

Praya iſt ein Seehafen auf Sankt Jago, einer Inſel des grünen Vorgebirges. Der Stolz und die Faulheit der Bewohner dieſer Stadt iſt außerordentlich. Ihr Land iſt ſehr fruchtbar, aber ſie mögen es nicht bebauen, und ihr Bettelſtolz geht ſo weit, daß, wenn man den lumpigſten Kerl fragt, wer er iſt? man zur Antwort erhält: er ſey ein naher Verwandter einer adelichen Portugieſiſchen Familie, und ſeine Vorfahren ſeyen aus ungerechtem Verdacht hieher verbannet worden. Ueberdieß wird er auch gewiß ein Offizier ſeyn, denn die mehreſten ſind Oberſten, Hauptleute, Lieutenants, und doch erniedrigen ſich dieſe vornehmen Leute ſo weit, daß ſie abgelegte Kleider von andern tragen, weswegen auch die Trödelhändlerey, wie wir oben geſehen haben, ſo gut geht. Es iſt ſehr luſtig anzuſehen, wie ſtolz dieſe Cavaliere in den kahlſten Matroſenjupen einher traben.

Dieſe Erniedrigung iſt übrigens ein Beweis ihrer großen Armuth, und ihre Armuth rührt bloß von ihrer Faulheit her.

60. Diebereyen und Schelmſtücke dieſer Leute.

Das Laſter der Dieberey iſt an den Bewohnern von Praya noch ſchändlicher als ihr Bettelſtolz; und auch hierzu verleitet ſie ihre Faulheit. Nach den einſtimmigen Zeugniß der Seefahrer ſind ſie wahre Raubvögel. Sie nehmen den Leuten beym hellen Mittag den Hut vom Kopf und entlaufen damit; und wenn zwey mit jemand reden, ſo iſt der dritte im Stande ihm indeß den Degen von der Seite zu reißen und zu entſpringen. Sie nehmen alles, was ſie ertappen können, und verlaſſen ſich dann auf ihre Füße.

Auch im Handel ſind ſie äußerſt treulos. Wenn man ſo unvorſichtig iſt, ihnen etwas in die Hände zu geben, ehe man ihr Geld, oder andere Waaren dagegen hat, ſo iſt es verlohren. Selbſt dann, wenn man die eingehandelte Sache ſchon beſitzt, ſo iſt man noch nicht ſicher, ſie zu behalten. Ein Reiſender erzählt eine beſondere Art von Betrügerey, die ſie beym Viehhandel ausüben. Sie bringen ihr Vieh entweder an den Hörnern oder an den Füßen mit verfaulten Stricken gebunden. Wenn ſie es übergeben und den Preis dafür an Geld oder Waaren empfangen haben, ſo machen ſie ein entſetzliches Geſchrey. Darüber fängt das Vieh, welches vor den weißen Geſichtern ohnehin ſchon ſcheu iſt, an zu ſpringen und an dem Strick zu reißen, bis er entzwey iſt, oder man ihn fahren läßt. Alsdann läuft es in das Gebirge zurück, wo es hergekommen iſt.

61. Art, auf welche ein Theil der katholiſchen Miſſionarien die Heiden zum Chriſtenthume bekehren.

Wie leichtſinnig, und in welchen eigennützigen Abſichten die Afrikaniſchen und andere Heiden zu Chriſten aufgenommen werden, wird man aus folgender Geſchichte eines katholiſchen Prieſters von St. Philipps oder Fuego (einer Inſel des grünen Vorgebirges) ſehen, welcher ſich vornahm, die Bewohner von Breva, gleichfalls einer Inſel dieſes Vorgebirges, zu bekehren.

Er ließ ſich in einem Bote nach dieſem Eylande überſetzen, und nun machte er ſogleich nach ſeiner Ankunft ſeine fromme Abſichten, und ſeine Gewalt bekannt, ihre Sünden zu vergeben. Hierbey verſprach er, ſie auf einem ſehr leichten Weg zum Himmel zu führen, wenn ihre Handlungen auch noch ſo böſe wären; im Gegentheil, ſagte er, würde es ihnen ohne ſeine Zulaſſung unmöglich ſeyn, ſelig zu werden, wenn ſie auch noch ſo unſchuldig lebten.

Ein Theil dieſer Begriffe war ihnen ſchon von andern neubekehrten Schwarzen beygebracht worden. Der fromme Pater hielt dieß für hinlänglich, und taufte ſie ohne fernere Unterweiſung in der chriſtlichen Religion. Er dachte, es ſey ſchon genug, wenn ſie glaubten, daß ſie durch die Taufe Chriſten würden; und dabey beſtärkte er ſie in dem Wahne, ſie würden ganz gewiß in den Himmel kommen, und bey der Auferſtehung in Weiße verwandelt werden. Nachher brummte er ihnen eine Meſſe vor, die weder ſie noch er verſtanden. Dieß war jedoch nicht der Hauptzweck ſeiner Hieherkunft. Seine eigentliche Abſicht war, dieſen Leuten von ihrer Habe ſo viel als möglich abzuſchwatzen. Von denen, die einen Vorrath von baumwollenen Tüchern hatten, ließ er ſich ganze Stücken geben, von andern wenigſtens einige Ellen; andere die nichts gewebt hatten, mußten ihm ein Geſchenk von baumwollenen Garn, oder roher Baumwolle machen, noch andere mußten Indigo ſpenden. Seine

Er-

Erpreſſungen erſtreckten ſich ſogar über das Vieh; von einigen ließ er ſich Schweine geben, von andern Vögel und ſo fort; er nahm alles an, was man ihm brachte und was der Mühe werth war.

Nachdem er ſo viel zuſammen gerafft hatte, als er in einem Boote fortbringen konnte, nahm er Abſchied von ihnen, und ſagte, was ſie ihm gegeben hätten, das gehörte Gott, und er wäre ein Beamter und Steuereinnehmer Gottes. Das arme betrogene Volk begleitete ihn bis nach Fuurno, wo ſein Boot lag. Zur Erkenntlichkeit las er ihnen daſelbſt in einer Höhle eine Abſchiedsmeſſe, und ſeit dieſer Zeit führt dieſe Höhle den Nahmen Fuurno de Padre. Er gab ihnen hierauf zum letzten Troſt die Verſicherung, daß er von Zeit zu Zeit wieder kommen und ihre Sünden vergeben wollte. Er hielt auch ſein Wort treulich, und beſuchte und plünderte ſie alle Jahre, oder ſo oft er konnte.

Dieſem Unfug machte jedoch ein Zufall plötzlich ein Ende. Denn als der Pater einſt ſeinen Neubekehrten in dieſer Höhle eine Meſſe las; ſo ſtürzte plötzlich der Berg ein, und er wurde mit mehr als dreyßig ſeiner Zuhörer lebendig begraben.

Man würde den katholiſchen Miſſionarien Unrecht thun, wenn man glaubte, ſie ſeyen alle ſo habſüchtig wie dieſer; die meiſten ſind aber doch nicht minder unwiſſend, und gehen bey dem Unterricht der Nichtchriſten eben ſo ſorglos zu Werke. Vorzüglich gilt dieſes von den ſchwarzen Prieſtern.

62. Leben und Sitten der Seeräuber, in der Geſchichte des Capitains Roberts, eines Engländers.

Folgende Geſchichte des Capitains Roberts, welcher auf ſeiner Reiſe nach Virginien den Seeräubern in die Hände fiel, iſt ſo unterhaltend und ſchildert ſo gut die Sitten dieſer Leute, daß ſie unſern jungen Leſern gewiß Vergnügen machen und Theilnahme bey ihnen erregen wird.

Es begegnete dem Capitain Roberts auf ſeiner Reiſe, die er im Jahr 1721 unternahm, nichts beſonders merkwürdiges, bis er auf der Inſel St. Nicolas, (einer Inſel des grünen Vorgebirgs) ankam. Hier ſtand er eines Morgens, ſeiner Gewohnheit nach, mit der Dämmerung auf. Weil aber bey Anbruche des Tages, noch kein Wind wehete, ſo ſah er ſich indeß um und erblickte außerhalb der Bay drey Schiffsſeegel. Eines davon erkannte er deutlich durch das Fernglas: es war ſehr hoch gebaut und ſchien ſehr ſchwer beladen. Die übrigen, dachte er, gehörten zu ſeiner Geſellſchaft. Er vermuthete, daß es ihnen an Waſſer fehlte, er ſah ſie ab und zu fahren, konnte aber nicht erkennen, daß ſie einige Zeichen machten. Dieß alles beſtätigte ihn in ſeinen Gedanken.

So bald ſich aber der Himmel aufklärte, daß ſie ſein Schiff erkennen konnten, ſeegelte das mittelſte von den dreyen gerade darauf los. Als es näher kam, erblickte er durch ſein Fernglas, daß es ein Schuner *) voll Mannſchaft war, die alle weiße Hemden an hatten. Er ſah auch eine ganze Reihe größer Kanonen, und nun fing ihm an bange zu werden. Zum Entfliehen war es zu ſpät, denn die Bay in welcher er lag, war ganz ruhig von Winde; das fremde Schiff hingegen ſeegelte mit einem friſchen Morgenwinde auf ihn los. Sie hatten eine engliſche Flagge und eben ſolche Fähnlein und Wimpel. So bald dieß Roberts ſah, ſteckte er ſeine Flagge gleichfalls aus. Das andere Schiff hatte acht Kanonen und ſiebzig Mann. Als es die Schaluppe **) erreicht hatte, begrüßte es dieſelbe, welches Roberts beantwortete. Darauf fragte man, wo die Schaluppe hin gehörte und woher ſie käme? Roberts antwortete, ſie ſey aus Londen und käme von Barbados ***). Der andere antwortete: Ganz gut, ich weiß es ſchon. Roberts erhielt jetzt den Befehl, ſein Boot an Bord zu ſenden. Dieß that er und ließ zwey Mann auf demſelben an den Bord gehen.

Der Hauptmann dieſes Schiffes hieß Johann Lopez und war ein Portugieſe; er gab ſich aber für einen Engländer aus, und ließ ſich Ruſſel nennen. „Wo iſt denn der Patron der Schaluppe?“ fragte er die Leute, die in dem Boote kamen. Sie zeigten ihm Roberts, der auf dem Verdeck herumging. Darauf rief er ihm zu: Du Hund, du Hurenſohn, du ſprenklicher Hund (denn er hatte ein ſprenkliches holländiſches Hemde an, und ging in Pantoffeln, ohne Strümpfe, wie er aus ſeiner Kajüte gekommen war) und ſo ſchimpfte er fort ohne Aufhören. Nun ſah Roberts wohl, in was für Hände er gefallen war. Er dachte, wenn ich aus Verachtung ſchweige, ſo iſt er im Stande, mir eine Kugel durch den Leib zu jagen, daher iſt es beſſer, ich antworte. Er fragte alſo: Was gibts denn? Du Hund, du Hurenſohn, antwortete Ruſſel; warum kommſt du nicht an Bord? Ich will dich vom Kopf bis zu den Füßen abprügeln laſſen, daß du nicht einen weißen Fleck an deinem Leibe behalten ſollſt. Roberts gab zur Antwort, man habe ja nur das Boot verlangt, er habe alſo nicht wiſſen können, daß er ſelbſt kommen ſollte; wenn er aber die Güte haben

und

*) Ein kleines Schiff.

**) Roberts hatte bloß eine Schaluppe. Man verſteht darunter ein kleines, hinten und vorne ſpitziges Fahrzeug, welches bey einem großen Schiffe geführt wird, um damit ab- und zu zu fahren. Es wird mit Rudern getrieben, wozu wenigſtens drey Perſonen gehören.

***) Barbados iſt eine Weſtindiſche Inſel. Roberts ſagte hier keine Unwahrheit, denn er war wirklich, weil er nach Virginien wollte, ſchon in Barbados geweſen, und jetzt war er auf ſeiner Rückreiſe nach Guinea begriffen.

und ihm ein Boot ſchicken wollte; ſo wolle er aufwarten. Ruſſel ſagte nichts weiter, als: warte du Hund, ich will dir eine beſſere Aufführung lehren!

Jtzt ließ er einige von den andern Seeräubern in Roberts Boot ſteigen und ihn abholen; acht bis zehn andere aber mußten die Schaluppe in Beſitz nehmen. Während daß Roberts nach dem Raubſchiffe fuhr, ſchimpfte der Hauptmann unabläſſig fort, und bedrohte ihn mit Prügeln, weil er ihm ſo geringfügig begegnet war. Er antwortete: er habe nicht im Sinne gehabt, ihn oder ſeine Geſellſchaft im mindeſten zu beleidigen. Du Hund, ſprach der Hauptmann, ſchwatze mir die Ohren nicht lange voll, ſondern komme an Bord. — Er ſtieg nun an Bord, und fand den erbitterten Hauptmann mit dem bloßen Säbel in der Hand ſchon bereit, ihn zu empfangen. Es kam ihm aber ein Mann mit einem goldenen Treſſenhuth entgegen, der, wie er nach der Hand erfuhr, der Konſtabler war, und ſprach: kommt nur her, Schiffer, es ſoll euch nichts zu Leide geſchehen. Als er im Schiffe war, ging der Hauptmann mit ſeinem Säbel auf ihn los, als wenn er ihn auf der Stelle niederhauen wollte, und brüllte ihn an: Du Hund, warum biſt du nicht gleich anfangs mit dem Boote an Bord gekommen, was denkſt du, daß du nun verdienſt? Roberts entſchuldigte ſich. Wenn ich einen Fehler begangen habe, ſprach er, ſo geſchah es aus Unwiſſenheit, denn ich wußte ja nicht wer und was Sie waren? Hund, brüllte der andere mit einem gräßlichen Fluch, wer denkſt du, daß wir ſind? — Roberts war über dieſe Frage beſtürzt, und wußte nicht, was er antworten ſollte, daß er ſie nicht beleidigte, denn das geringſte unrechte Wort kann den rechtſchaffenſten Mann ums Leben bringen, wenn er in den Klauen ſolcher Leute iſt. Er wußte dieß aus Erfahrung, weil er ſchon auf einer andern Reiſe nach Terreneuve von den Seeräubern war gefangen genommen worden. Endlich ſagte er, er hielte ſie für Herren, die auf der See ihr Glück zu machen ſuchten, worauf ihm der andere antwortete: Du lügſt, bey meiner Seele! wir ſind Seeräuber, bey meiner Seele!

Nachdem ihm Ruſſel eine Zeit lang ſo getrotzt hatte, fragte er ihn höhniſch, warum er denn nicht ſeine Kleider anzöge, wenn er ſolche Herren beſuchte? Roberts antwortete: „Ich wußte ja nicht beym Ankleiden, daß ich einen ſolchen Beſuch würde zu machen haben. Und dann haben mich Ihre Drohungen ſo erſchreckt, daß ich nicht weiter an meine Kleidung dachte; wenn Sie es aber erlauben, ſo will ich mich umkleiden, wofern es noch nicht zu ſpät iſt!“ Hohl dich der Teufel, ſagte Ruſſel, allerdings iſt es itzt zu ſpät. In den Kleidern, in denen wir dich bekommen haben, ſollſt du auch bleiben; deine Schaluppe und alles was dein iſt, gehört nunmehr uns. Roberts

sagte,

ſagte, er ſähe wohl ein, daß es nicht anders wäre, er hoffte aber ſie würden mit dem vorlieb nehmen, was ihnen am liebſten ſeyn würde, und das übrige würden ſie ihm laſſen, weil er ſich auf Gnade ergeben hätte. Dieß hängt von der Geſellſchaft ab, antwortete Ruſſel, da kann ich für mich allein nichts ſagen. Er befahl ihm hierauf, ein Verzeichniß von allem, was auf der Schaluppe war, zu übergeben, beſonders von der Ladung und von dem Gelde. Wenn er das geringſte verſchwiege, ſo drohte er die Schaluppe und ihn damit zu verbrennen.

Die andern von Ruſſels Leuten, die daneben ſtanden, riethen ihm ganz freundſchaftlich, nichts zu verſchweigen, beſonders nicht das Geld, die Waffen und den Kriegsvorrath, nach welchen ſie vorzüglich ſtrebten. Die Lügner und Verhehler ſolcher Dinge, ſprachen ſie, pflegen wir mit der größten Härte zu beſtrafen. Roberts gab von allem ſo gut Nachricht, als er es aus dem Kopfe thun konnte, und er erbot ſich, alles noch genauer anzugeben, wenn man ihm erlauben wollte ſeine Papiere nachzuſehen. Ruſſel ſagte aber geradezu: Nein! Für deine Papiere, ſprach er, werde ich ſchon ſorgen, und findet man auf der Schaluppe mehr als du bekannt haſt, ſo mußt du mit deinem Kopfe dafür büßen. Unterdeſſen durchſuchten die Seeräuber die Schaluppe; ſie fanden aber nicht mehr als er angegeben hatte, einen Ring und ſeine ſilbernen Schnallen ausgenommen, welche von ihm vergeſſen worden waren.

Roberts wurde bald darauf dem großen Hauptmann Loe auf dem andern Schiffe vorgeſtellt, um ihm ſeine Unterwürfigkeit zu bezeugen. Man nannte dieſes Schiff die Roſa. Da er hineinſtieg, empfing ihn das Schiffsvolk, und bezeugte ihm ſein Mitleid mit ſeinem Unglück. Der Hauptmann erwartete ihn in der Kajüte. Er wurde von einem Offizier vorgeſtellt, welchen er für den Konſtabler hielt, und der ſich vollkommen wie ein Ceremonien-Meiſter betrug. Als ſie in der Kajüte waren, machte ſein Führer dem Hauptmanne eine tiefe Reverenz, ſtellte ihm Roberts vor, und ließ ſie beyde alleine.

Der Hauptmann Loe bewillkommte ihn mit den gewöhnlichen Komplimenten. „Ihr Verluſt ſprach er, geht mir nahe. Ich wünſche lieber Fremden zu begegnen, als meinen Landsleuten, nur einige wenige ausgenommen, die für ihre Bosheit Strafe verdienen. Weil es aber doch nun das Schickſal ſo gefügt hat, daß Sie in unſere Hände fallen mußten, ſo wünſchte ich, daß Sie heiterer und nicht ſo niedergeſchlagen wären.“ — Er bath darauf Roberts, daß er ſich niederlaſſen möchte. Er ſelbſt aber bewegte ſich nie von ſeinem Sitze, welches eine große Kanone war, ob gleich Stühle genug in der Kajüte vorhanden waren. Vermuthlich glaubte er, es würde nicht ſo martialiſch laſſen, wenn er auf einem Stuhle, als wenn er auf einer Kanone ſäße.

Roberts

Roberts ſetzte ſich, und nun fragte ihn Loe, was er trinken wolle. Er bedankte ſich und ſprach, er mache ſich nicht viel aus dem Getränke; weil er es ihm aber aus beſonderer Höflichkeit anböte, ſo würde er alles trinken, was er ihm vorſetzen würde. Loe klingelte; es trat einer von ſeinen Kammerdienern herein, welchem er befahl eine Bulle Punſch zu bringen, und zwar in der großen Bulle, die von ſtarkem Silber war, und auf acht engliſche Maaß hielt. Nachher verlangte er auch Wein, und man brachte zwey Flaſchen Claret. Darauf nahm er die Punſchſchale und trank Roberts zu, der ihm in Wein Beſcheid that. Nachher verſicherte er ihn aller möglichen Freundſchaft. „Ich wünſchte nur, ſprach er, daß wir Sie zehn Tage eher bekommen hätten. Dazumahl hatten wir einen Ueberfluß an guten Sachen, welche wir auf zwey Portugieſiſchen Schiffen, die aus Braſilien kamen, eroberten. Wir hatten leinene und wollene, feine und grobe Zeuge; Hüte von allen Arten, Silber, Eiſen und andere reiche Waaren im Ueberfluſſe. Dazumahl würde ich gewiß meine Geſellſchaft bewogen haben, daß ſie Ihrem Schiffe eine Ladung abgegeben hätte. Nunmehr aber haben wir, ſo viel ich weiß, keine Waaren mehr, denn ein Theil davon iſt andern Priſen zugewandt worden, und das übrige haben wir in David Jones Schatzkammer verſchloſſen. (So nennen die Seeräuber im Scherz die See). Indeſſen kann man nicht wiſſen, ſetzte er hinzu, ob es das Glück nicht ſo fügt, daß ich Sie wieder einmahl in einer Lage antreffe, wo ich im Stande bin, Ihnen Ihren Verluſt zu erſetzen, und dann können Sie ſich auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen, ſo weit meine Gewalt reicht, zu dienen, ganz verlaſſen.“ Dieß alles war eitel Wind; Roberts mußte ſich aber doch dafür recht höflich bedanken. —

Den folgenden Morgen, da Roberts auf dem Verdecke ſpazieren ging, kam einer von dem Schiffsvolke, wünſchte ihm einen guten Morgen, und bezeugte ihm ſein Mitleid mit ſeinem Unglücke. „Ich glaube, Sie kennen mich nicht mehr;“ fügte er hinzu. Roberts konnte ſich in der That nicht entſinnen, ihn geſehen zu haben. Der Menſch ſagte ihm lachend, er habe ehemahls unter ihm gedient, als er noch die Suſanna (ſo hieß ſein damahliges Schiff) kommandirte. In dieſem Augenblicke kamen noch zwey andere herbey, die ebenfalls auf dieſem Schiffe gedient hatten und nun fing Roberts an, ſich ein wenig zu beſinnen. Sie verſicherten ihn alle ihres Mitleids und verſprachen, ihm nach Vermögen zu dienen. „Wir haben vierzig bis funfzig Stück weiße Leinwand, ſagten ſie, ſechs bis acht ſeidene Stücke, und noch andere Sachen mehr. Wir wollen auch, fuhren ſie fort, alle Mühe anwenden, daß unſere Freunde und Kammeraden Ihnen alles abgeben, was ſie nur entbehren können, wenn Sie von der Geſellſchaft Ihre Schaluppe wieder bekommen.“

Darauf ſahen ſie ſich um, ob ſie niemand hören konnte, und da kein Menſch um den Weg war, ſo ſagten ſie halb leiſe mit großer Bekümmerniß zu ihm, daß er

bey ihnen bleiben müßte, wofern er nicht alle mögliche Vorſicht anwendete; denn ſein Steuermann habe geſagt, er kenne ſehr gut die Küſte von Braſilien, wohin ſie von Guinea aus fahren wollten.

Sie erzählten ihm auch im Vertrauen, daß eine geheime Berathſchlagung ſey gehalten worden, ob man ihn zur Geſellſchaft aufnehmen, oder bloß als einen Gefangenen zwingen wollte, ihnen an der Braſiliſchen Küſte als Bootsmann *) zu dienen. Bey dieſer Gelegenheit, ſagten ſie, hätten ſie viel zu ſeinem Beſten geredet, und unter andern vorgegeben, er ſey verheirathet und habe vier Kinder. „Auf dieſer Ausſage müſſen Sie bleiben, ſprachen ſie zu Roberts, denn wir haben geſchworen, niemahls einen Ehemann, wider ſeinen Willen, zu unſern Dienſten zu zwingen. Sagen Sie daher kecklich Sie haben fünf oder ſechs Kinder, denn ſonſt ſchützt Sie nichts vor dem Zwang.“

Zugleich ſagten ſie auch Roberts, daß einer von ihrer Geſellſchaft die andern bereden wollte, ihren Eyd zu brechen, weil es ein Nothfall wäre, daß ſich aber der Hauptmann Loe aus allen Kräften widerſetzte, weil niemand mehr ihre Artikel und ihren Eyd halten würde, wenn er einmahl gebrochen wäre.

Der, welcher dieſen Vorſchlag den Eyd zu brechen gethan hatte, war Ruſſel; er hatte aber wenige auf ſeiner Seite. Die meiſten waren des Hauptmanns Loe Meinung.

Bald darauf kam der Hauptmann Loe ſelbſt auf das Verdeck, wünſchte Roberts einen guten Morgen und ließ unverzüglich das Zeichen zu einer Berathſchlagung geben. Er befahl nähmlich den grünen Trompeter aufzuſtecken. Dieß war eine Flagge von grünem Taffet, in welchem die Figur eines Trompeters mit gelber Seide geſtickt war. Es kamen darauf die mehreſten von den andern Schiffen an Bord, und gingen theils in die Kajüte, theils in die Galerie. Loe ſagte, er habe ſie bloß kommen laſſen, um mit ihnen zu frühſtücken.

Nach dem Frühſtück fragte er Roberts, ob er verheirathet ſey, und ob er Kinder habe? Er antwortete, er ſey ſchon zehn Jahr lang verheirathet, und habe bey ſeiner Abreiſe fünf Kinder hinterlaſſen, und mit dem ſechsten ſey ſeine Frau ſchwanger gegangen. Loe fragte ihn weiter, ob er ihnen auch eine gute Verſorgung zurück gelaſſen habe, daß es ihnen an nichts mangelte. Roberts gab zur Antwort, ihre Umſtände ſeyen ſehr mittelmäßig. „Ich hatte vorher ſchon Unglücksfälle, ſprach er, und dadurch war ich ſo weit herunter gekommen, daß mir beynahe nichts blieb, als

*) Man verſteht unter dieſem Wort einen Schiffsmann, welcher die Gegend eines Hafens, einer Rheede oder einer Küſte genau kennt, und gebraucht wird, die Schiffe in ſolchen Gegenden ſicher zu führen.

als was ich auf die Ladung meines Schiffchens verwendete. Gott weiß, ob es meiner Familie nicht an Brote fehlen wird, ehe ich wieder zu ihr komme.“

Loe wendete ſich hierauf an Ruſſel. „Ich will es nicht thun, Ruſſel, ſagte er.“ „Was wollen Sie nicht thun? verſetzte Ruſſel.“ „Sie wiſſen wohl was ich meine. Es muß und ſoll nicht geſchehen, ſo wahr ich lebe.“ „Es muß und ſoll geſchehen, ſagte Ruſſel, ſo wahr ich lebe. Die Selbſterhaltung iſt das erſte Geſetz, und Noth kennt nach dem Sprichwort kein Gebot.“ „Mit meiner Einwilligung ſoll es nicht geſchehen, ſagte Loe.“

Die meiſten aus der Geſellſchaft ſchrien, es müſſe darüber berathſchlagt und geſtimmt werden. Loe berief ſie auch ſogleich auf das andere Verdeck zuſammen und ließ Roberts in der Kajüte.

Nach zweyen Stunden kamen ſie wieder. Ruſſel ſagte: „Eure Schaluppe iſt leck, Schiffer.“ „Sie hält noch Waſſer, verſetzte Roberts.“ „Waſſer? verſetzte er. Ich ſehe nicht ein, was Ihr damit machen wolltet, wenn wir ſie euch wieder geben ſollten. Ueberdieß habt Ihr ja auch keine Leute, denn alle eure Bootsleute gehören uns.“

Roberts bezeugte demungeachtet ein Verlangen nach ſeiner Schaluppe. Ruſſel aber fuhr fort, ihm den Mangel an einer Ladung, an Lebensmitteln und an den nöthigſten Bedürfniſſen vorzuſtellen, damit er ſein Elend recht fühlte. Endlich ſagte Loe: „Kommt, wir wollen die Punſchſchale herum gehen laſſen, und die Sache noch einmahl unterſuchen.“

Damit waren ſie nun alle zufrieden; und während dem Schmauſen und Trinken erinnerten ſie ſich einander an ihre ehemahligen Thaten zu Terre Neuve und in andern Gegenden. Unter dem Eſſen ſchnappten ſie ſich wie Kuppelhunde einander die Speiſen weg. Sie hielten dieß für etwas heroiſches und fanden ein ungemeines Vergnügen daran.

Den folgenden Morgen kam einer von den drey Leuten, die den Tag vorher mit Roberts geſprochen hatten, wieder zu ihm, und entſchuldigte ſich, daß er ſo behutſam mit ihm umgegangen war. Die Urſache war, wie er ſagte, ein Geſetz, das ſie unter ſich hatten, daß derjenige ſterben ſollte, der eine geheime Vertraulichkeit mit einem Gefangenen unterhielte. Roberts erfuhr auch von ihm, daß ſein Steuermann zu allem, was vorgegangen war, Anlaß gegeben hatte, und daß er wahrſcheinlich an ihm zum Verräther werden, und zu den Seeräubern abtreten würde. „Wenn Sie in dieſem Falle ihre Schaluppe wieder bekommen, ſprach er zu ihm, ſo wird man Sie ganz alleine hineinſetzen, und Ihnen niemand als den Knaben und das Kind mitgeben, das man bey Ihnen gefunden hat.“ Ich wollte Sie zwar herzlich gerne begleiten; allein ich darf nicht; denn ſchon das bloße Verlangen mit Ihnen zu gehen,

hen, würde mich das Leben koſten. Wir haben ein Geſetz das folgendergeſtalt lautet:

Wenn jemand von der Geſellſchaft etwas reden oder vornehmen ſollte, das auf ſeine Abſonderung von Geſellſchaft abzielte, wenn er irgend ein Mittel dazu vorſchlüge oder ſich ſonſt bemühete abzutreten, der ſoll auf des Quartiermeiſters Befehl todt geſchoſſen werden, ohne einen Ausſpruch vom Kriegsrath zu erwarten.

„Ihr Steuermann, fuhr er fort, wie Sie wiſſen, hat Ruſſeln Nachricht von Ihrer Kenntniß der Braſiliſchen Küſte gegeben, und ſeitdem ſcheint er Ihr beſter Freund zu ſeyn. Er wird es auch gewiß bey der Geſellſchaft ſo weit bringen, daß man etwas für Sie zuſammen legt, und dieß könnte leicht ſo viel ausmachen, als was Sie eingebüßt haben; denn außer dem gemeinſchaftlichen Vorrathe haben die mehreſten unter uns Stücken Leinwand, Seide, Hüte, Schuhe, Strümpfe, goldene Treſſen und allerley andere Waaren. Dieſe Waaren heben wir gewöhnlich zu keinem andern Gebrauch auf, als um ſie an Gefangene zu verſchenken, die wir ehedem gekannt haben, oder die uns ſonſt wohl gefallen.“ — Endlich verſicherte er noch Roberts, daß der Hauptmann Loe ſein Freund ſeyn und alles mögliche für ihn thun würde. „Gegen Ruſſeln aber, ſagte er, kann er wenig ausrichten, denn Ruſſel iſt ſchon zweymahl Befehlshaber über die Geſellſchaft geweſen, und hat bey manchen Vorfällen mehr Klugheit gezeigt, als Leo.“ —

Kurze Zeit darauf, da ihn dieſer Menſch verlaſſen hatte, kam der Hauptmann Loe. Sie tranken, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, ein Gläschen Rum mit einander und redeten von gleichgiltigen Dingen. Roberts bemühte ſich äußerlich vergnügt zu ſcheinen; hätte er dieſes nicht gethan, ſo würde ſich jeder ſchlechte Kerl Mißhandlungen gegen ihn erlaubt, und ſich mit der Zunge, oder wohl gar mit der Hand, an ihm vergriffen haben; denn dieſe Leute machen ſich kein Bedenken, ihre Gefangene bloß zur Luſt zu ſchlagen, ſie mit Füßen zu ſtoßen, oder auf eine andere Art zu mißhandeln.

Um zehn Uhr kam auch der Hauptmann Ruſſel mit einigen andern an Bord. Er wandte ſich mit freundlicher Mine an Roberts und redete ihn alſo an: Ich habe Ihr Verlangen wegen der Schaluppe überlegt, ſagte er; ich ſehe aber nicht ein, wie es Ihnen möglich ſeyn wird, damit fort zu kommen. Sie ſind ein verſtändiger Mann, folgen Sie Ihrer Vernunft und nicht Ihrer Verzweiflung. Wir müßten wenigſtens ganz wider alle Ehre handeln, wenn wir ſie Ihnen zurückgeben und es geſchehen laſſen wollten, daß Sie ſich muthwillig ins Verderben ſtürzten, wie dieß Ihre Abſicht zu ſeyn ſcheint. Ich bin ganz unruhig wegen dieſer Sache, und ich

habe

habe ihr die ganze Nacht nachgedacht. Endlich glaube ich aber ein Mittel gefunden zu haben, wodurch Sie ohne ſo große Gefahr einen viel größern Vortheil als durch Ihre Schaluppe erlangen können. Sie müßten nähmlich Ihre Schaluppe verſenken oder verbrennen, und ſo wie bisher als Gefangener bey uns bleiben. In dieſem Falle verſpreche ich Ihnen, und die Geſellſchaft dahin zu bringen, daß ſie Ihnen durch Brief und Siegel die erſte Priſe zuſagt, die in unſere Hände fällt. Gefällt ſie Ihnen aber nicht, ſo ſollen Sie jede andere haben, die Ihnen anſtändig iſt. Sie können dann ruhig damit in Ihr Vaterland zurück fahren, und die See ganz verlaſſen, wenn Sie mehr Neigung haben, auf dem Lande zu leben."

Roberts bedankte ſich gegen ihn. „Ich ſehe nicht, ſprach er, wie ein ſolcher Tauſch zu meinem Vortheile ausſchlagen kann. Viel wahrſcheinlicher könnte er mir das größte Unglück bringen, denn wie ſoll ich mich in dem Beſitz eines ſolchen Schiffes behaupten? Die Ladung wird mir niemand abkaufen wollen, wenn ich nicht geſetzmäßig beweiſen kann, daß ſie mir mit Recht zuſteht, und wenn die Eigenthümer des Schiffes, oder der Waaren, davon hören, ſo muß ich den völligen Werth davon erſetzen, und vielleicht werde ich gar ins Gefängniß geworfen und komme in Lebensgefahr."

Ruſſel meinte, dieſer Gefahr könnte ſchon vorgebeugt werden, wenn man wüßte, wohin das Schiff und die Waaren gehörten, und dann könnten ſie ihm ja leicht einen ordentlichen Kaufbrief oder andere Vollmachten und Urkunden ausſtellen, daß er nichts zu beſorgen hätte.

Roberts räumte dieß alles ein; er berufte ſich aber auf ſein Gewiſſen, und hielt ihnen eine lange Rede über ſolche unerlaubte Thaten. Allein er wurde von ſeinen Zuhörern nur ausgelacht. Die einen ſagten, es ſey ein Prediger an ihm verdorben, und er wollte vielleicht Kapläne aus ihnen machen? Andere ſprachen, ſie hätten nicht nöthig, ſich Moral und Religion predigen zu laſſen; ſie hätten keinen andern Gott, als ihr Geld, und keinen andern Erlöſer, als ihre Waffen. Andere billigten jedoch auch was er ſagte, und wünſchten, daß man Gott nicht ſo ganz aus den Augen ſetzen möchte.

Ruſſel wollte hierauf nochmahls verſuchen, ihn zu überreden. Roberts brach aber nun ganz kurz mit dieſen Worten ab: „Ich bin ganz in Ihrer Gewalt, Sie können mit mir machen was Sie wollen. Weil Sie mir aber bisher mit ſo vieler Großmuth begegnet haben, ſo zweifle ich auch itzt noch nicht an Ihrer fernern Güte. Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir meine Schaluppe wieder zu geben, ſo wäre dieſes alles was ich begehrte. Meinen übrigen Verluſt hoffe ich mit der Zeit durch meine Arbeit auf eine rechtmäßige Art zu erſetzen."

Hierauf ſagte der Hauptmann Loe: „Ihr Herren, ich muß es bekennen, was der Schiffer da ſagt, iſt vernünftig, und meines Erachtens nach muß er ſeine Schaluppe wieder bekommen.“ Die meiſten übrigen ſprachen auch: „Ja, ja, gebt dem armen Manne ſeine Schaluppe wieder und laßt ihn in Gottes Nahmen gehen und Brot für ſeine Familie erwerben.“ — Damit hatte nun die Streitigkeit ein Ende.

Abends wollte ihn Ruſſel vor ſeiner Abreiſe ſchlechterdings auf ſeinem Schiffe traktiren. Sie brachten da ihre Zeit in ziemlich gutem Vernehmen bis nach der Abendmahlzeit zu. Da wurde eine Schale Punſch und ein halb Dutzend Flaſchen Claret auf den Tiſch geſetzt. Der Hauptmann nahm ein Baßglas und trank auf den guten Erfolg ſeiner Unternehmung. Die Geſundheit ging herum und Roberts mußte Beſcheid thun. Hierauf tranken ſie auf gut Glück zur Handlung, worunter ſie ihr eigenes Seeräubergewerbe verſtanden. Die dritte Geſundheit galt dem König von Frankreich; Ruſſel aber fing an die Geſundheit des Königs von England auszubringen, und alle andere tranken ſie mit. Die Reihe kam endlich auch an Roberts. Da Ruſſel zwey Flaſchen Claret in die Punſchſchaale gegoſſen hatte, ſo bath ſich Roberts die Erlaubniß aus, in einer Schaale Claret Beſcheid zu thun, weil er einen großen Widerwillen wider dieſe Miſchung hatte.

„Du Beſtie, ſchrie Ruſſel, du ſollſt, wenn es an dich kommt, ein volles Glas von eben dem Tranke trinken, von dem die andern getrunken haben.“ „Gut, mein Herr, ſagte Roberts, ehe ich einen Wortwechſel darüber anfange, will ich es lieber trinken, ob es gleich gewiſſermaßen Gift für mich iſt.“ „Du Beſtie, brüllte Ruſſel aufs neue, wenn es auch gleich das häßlichſte Gift wäre, ſo mußt du doch ſo viel und ſo oft trinken, als ein anderer, oder todt vor uns auf den Boden ſinken.“

Hierauf nahm Roberts den Pokal, der gegen drey Viertelmaaß hielt, füllte ihn, und ſagte: „Meine Herren, die ausgebrachte Geſundheit.“ — „Was iſt das für eine Geſundheit?“ ſagte Ruſſel. — „Wie, ſagte Roberts, die Geſundheit, die Sie alle getrunken haben, des Königs von England.“ — „Wer iſt König von England?“ fragte Ruſſel. — „Meiner Meinung nach, antwortete Roberts, iſt es der, welcher die Krone trägt.“ „Gut, ſagte der andere, und wer iſt das?“ — „König Georg trägt jetzt die Krone.“ — Darauf fing Roberts an mit der größten Furie zu ſchimpfen: „verfluchter Kerl! nichtswürdiger Hurenſohn,“ und dabey ſchwur er, die Engländer hätten keinen König. Roberts fragte, wie er denn alſo die Geſundheit einer Perſon hätte trinken mögen, die nicht in der Welt vorhanden ſey? Auf dieſe Rede zog Ruſſel eine Piſtole aus ſeinem Gürtel, und würde ihn gewiß erſchoſſen haben, wenn ſie ihm der Canonier nicht aus der Hand geriſſen hätte. Ruſſel wurde hierüber immer noch erbitterter: „Der Prätendent iſt der rechte König!“ ſchrie er und wollte noch einmahl

loßdrücken. Der Schiffer aber ſchlug ihm die Piſtole aus der Hand, und ſie ging loß ohne Schaden zu thun.

Darauf fingen Ruſſel, und der Canonier einen Zank mit einander an. Der Canonier wendete ſich endlich an die Geſellſchaft, und ſagte: „Meine Herren, wenn Sie die Geſetze, die wir alle beſchworen haben, aufrecht erhalten wollen, ſo iſt meine Meinung, Johann Ruſſeln in Sicherheit zu bringen, damit er ſie nicht weiter übertrete.“

Alle gaben hierzu ihre Einſtimmung. Ruſſeln wurden, ſo ſehr er ſich auch wehrte, ſeine Waffen genommen, und man deutete ihm an, daß er ſich nicht von neuem erkühnen ſollte, die geringſte Unruhe anzufangen, oder ſich in Roberts Sachen zu mengen, bis er beym Befehlshaber an Bord wäre; widrigenfalls ſollte er als ein Friedensſtöhrer angeſehen und beſtraft werden.

Den folgenden Morgen brachten ſie Roberts zum Hauptmann Loe an Bord. Nachmittags um vier Uhr kam auch Ruſſel und Franz Spriggs, der das andere Schiff führte. Nach einiger Zeit ſagte er zu Loe, der Steuermann ſey geneigt, als Freywilliger bey ihnen zu bleiben. Loe fragte, was ſie in dieſem Falle thun ſollten, denn Roberts werde dann ja keinen Menſchen zum Beyſtande haben als den Jungen. „Nein, ſagte er, wir müſſen ihm nicht alle ſeine Gehülfen nehmen, wenn wir ihm die Schaluppe wieder geben wollen. Der Billigkeit nach können wir ihm nicht weniger, als zwey Schiffjungen und ſeinen Steuermann laſſen.“ — „Zum Henker, ſagte Ruſſel, der Steuermann iſt ein munterer, luſtiger junger Burſche, und hat ſchon zuvor in dergleichen Dienſten geſtanden. Er hat auch erkläret, daß er völlig entſchloſſen ſey, bey uns zu bleiben, und nicht wieder auf die Schaluppe zu gehen, wenn er nicht mit Gewalt dazu gezwungen würde.“

„Das mag alles wahr ſeyn, ſprach Loe; den Schiffer aber ſo allein in ſeine Schaluppe ſetzen, wäre ſo gut, als wenn man ihn langſam zu todt marterte, und es wäre beſſer geweſen, man hätte ihn gleich umgebracht.“

„Was kümmert mich das, antwortete Ruſſel, ich ſehe einzig und allein auf das Wohl unſerer Geſellſchaft, und ich möchte ſehen, wer mir hierin widerſprechen kann. Als Quartiermeiſter nehme ich den Steuermann in unſere Dienſte und dem, der ſich widerſetzt, ſteht eine Piſtole zu Befehl.“

„Verhindern kann man es freylich nicht, verſetzte Loe, wenn der Steuermann bleiben will, die Billigkeit erforderte aber doch in dieſem Falle, daß dem Schiffer dafür ein anderer von ſeinen Leuten mitgegeben würde.“

„Nein, ſchrie Ruſſel, dieß geſchieht nicht: Die ganze Mannſchaft der Schaluppe iſt ſchon in die Rolle eingeſchrieben, und da kommt keiner mehr heraus. Sie müſſen bedenken, meine Herren, daß ich hier für die Aufrechthaltung unſerer Geſetze

rede

rede, und, wie ſchon geſagt, ich habe eine Piſtole und ein Paar Kugeln für jeden bereit, der zu widerſprechen wagt.“

Darauf wandte er ſich an Roberts und ſagte: „Schiffer, die Geſellſchaft hat beſchloſſen, Ihnen Ihre Schaluppe wieder zu geben und Sie ſollen ſie haben. Sie ſollen auch Ihre zwey Schiffsjungen wieder bekommen; dieß iſt aber alles. Sie ſollen weder Lebensmittel, noch ſonſt etwas mehr erhalten, als was gegenwärtig darauf iſt. Ich höre, daß einige in der Geſellſchaft vorhaben, etwas für Sie zuſammen zu legen; ich verbiete es aber gleichfalls, weil wir nicht wiſſen, ob wir unſere Sachen nicht ſelbſt brauchen, ehe wir neue bekommen. Und ſollte einer unter uns wider dieſes Verbot handeln, und doch etwas auf die Schaluppe bringen, ſo verbrenne ich auf der Stelle das ganze Fahrzeug zu Pulver und dich damit.“

Es wurde noch länger über dieſe Sache geſtritten; am Ende aber blieb es doch bey Ruſſels Sinn. Beym Auseinandergehen bezeugten viele gegen Roberts ihren guten Willen; niemand aber gab ihm einen Heller, und vermuthlich bloß wegen Ruſſels Drohungen. Denn außerdem iſt eine ſolche Freygebigkeit ſehr unter ihnen gewöhnlich.

Da Ruſſel abfuhr, ließ er Roberts zu ſich in das Boot ſteigen, und nahm ihn mit auf ſein Schiff zurück. Hier war ſchon eine Abendmahlzeit in Bereitſchaft und Roberts mußte mit ihm eſſen. Die Punſchſchalen, Pfeifen und Taback wurden herbey geſchaft, und Ruſſel ermunterte nun den armen Roberts, ſich noch recht ſatt zu eſſen und zu trinken. „Denn ſagte er, Sie haben eine eben ſo beſchwerliche Reiſe anzutreten, als des Eliä vierzigtägige Reiſe auf den Berg Horeb. Und wenn kein Wunder dazu kommt, ſo müſſen Sie auf derſelben bloß allein mit dem aushalten, was Sie in dem Magen mit ſich fortnehmen; denn Sie bekommen weder zu eſſen noch zu trinken in Ihre Schaluppe.“

„Roberts ſagte, er hoffte nicht, daß man ihm mit ſolcher Härte begegnen würde. Ruſſel aber ſchwor ihm hoch und theuer, daß es geſchehen ſollte. In dieſem Falle, ſprach Roberts, wollte ich mir es lieber gefallen laſſen, wenn man mich entweder in der Inſel, oder an der Küſte von Guinea ans Land ſetzte; denn in der Schaluppe müßte ich ja auf dieſe Art des elendeſten Todes ſterben. Ich wollte mich auch bequemen, ſo lange an Bord zu bleiben, bis ſich eine ſchickliche Gelegenheit zeigte, mich ans Land zu ſetzen. Mit einem Worte, ich wollte mit allem zufrieden ſeyn, wenn man mich nur nicht zwingt, Dienſte anzunehmen.“

„Im Anfang, antwortete Ruſſel, ſtand es nur bey Ihnen, Ihr eigener Freund zu ſeyn. Da Sie aber unſere Gunſt verachtet, und ſelbſt eine ſo ſchöne Wahl getroffen haben, ſo muß es nun dabey bleiben, und alle Ihre Vorſtellungen ſind umſonſt. Ich erzeige Ihnen hierbey noch immer viel mehr Gefälligkeit, als Sie um

mich

mich verdient haben, denn Sie machten mir bey der Geſellſchaft mehr Verdrüßlichkeiten, als ich in meinem Leben hatte, oder haben werde.“

„Roberts ſagte, es ſey dieß nie ſeine Abſicht geweſen und bat ihn und ſeine Gefährten, daß ſie ihn lieber als einen Gegenſtand ihres Mitleids, als ihrer Rache anſehen möchten; Ruſſel gab ihm aber kein Gehör. Es iſt zu ſpät, ſagte er. Sie haben unſer Mitleid zu rechter Zeit nicht angenommen, ſondern es mit Undankbarkeit von ſich gewieſen. Ihr Schickſal iſt beſchloſſen; fügen Sie ſich darein, ſo gut Sie können. Füllen Sie Ihren Magen recht mit Speiſe und Trank, damit Sie aushalten können, ſo lange als möglich iſt. Allem Vermuthen nach iſt dieß Ihre letzte Mahlzeit in dieſer Welt. Doch vielleicht hat ſich ein ſo gewiſſenhafter Mann den Beyſtand eines höhern Weſens zu verſprechen. Ich bedaure nur die zwey jungen Leute, und ich habe große Luſt, ſie hier zu behalten und die wunderbare Befreyung über Sie allein ergehen zu laſſen.“

„Der Schiffer und der Canonier ſagten, die Schiffsjungen ſeyen entſchloſſen, das Schickſal ihres Herrn zu theilen, es möchte ſeyn wie es wollte. Nun gut, ſprach Ruſſel, ſo mag es geſchehen. — Doch Schiffer, fuhr er fort, es wäre mir lieb, wenn Sie getroſt äßen und tränken, und von dieſer Sache weiter nicht mehr redeten; denn wie geſagt, es iſt alles vergebens, und wenn Sie uns aufbringen, könnte es Ihnen noch ſchlimmer ergehen.“

„Meine Herren, ſagte Roberts, ich habe das Meinige gethan, und Sie können nicht härter mit mir verfahren, als Gott es zulaſſen will. Aus dieſer Urſache werde ich mich in alles mit Geduld ſchicken.

„Abends um zehn Uhr ließ Ruſſel das Boot der Schaluppe kommen. Es wurde von einigen Seeräubern ſeiner Bande gebracht, die am Borde derſelben Schildwache ſtanden. Er fragte, ob ſie alles, wie er es befohlen, aus der Schaluppe ausgeräumt hätten? Ja, ſagten ſie, mit einem gräßlichen Schwure, es iſt nichts mehr darin, als Ballaſt *) und Waſſer. Was Teufel, ſagte Ruſſel, hatte ich euch denn nicht befohlen, daß ihr allen Waſſerfäſſern den Boden ausſchlagen ſolltet? Dieß iſt geſchehen, antworteten ſie; wir reden bloß von dem Seewaſſer, das durch den

*) So heißt der grobe Sand und die Steine, welche unten in die Schiffe gelegt werden, wenn ſie nicht ihre volle Ladung haben, damit ſie gerade und tief genug gehen und einen ſichern Lauf halten können.

den Leck in das Schiff eingedrungen iſt, und nun über dem Ballaſte ſteht; denn wir haben es ſeit langer Zeit nicht ausgepumpt.“

„Habt ihr auch die Segel abgenommen? fragte ſie Ruſſel weiter. Alle, ſagten ſie, bis auf das Bramſegel *), das ausgeſpannt war; denn das andere Bramſegel, das darin bleiben ſollte, taugt ja nichts, als daß man es abreißt und in Stücke zerſchneidet, denn es iſt ganz verfault. Dabey iſt es auch ſo zerriſſen, daß man es nicht anmachen kann, und daß es ſich auch nicht mehr flicken läßt. Wir haben es daher liegen laſſen, und das beſſere Bramſegel wollten wir nicht erſt abnehmen.“

„Zum Teufel, ſagte Ruſſel, wir müſſen es haben, denn ich brauche es zu unſerm Bramſegel. So müſſen wir alſo, ſagten die Leute, den Mann in der Schaluppe ohne Segel von den Wellen treiben laſſen. „Ey, ſprach Ruſſel, die unſichtbare Macht, die ihn mit Eſſen und Trinken verſieht, wird ihm ſchon auch ein Segel bringen. Was Henker, ſagte einer von den Bootsleuten, iſt er denn ein Hexenmeiſter? Das nicht, ſagte Ruſſel, aber er hofft auf Wunder, die ihm zu Liebe geſchehen ſollen, denn ſonſt würde er nimmermehr ſo gewählt haben, wie er gethan hat.“ — „Wenn er freylich ſo ein Mann iſt, ſagten die andern, ſo wird er ſchon zurecht kommen.“ u. ſ. w.

Dergleichen Spaß trieben ſie eine Zeit lang fort, und machten ein Geſpötte aus Roberts Unglück. Der Canonier allein ſchien noch etwas Menſchliches zu haben. Er bat Ruſſeln, er möchte ſich doch wohl vorſehen, daß er nicht etwas thäte, was er einſt wünſchen möchte, nimmermehr gethan zu haben. „Sie haben, ſprach er, ich weiß nicht wie, die Einwilligung der Geſellſchaft erlangt. Ich werde daher nichts weiter ſagen, als ſo viel, daß ich, ſo wie die meiſten andern hieher gekommen bin, um Geld zu erbeuten, und nicht um zu morden, ausgenommen im Gefechte, nicht aber zur bloßen Luſt, oder aus Privatrache. Ich ſage Ihnen daher, wenn mehrere Fälle dieſer Art vorkommen, daß ich mich bemühen werde, die Geſellſchaft ſo bald als möglich zu verlaſſen.“

Ruſſel gab hierauf keine Antwort, ſondern befahl nur, daß der Steuermann und das Bramſegel von der Schaluppe weggebracht werden ſollten. Darauf ſagte er zu

*) Man verſteht unter den Bramſegeln diejenigen, die an den kleinen Maſten geführt werden, die man auf den großen und Fockmaſt ſetzt. Man hat deren zwey, das große Bramſegel und das Vorbramſegel.

zu Roberts, er wollte ihm etwas zum Andenken geben, und das beſtand in einer alten Muskete, einem Sacke Pulver und zwey halben Pfunden Brieftaback. Nach dieſem wurde er mit großen Ceremonien in ſein eigenes Boot geſetzt, welches ſchon dazu fertig lag und ohne Verzug abſtieß. Auf der Hälfte des Weges wartete ſeiner Ruſſels Boot. Hier nahm man die zu den Seeräuberſchiffen gehörigen Leute heraus, und ſetzten dagegen ſeine Jungen zu ihm hinein. So verließ man ihn.

Den folgenden Morgen fing Roberts mit ſeinen Gefährten an, die Schaluppe zu durchſuchen. Erſtlich kehrten ſie alles in der Brotkammer aus, und da bekamen ſie nicht mehr, als einen Hut voll Staub und Brocken von Zwieback. In einem beſondern Fache fand er vier bis fünf Hände voll Taback und eben ſo viel kurze zerbrochene Pfeifen. Ueberdieß hatten ſie ihm auch ſeinen Quadranten gelaſſen, aber nur mit dem Bogen von dreyßig Graden; er fand auch noch ſein Bette, welches den Räubern unnütze war, weil ſie alle, bis auf den Hauptmann, den Steuermann, den Proviantmeiſter und Canonier, wie Hunde auf dem Verdecke, oder wo ſie ſonſt hinkamen, lagen.

Im Raume waren zehn Gallons Rum in einem Orthöft, und in einem andern zehn Pfund Reis geblieben, wie auch ein kleines Ueberbleibſel von Mehl in dem Mehlfaſſe. Alles ſüße Waſſer aber, das ſie aus den Waſſerfäſſern zuſammen gießen konnten, machte nicht über drey Nößel aus.

Darauf beſah er ſeine Segel. Er fand das, welches ausgeſpannt geweſen war, das alte Vorderſegel, und das alte geriſſene vermoderte Bramſegel, deſſen oben gedacht worden iſt. Weil ſie bey fernerem Nachſuchen ſechs Nadeln und etwas Zwirn fanden, ſo fingen ſie an, daſſelbe auszubeſſern. Aus Mangel an Leinwand ſchnitten ſie ein Stück davon ab, und flickten das übrige damit aus, ſo weit es langen wollte; die Säume des Segels beſetzten ſie mit einem Stricke. Zu gutem Glücke fanden ſie auch etwas alten Kanevas in der Steuermanns Kajüte, der ihnen wohl zu ſtatten kam.

Dieſe Arbeit hielt ſie drey Tage lang auf. Die ganze Zeit über lebten ſie von rohem Mehle, Reis und einem Schluck Rum. Ihren kleinen Vorrath Waſſer ſparten ſie auf, um Kuchen damit zu machen. Sie buken ihrer vier, von denen ſie den vierten Tag einen unter ſich vertheilten; und dieß war die beſte Mahlzeit, welche Roberts ſeit ſeinem Abſchiede von den Seeräubern genoſſen hatte. Ein andermahl machten ſie eine Art von Brey, der ihnen ſehr zur Stärkung gereichte.

Nachdem ſie auf dieſe Weiſe ſiebzehn Tage auf offener See zugebracht hatten, ſahen ſie die Inſel St. Anton, in einer Entfernung von acht Seemeilen, vor ſich liegen. Sie hatten in dieſer Zeit einen großen Seehund gefangen, von welchem ſie ſich itzt zum Frühſtück ein Stück brieten. Da inzwiſchen ein ſtarker Regen eingefallen war, ſo hatten ſie auch ſo viel Waſſer eingeſammelt, daß ſie manchmahl einen Trunk davon thun konnten. Zum Mittagmahle ſetzte Roberts dieſen Tag einen Topf mit Waſſer und etwas Reiß an, und als ſich derſelbe ein wenig weich gekocht hatte, verdickte er ihn mit Mehle, und that ein Stück von der Leber des Seehundes klein gehackt darunter. Dieſe löſte ſich nun faſt gänzlich in Oehl auf, wie es bey den meiſten Fiſchlebern zu geſchehen pflegt; ſie diente ihm alſo bey dieſem in der Eile zubereiteten Gerichte als Butter. Sie hielten damit eine ſehr erquickende Mahlzeit, welche ihnen um ſo viel beſſer ſchmeckte, da ſie Land im Geſichte hatten. Dieß war am 17. November. Am 19ten des Morgens, ſahen ſie die Inſeln St. Anton, St. Vincent, St. Lucia Terra, Branca und Monte Goarde, den höchſten Berg auf der Inſel St. Nicolas, und den 20ten kamen ſie vor Curriſal, einer Stadt auf dieſer Inſel, ungefähr eine Viertelmeile von dem Ufer, vor Anker.

Hier war es, wo er von den Seeräubern gefangen genommen worden war. Nachdem er ſeine Segel eingezogen hatte, ſtieg er in das Boot, um das Ende ſeines Kabeltaues *) einzuholen, welches die Seeräuber abgehauen hatten. Zu dem Ende nahm er ein Paar Schleifen von dünnem Seile in das Boot, um das eine Ende an das Kabeltau zu befeſtigen, und das andere an Bord zu bringen, um das Kabeltau damit nachzuſchleppen, und ſo lange bis er wieder unter Segel ginge, ſicher daran zu liegen. Allein es brach die Nacht darüber ein, und er war genöthigt unverrichteter Sache an Bord zurück zu kehren.

Polter, ſein älteſter Junge, erbot ſich, mit einem Boot ans Ufer zu fahren, und einen Krug friſches Waſſer zu holen. Roberts ließ es geſchehen, und ging darauf ſchlafen, weil er aus Mangel an Ruhe ganz entkräftet war. Zuvor aber befahl er dem andern Jungen, auf Polters Wiederkunft genau Achtung zu geben. Er fuhr aber plötzlich aus dem Schlaf auf, und da ihm der kleine Junge, welchem er rief, nicht antwortete, ſtand er auf und fand ihn in der Gallerie feſt ſchlafen. Als er ſich weiter umſah, konnte er das Eyland kaum noch erkennen. Es war beynahe Mitternacht, und er erſchrack nicht wenig, als er ſich der See von neuem ausgeſetzt ſah,

*) Ein Kabeltau iſt ein ſtarkes Tau, oder Seil, von drey Strängen, welches auf den Schiffen gebraucht wird, entweder den Anker daran zu ſchlagen, oder eine ſchwere Laſt zu heben.

ſah, und zwar in einem viel ſchlimmern Zuſtande, als zuvor; denn er war vor Mattigkeit ganz entkräftet, und hatte ſeinen Hauptgehülfen eingebüßt. Gleichwohl gelangte er durch die größte Anſtrengung endlich wieder in eine ſandige Bay der Inſel, in welcher er ſich vor Anker legte.

Am 22. Nov. wo dieß geſchah, kamen Abends ſieben Schwarze von Paraghiſi, und brachten zwey Faß Waſſer. Sie ſagten, ſie ſeyen Seeleute, die von dem Statthalter und dem Prieſter des Orts zu ſeinem Beyſtand abgeſchickt worden ſeyen. Sie verſicherten, er würde mit der erſten Fluth, welche ſie in einer Stunde erwarteten, vollends nach Paraghiſi gelangen. Er ſagte, er wolle ſeinen Jungen mit ſeinem Boote von Curioſal erwarten; ſie verſicherten ihn aber, daß dieſes unter vierzehn Tagen nicht geſchehen könnte, weil um dieſe Jahreszeit ein heftiger Wind auf dieſem Wege entgegen wehete. Die Schwarzen überredeten ihn alſo, wider ſeine Meinung, daß er bey einem mäßigen Winde den Anker lichtete. Als ſie aber einlaufen wollten, nahm der Wind überhand, und trieb ſie wieder in die offene See; auch zerſprang das große Segel, ſo, daß er es niederlaſſen mußte, damit es nicht ganz vom Winde zerriſſen werden möchte. Dieſes erſchreckte die Schwarzen ſo ſehr, daß ſie die Schaluppe verlaſſen, und ihn in ihr Boot nehmen wollten. Sie behaupteten, er würde beſſer thun, wenn er mit ihnen ginge.

Roberts brauchte alle mögliche Vorſtellungen, um ſie von ihrem Schluſſe abzubringen. Er ſuchte ihnen begreiflich zu machen, wie unmenſchlich es ſeyn würde, ihn ohne alle Hülfe zu laſſen, und welcher Gefahr ſie ſich in ihrem elenden Kahne ſelbſt ausſetzten; aber alles vergebens. Sie ſagten, ſie hätten doch in einer löchrichten Schaluppe, ohne Segel, Waſſer und Eſſen nichts beſſeres zu gewarten, und es würde rathſamer für ſie ſeyn, daß ſie im Angeſicht ihrer Häuſer, als in einem fremden Orte untergingen.

„Ueberdieß, ſagte einer zu Roberts, wenn ihr auch ja ein Land erreichet, ſo haben wir doch nichts beſſeres zu erwarten, als daß wir entweder todt geſchlagen, oder auf Zeit Lebens zu Sklaven gemacht werden, welches noch ſchlimmer wäre, als der Tod ſelbſt. Ich bin daher entſchloſſen, es komme was da wolle, mich dem Boote und dem heiligen Antonio anzuvertrauen. Ich zweifle nicht, er werde es bey Gott ſo weit bringen, daß er mir geſund ans Land hilft. Wir wollen alſo gehen, ſagte er zu den übrigen, und dem heiligen Antonio ein Gelübde thun. Wenn er uns glücklich ans Land bringt, ſo wollen wir, den erſten Sonntag nach unſerer Ankunft, in ſeiner Kirche eine Miſſa Cantada halten laſſen. Wir wollen auch der Mutter Gottes, der gebenedeyten Jungfrau Maria, eine geſungene Meſſe in ihrer Kirche halten laſſen,

damit ſie ihrem Sohne befehle, daß er dem heiligen Antonio in unſerer Rettung beyſtehe.“

Es verließen ihn alſo die Schwarzen, und Roberts war nun ſehr unſchlüſſig, was er für einen Weg nehmen ſollte. Er glaubte nicht im Stande zu ſeyn, die Inſeln Majo oder St. Jago zu erreichen, und auf St. Philipps und St. Johannis, war er gänzlich unbekannt.

Den folgenden Tag, als er ſo auf offener See ſteuerte, hörte er zu ſeiner großen Verwunderung Leute in dem Schiffsraume reden; und als er von dem Oberlaufe des Schiffes hinab ſah, erblickte er drey Schwarze, welche ihn fragten, ob er vor Anker wäre? Er ſagte nein, ſondern auf der See, und zwar außer dem Geſicht vom Lande; er hätte aber Hoffnung St. Jago zu erreichen. Hierüber ſchienen ſie ſich zu freuen, und ſtiegen auf das Verdeck. Einer davon, Nahmens Niklas Verde ſagte, er wäre auf St. Jago, Philipps und Johannis ſehr genau bekannt, und erbot ſich, ihn in einen jeden Hafen dieſer Inſeln zu bringen. St. Philipps ſagte er, ſey zwar ſehr fruchtbar, ſie hätten da aber eine ſchlimme Rheede, weil die See ſehr hoch aufliefe; zu St. Johannis aber ſey ein guter Hafen und dahin wollte er ihn führen. — Dieſe Leute waren in dem Schiffsraume zurück geblieben, weil ſie ſo lange Rum geſoffen hatten, bis ſie ohne Beſinnung niedergefallen waren.

Roberts ſteuerte alſo dem Eylande St. Johannis zu. Als er nahe genug war, fragte er Niklas, wo denn nun der Hafen wäre? Zu ſeinem nicht geringen Mißvergnügen, zeigte ſich's aber bey jedem neuen Platze, daß dieſer Menſch nichts davon wußte. Niklas behauptete indeß, ſo viel wiſſe er gewiß, daß ſie noch nicht vorbey wären. Sie hielten ſich alſo längs der Inſel und entdeckten endlich den Hafen; ſie wurden aber von einem Strom, der ihnen entgegen kam, zurück getrieben, weil es ihnen an Winde fehlte ihm entgegen zu arbeiten.

Darauf fragte Roberts den Schwarzen, ob auf der andern Seite kein Platz zum ankern wäre? Er antwortete nein, und wenn er nicht hier das Schiff an den Strand gehen ließe, ſo würde er es gar nicht thun können, und ſie würden alle umkommen müſſen. Roberts fragte, was er ihn denn zu thun rathen würde? Die Antwort war, er ſollte ſeine Schaluppe an den Klippen ſtranden und einen jeden ſich retten laſſen, ſo gut er könnte. Roberts wendete ein, daß weder er noch ſein Schiffsjunge ſchwimmen könnte. Der Schwarze erklärte ihm aber, daß, woferne Roberts nicht ſelbſt das Schiff auf den Strand laufen ließe, er es an ſeiner Statt thun würde. Roberts ſagte, er hätte für jeden, der es wagen würde, auf ſeinem Schiffe etwas wider ſeinen Willen zu unternehmen, eine geladene Flinte in Bereitſchaft.

Un=

Unmittelbar darauf ſprang Niklas über Bord und wünſchte ihm und allen übrigen eine glückliche Reiſe; damit ſchwamm er an das Land. Die übrigen ſagten, ſie könnten nicht ſo gut ſchwimmen und wollten es alſo nicht wagen. Wenn ſie es aber auch könnten, ſo würden ſie ihn doch nicht eher verlaſſen, als bis er im Stande ſeyn würde, ſich ſelbſt zu helfen.

Roberts fuhr itzt um das ganze Vorgebirge der Inſel herum. Endlich war er ſo glücklich eine kleine tiefe Bay oder Bucht zu entdecken, welcher ihn die Ströme zuführten. Hier lief er auch wirklich ein, und ließ den Anker in klarem Grunde fallen. So bald dieß geſchehen war, ſchwammen die Schwarzen ans Ufer; er aber brachte die Nacht nah am Bord zu.

Den andern Morgen kamen, gleich bey Anbruch des Tages, drey Schwarze an das Ufer, halfen die Schaluppe fortziehen und ſtiegen über Bord. Sie waren ſehr höflich gegen ihn, und erboten ſich, ihm friſches Waſſer zu holen und einen Kürbis für ihn zuzurichten, wenn er an das Ufer kommen wollte. Roberts aber ſagte, daß er nicht ſchwimmen könnte, worüber ſie ſich nicht wenig wunderten. Es war ihnen unbegreiflich, daß ein Menſch, ohne ſchwimmen zu können, es wagen durfte, ſich auf die See zu wagen.

Als ihm die Schwarzen zwey Gefäße Waſſer gebracht hatten, die ohngefähr ſechs Maaß hielten, ſo holte Roberts einige Stücken von ſeinem Seehunde und erbot ſich, etwas davon für ſie zuzurichten. Ehe ſie es annahmen, erkundigten ſie ſich, ob dieſer Fiſch auch Menſchen fangen und freſſen würde? Roberts ſagte ja. Sobald ſie dieß hörten, warfen ſie ohne Umſtände alles, was er ihnen angeboten hatte, über Bord; denn ſie glaubten nicht, daß ein Menſch von einem Fiſche eſſen würde, der Menſchenfleiſch frißt. Hierauf pumpten ſie ihm aber mit eben der Bereitwilligkeit, als wenn er ſie koſtbar traktirt hätte, ſein Schiff leer.

Nachmittags fing der Wind an zu wehen, und auf der Seite, wo er herkam, ſah es trübe und finſter aus, welches ein gewiſſes Zeichen eines bevorſtehenden Sturms war. Er beredete einige Schwarze, daß ſie, mit einem kleinen Taue, an das Ufer ſchwammen, um damit das Ende des Kabeltaues anzuziehen und es an die Felſen zu befeſtigen. Dieß thaten ſie zwar, aber ſo ſchlecht, daß es losriß, und er konnte ſie mit nichts bewegen, es von neuem zu befeſtigen. Sie verſprachen ihm jedoch, im Fall ſein Schiff weggetrieben werden ſollte, ſo wollten ſie ihn und ſeinen Jungen unverletzt ans Ufer bringen. Einige von ihnen gingen auch ans Land, um Niklas Werde und noch mehr Hülfe zu holen.

Die

Die Nacht über hielt der Wind an, wie zuvor. Gegen Anbruch des Tages aber ließ er ein wenig nach, und die Sonne ging ſehr helle auf. Nur gegen Nordoſt ſah der Himmel vor Aufgang der Sonne ſehr neblicht und feuerroth aus. Die zwey Schwarzen, die am Borde waren, ſagten, dieß ſey ein gewiſſer Vorbote eines heftigen Sturms, wenn die Sonne höher ſteigen, noch mehr aber wenn ſie untergehen würde. Dieß alles traf ſehr genau ein. Um acht Uhr fing es an, ſehr heftig zu wehen. Der Wind ſtürmte mit einer unglaublichen Gewalt von den Bergen herab. Manchmahl bließ er gerade von dem hohen felſichten Lande her, und manchmahl kam ein Gegenſturm, der wieder gegen das Land zu wehete, wodurch das Meer mit der größten Heftigkeit bewegt wurde. Roberts wußte nicht, was er anfangen ſollte. Nur mit Mühe überredete er die Schwarzen, daß ſie ihn nicht verließen, und ſo brachte er eine angſtvolle Nacht zu.

Den andern Morgen ſah es eben ſo aus, wie den Tag zuvor, und noch viel feuriger und röther. Es fing auch zwiſchen neun und zehn Uhr, wo möglich, noch heftiger an zu ſtürmen, als den Tag vorher. Das Waſſer sprützte wie ein Springbrunnen in die Höhe und machte ſie alle durch und durch naß. So nah und hoch das Land war, ſo konnten ſie es doch vor dieſem Seewaſſerregen kaum erkennen.

Zwiſchen zwölf und ein Uhr riß ſich auf einmahl das Kabeltau mit einem Winde loß, der gegen das Land bließ. In dem nähmlichen Augenblicke wurden ſie von dem Sturme an eine Felſenſpitze in der Bucht geſchleudert; das Schiff bekam einen gräßlichen Riß und das Waſſer brach tobend in daſſelbe ein.

Im erſten Schrecken ſchwammen die Schwarzen an das Ufer, kamen aber bald zurück. Einer davon trug den kleinen Jungen, der jämmerlich ſchrie, und die übrigen erboten ſich, auch Roberts an das Ufer zu helfen. Sie ſagten, ſie zweifelten im geringſten nicht an ſeiner Rettung, denn ſie wüßten gewiß, der heilige Antonius würde ihnen beyſtehen, weil ſie vor ihrer Ankunft ein Vater Unſer gebetet hätten.

Als die Einwohner von den Spitzen der Felſen ſahen, daß die Schaluppe ſtrandete, und die Leute, die darin waren, ſich in das Waſſer ſtürzten, ſo eilten ſie an das Ufer, und ihnen folgten bald andere nach, welche Kürbiſe und Mehl brachten. Als das Wetter etwas ſtiller war, ſchwamm Roberts, mit ſeinen Begleitern auf leichten Brettern von den Trümmern des Schiffes nach dem Ufer, wo er bey einem Kürbisgerichte, unter einem heitern und geſtirnten Himmel, ruhig die Nacht zubrachte.

Am folgenden Tage waren die Schwarzen beſchäftiget, alles was möglich war von den Trümmern des Schiffes zu retten. Bey dieſer Arbeit bezeigten ſie viel Geſchicklichkeit. Beſonders nahmen ſie diejenigen Stücken Bretter ſehr ſorgfältig in Acht, worauf etwas Gemahltes war, denn dieß ſahen ſie für die größte Koſtbarkeit an. Sie ſagten, wenn der Maſt, der Kiel *), der Bogſpriet **) auf irgend eine Weiſe ſo lange befeſtigt und erhalten werden könnten, bis ein ganz ruhiger Tag käme, ſo wollten ſie dieſelben in einen ſichern Haſen ziehen. Ueberhaupt bezeigten ſie ſich ſehr dienſtfertig, und wünſchten Roberts auf die eine oder andere Art nützlich zu ſeyn. Sie hörten nicht auf, nach den Trümmern des Schiffes zu ſchwimmen, und brachten beſtändig etwas davon mit, unter andern auch zwey eiſerne Keſſel, worüber ſie eine beſondere Freude hatten, weil ſie glaubten, nun könne er ſein Eſſen nach ſeiner Art zurichten.

Von den geretteten Trümmern ſeiner Schaluppe bauete er ſich unter Beyhülfe der Schwarzen, in der Folge, ein anderes Boot, das fünf und zwanzig Fuß im Kiele und dreyßig Fuß in der Höhe des Schiffsſchnabels und des Hintertheils lang war. Die größte Breite war zehn Fuß, und die Höhe vier Fuß zehen Zoll. Er verwahrte es mit Baumwolle und Moos und beſtrich es mit Unſchlitt, das er mit Aſche und Eſelsmiſte vermiſchte. Dieſes hat die beſondere gute Eigenſchaft an ſich, daß, wenn es wohl in die Ritzen hinein gegoſſen wird, es in kurzer Zeit ſo hart wird, daß es von der Sonne nicht zerſchmelzt. Das Waſſer wäſcht es auch nicht ab, und auch von den Fiſchen wird es nicht gefreſſen, wie der unvermiſchte Talg. Hiernächſt war der Talg ſehr ſelten, denn von vierzig Ziegen brachten ſie nicht mehr als fünf Pfund zuſammen, und eine mittelmäßig fette Kuh gab auch nicht mehr.

Auf dieſem Fahrzeuge fuhr Roberts von einer Inſel des grünen Vorgebirges zur andern und trieb einen kleinen Handel mit Salz, Schildkröten und dergleichen, mit welchem er hoffte ſeinen Unterhalt bis zur Ankunft eines engliſchen Schiffes zu verdienen.

Ungefähr ein Jahr nach der Strandung ſeiner Schaluppe, war er auch wirklich ſo glücklich, zwey Schiffe ſeiner Nation ankommen zu ſehen. Das eine ſchiffte nach Bar=

*) Der Kiel iſt der unterſte viereckigte lange Balken an einem Schiffe, auf welchen gleich als auf einen Grund das ganze übrige Gebäude befeſtiget wird. Er geht vom Vorder = bis zum Hintertheil des Schiffes.

**) Der Bogſpriet iſt das lange Rundholz, welches vorn an dem Schiffe heraus liegt.

Barbados in Weſtindien, das andere aber hatte eine Ladung Sklaven, Wachs und Elephantenzähne, und kam aus Guinea. Auf dieſem letzteren ſchiffte er ſich ein, und landete endlich nach ſo mancherley überſtandenen Leiden, aller ſeiner Habe beraubt, erſt in Liſſabon und von da mit einem andern Schiffe in London an.

Von den Seeräubern denen er in die Hände gefallen war, hörte er nicht weiter reden. Vermuthlich werden ſie in der Folge ihrem verdienten Lohne nicht entgangen ſeyn.

Zweyter Abſchnitt.

Anekdoten und Merkwürdigkeiten aus der Naturgeſchichte der Thiere.

Tab. III. pag. 77.

63. Der Elephant. (Fig. b.)

Der Elephant thut niemand an ſeinem Leibe Schaden, wenn man ihn nicht reitzt. Wird er aber beleidiget, dann greift er ſeinen Feind mit dem Rüſſel an, welchen er nach Gefallen ausſtrecken und einziehen kann. Er wirft damit einen Menſchen ſo hoch in die Luft, als man mit einer Schleuder einen Stein werfen kann. Man ſucht vergebens ihm zu entfliehen, wenn es ihm mit dem Verfolgen rechter Ernſt iſt, denn mit ſeinem bloßen Schritt holt er einen Menſchen ein, der läuft. Wenn er Junge hat, iſt er gefährlicher als zu einer andern Zeit — Daß dieſe Thiere nicht von Fleiſch, ſondern von Baumblättern und Früchten leben, iſt bekannt. Sie biegen mit ihrem Rüſſel die Aeſte herab nach ihrem Maul, und freſſen ſich ſo mit aller Bequemlichkeit ſatt.

In den Ländern beym grünen Vorgebirge jagen die Schwarzen die Elephanten bloß mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Sie ſtellen ſich dabey hinter einen Baum, ſchießen ihren Pfeil ab und ſpringen geſchwind hinter einen andern Baum, damit ſie der Elephant ſo leicht nicht findet. Da der Elephant ein ſehr großes und dickhäutiges Thier iſt, ſo muß er mit ſehr vielen Pfeilen verwundet werden, bis man ihm ohne Gefahr den Reſt geben kann. Im freyen Felde wagt es niemand ihn anzugreifen.

Dem Schiffs-Capitain Cada Moſto, wurde ein todter junger Elephant gezeigt, deſſen Zähne noch nicht länger als drey Spannen waren, und gleichwohl hatte er mehr Fleiſch als fünf Ochſen zuſammen. Man ſchenkte ihm davon das Stück, das ihm am liebſten war, und das übrige ließ man den Jägern. Da das Fleiſch der jungen Elephanten gegeſſen wird, ſo ſchnitt er von ſeinem Geſchenke ein Stück ab, und ließ es ſich braten. Er fand es aber hart und von ſo unangenehmen Geſchmack, daß er nicht forteſſen konnte. — Cada Moſto ſah einen Elephantenfuß, der auf der Sohle drey Spannen und einen Zoll hielt.

Brue, ein franzöſiſcher Schiffs-Commandant, traf auf ſeiner Reiſe am Senegal eine ganze Heerde von achtzehn oder zwanzig Elephanten an, welche, ohne ſich an ihn und ſeine Reiſegefährten zu kehren, theils ruhig auf der Erde liegen blieben, wie die Ochſen; theils unbekümmert an den Bäumen fraßen. Um ſie aufmerkſam zu machen, thaten Brues Leute einige Flintenſchüſſe auf ſie; dieſe Thiere ſchienen ſie aber ſo wenig als einen Fliegenſtich zu achten. Vermuthlich ſchoſſen ſich die bleyernen Kugeln an ihrer Seite oder auf ihrem Nacken platt und prallten ab. Bey gutgeſchärften Pfeilen, mit welchen ſie die Schwarzen verfolgen, und vermuthlich an den zärtlichſten Orten zu verwunden ſuchen, kann dieß der Fall ſo leicht nicht ſeyn.

Brue bekam von den Schwarzen einen jungen Elephanten zum Geſchenk, welcher ohne alle Mühe eingefangen wurde. Die Jäger tödteten nähmlich die Mutter; da ſie fiel, entfloh der junge Elephant nicht, ſondern blieb ruhig bey dem todten Körper ſtehen, und ließ ſich mit Freſſen nach den Wohnungen der Schwarzen locken, welche ihn mit andern Hausthieren eine Zeit lang unterhielten.«

Der Elephant iſt eines von den klügſten Thieren, und wenn er in Gefahr kommt, ſo weiß er ſich auf mancherley Art zu helfen. Einſt fuhren einige franzöſiſche Schiffleute in einem Boote den Fluß Kurbali hinauf. Unterwegs trafen ſie einen Elephanten an, der ſo feſt im Schlamme ſteckte, daß ſie ihn leicht zu bezwingen hofften. Sie konnten aber nicht nahe genug kommen, ihn ganz zu tödten, und ihr Schießen diente zu nichts, als ihn wüthend auf ſie zu machen. Weil er jedoch eben ſo wenig zu ihnen kommen konnte, als ſie zu ihm, ſo ſuchte er auf eine andere Art ihrer loß zu werden: Er füllte ſeinen Rüſſel mit dem ſchlammigen Waſſer, und ſprützte in kurzer Zeit eine ſolche Menge ins Boot, daß es ſinken wollte. Die Schiffsleute mußten ſich zurück ziehen und ſich ſelbſt und ihr Fahrzeug reinigen. Indeß kam die Fluth, und ehe ſie ihren Angriff erneuern konnten, arbeitete ſich der Elephant aus dem Schlamme, wuſch ſich ab, und ging ſeiner Wege.

64. Elephantenjagd.

Die Elephanten werden in Afrika öfters zur Luſt gejagt, wie in Europa die Hirſche oder wilden Schweine. Eine ſolche Jagd wollen wir von einem Augenzeugen erzählen laſſen *).

„Es gibt hier in Guinea, ſagt er, viele Elephanten, weil rings herum der Boden durchaus platt iſt, eine gute Weide hat, und mit friſchen Quellen und Waldungen durchkreutzt iſt. Aus dieſer Urſache pflegen die hieſigen Gouverneurs jährlich eine große Elephantenjagd anzuſtellen. Die Reihe war dießmahl an dem franzöſiſchen. Alle europäiſche Offiziänten, (Beamten,) und Kapitains von den Schiffen, deren damahls ſechs hier waren, wurden dazu eingeladen. Ich blieb alſo um ſo viel weniger davon. Ich ſtellte mir ſchon im Voraus das Vergnügen ſo lebhaft vor, dieſen Rieſen unter den vierfüßigen Thieren in ſeinem Freyheitsſtande zu ſehen. Der Europäer waren dreyßig, die alle in Hängematten getragen wurden. Dazu kamen achtzig Neger, welches denn zuſammen ein herrliches Anſehen hatte.

Nach langem Marſchieren durch das vom Thau durchaus naſſe hohe Gras, hatte ich das Vergnügen, zu dreyen verſchiedenen mahlen kleine Heerden dieſer thieriſchen [illegible] Maje-
[illegible]

*) Dem däniſchen Oberarzt Iſert.

Majeſtäten zu ſehen. Es iſt eine Seltenheit, einen Elephanten allein zu finden. Anfänglich ſchienen ſie ſich nur wenig an die Menſchen zu kehren. Da ihnen aber ihre Zahl anfing verdächtig zu werden, und man ihnen brav auf den Pelz brannte, liefen ſie in einem kleinen Trot, welcher ein halber Galop für ein Pferd iſt, in die dickſten Gebüſche, wohin ihnen niemand zu folgen im Stande iſt. Kleine Bäume, die ihnen im Laufen im Wege ſind, werden ohne Umſtände entwurzelt, und der Weg gebahnet. Die vielen Geſträuche, die einem andern Thiere die Haut aufritzen würden, achtet der Elephant gar nicht, ſondern geht ſo leicht und ſtolz darüber her, als wenn er auf einem Teppich wäre. Seinen Rüſſel trägt er im Laufen über dem Kopf auf den Rücken zurück gelegt. Nach einer ungefähren Schätzung mochten die, welche ich ſah, wohl ſieben bis acht Fuß hoch ſeyn. Dieſes waren aber bey weitem noch nicht ſo große, als die höher hinauf im Lande befindlichen, denn ſie hatten nur Zähne von 25 — 30 Pfund, dahingegen es Zähne von 100 — 150 Pfund ſchwer gibt. Ihre Farbe iſt gewöhnlich ſchwarzbraun; man ſagt jedoch, daß die, welche größere Zähne haben, ein Abart von dieſen ſeyen, die man ſchwarze Elephanten nennt. Die weiße Abart, die man in Oſtindien hat, kennt man hier nicht. Die Einwohner verſtehen die Kunſt nicht, ſie zahm zu machen. Könnten ſie damit umgehen, ſo würde dieß ein großer Vortheil für ſie ſeyn, denn die Pferde ſind nicht nur ſehr ſelten zu bekommen, ſondern auch ſehr koſtbar zu unterhalten.

Wenn die Neger einen Elephanten erlegen, ſo tragen ſie gerne das beſte Fleiſch von der Bruſt zum Könige oder zu dem Vicekönig, der mir auch einmahl ein Präſent mit einem Stück machte. Es iſt hart und unverdaulich wie Knorpel. Aus den Ohren machen ſie Kriegsmützen, und aus dem Felle andere Kriegsgeräthſchaften.

Wir jagten bis zum heißen Mittage, waren aber dießmahl nicht ſo glücklich einen zu erlegen, ſo viele auch angeſchoſſen wurden. Die Jagd fällt niemahls glücklich aus, wenn der Elephant nicht zwiſchen den Ohren im Hinterhaupte getroffen wird, wo ihn eine gemeine Flintenkugel tödten kann. An andern Orten prallt die Kugel ab.“

65. Erlegung eines Elephanten.

(Man ſehe das Kupfer bey Num. 102.)

Einſt kam an einem Morgen ein Elephant auf der Goldküſte nach Elmina und ging ganz gelaſſen am Ufer unter dem Hügel St. Jago herum. Einige Schwarze traten unbewaffnet zu ihm. Er ließ ſich ruhig von ihnen umringen und ging mit ihnen fort. Gleich unter dem Berge feuerte aber ein holländiſcher Offizier und ein Schwarzer auf ihn, und trafen ihn über dem Auge, verurſachten aber keine Veränderung in ſeinem Schritte. Er ſchien nur den Negern bisweilen zu drohen, und hob manch=

manchmahl ſeine Ohren auf, die erſtaunlich groß waren. Gleichwohl ging er fort, und brach endlich in den holländiſchen Garten, wo er vielleicht beſſer empfangen zu werden hoffte.

Der Generaldirecktor ging in Begleitung verſchiedener ſeiner Freunde und Bedienten der Factorey in den Garten; ſie fanden den Elephanten mitten in demſelben, wo er neun bis zehn Cocosbäume ſo leicht niederwarf, als etwa ein Mann ein Kind umſtößt. Es wurden mehr als hundert Schüſſe auf ihn gethan. Er blutete erſtaunlich davon; aber er wich nicht, ſondern erhub bloß ſeine Ohren, und drohete den Leuten, ſie zu verfolgen.

Dieſe Gleichgültigkeit endigte ſich aber betrübt. Denn ein Schwarzer, der ſich einbildete, er könne mit dem Elephanten umgehen wie er wollte, ging ſachte hinter ihn hin, und nahm ſeinen Schwanz in die Hand, mit dem Vorſatz, ein Stück davon abzuſchneiden. Aber das Thier gab ihm mit ſeinem Rüſſel einen Schlag, warf ſich auf ihn, zerquetſchte ihn durch zwey oder drey Tritte mit dem Fuß, und bohrte ihm mit ſeinen Zähnen zwey Löcher in den Leib, da in jedes zwey Mannsfäuſte hinein gingen. Nach dieſem ließ es ihn liegen, ohne ihm weiter etwas zu thun. Er ſtand auch ſtill, als zwey andere Schwarze den Körper wegſchafften, und that keinem etwas zu Leide.

Nachdem der Elephant ungefähr eine Stunde im Garten geweſen war; ſo ging er herum, als ob er die Holländer anfallen wollte, die nicht mehr als ſechzehn Schritte von ihm waren, und deswegen vor ihm flohen. Zum Glück aber verfolgte das Thier niemand, außerhalb des Gartens, denn ſonſt würde ihm gewiß keiner entronnen ſeyn, ſelbſt nicht, wenn er zu Pferde geweſen wäre. Er gerieth an die Hinterthüre, die ziemlich dick war, von ihm aber mit einer geringen Berührung des Rüſſels, weit fortgeſchleudert wurde. Doch ging er durch dieſe Oeffnung nicht hinaus, ſondern machte ſich einen Weg durch die Gartenhecke, und begab ſich langſam an den Fluß, um ſich abzukühlen. Nachgehends kam er wieder zurück, und zog ſich unter verſchiedene Bäume, wo er etliche Waſſergefäße und einen Kahn zerbrach.

Hier fingen ſie von neuem an zu ſchießen, bis er endlich fiel. Sie hieben ihm ſogleich ſeinen Rüſſel ab, dazu gegen dreyßig Hiebe erfordert wurden. Dieß mußte dem Thier ſehr empfindlich ſeyn, weil es zu brüllen anfing, da es doch bis dahin keinen Laut von ſich gegeben hatte. Nach dieſem ſtarb es unter dem Baume und bekräftigte damit die Sage der Schwarzen, daß ein Elephant, wenn er ſeinen Tod nahe fühlte, allezeit wo möglich in einen Wald oder unter einen Baum zu kommen ſucht.

Sonſt fangen ihn die Schwarzen in tiefen Gräben, die ſie mit Baumzweigen bedecken. Wenn der Elephant nun in eine ſolche Grube hinein ſtürzt, ſo richten ſie

ihn

ihn mit Wurfſpießen und Pfeilen vollends hin. Mit der Haut überziehen ſie ihre Stühle, und den Schwanz bekommt ihr König zum Fliegenwedel. Es ſtellen die Schwarzen dem Elephanten ſehr ſtark nach, theils wegen ſeiner Zähne, welche ſie theuer verkaufen, theils wegen des Schadens, welchen er ihnen an ihren Feldern und Wohnungen verurſacht. Denn oft kommt dieſes Thier bey Nacht in die Dörfer und tritt die Negerhütten zu Boden wie Nußſchalen.

66. Der Löwe. (Fig. c.)

Der Löwe iſt in der Gefahr kühn und unverzagt. Er ſcheint ſich vor der Menge ſeiner Feinde, es mögen nun Menſchen oder Thiere ſeyn, nicht zu fürchten. Wenn er keine Luſt hat, ſie anzufallen, ſo geht er verächtlich vorbey, und ſetzet ſeinen Weg langſam fort. Treibt ihn aber der Hunger, ſo fällt er alles an, und der Widerſtand vermehrt nur noch mehr ſeine Wuth. Es iſt daher gefährlich, ihn nur zu verwunden, wenn man ihn nicht ganz niedermachen kann. Die Partie mag noch ſo ungleich ſeyn, ſo ergreift er doch nie die Flucht, ſondern er zieht ſich langſam zurück, bis er etwa einen Wald oder ſonſt einen ſichern Platz erreichen kann.

Das Glück iſt indeſſen ſchwächern Thieren bisweilen ſo günſtig, daß ſie den Löwen ohne Schaden von ſich abtreiben. Ein florentiniſcher Edelmann hatte ein ſo böſes Maulthier, daß es nicht nur zum Dienſte untauglich war, ſondern auch alle Knechte und Pferde, die ihm zu nahe kamen, ſchlug und biß. Wie er fand, daß alle Mittel es zu bändigen vergeblich waren, ſo beſchloß er, es den wilden Thieren des Großherzogs von Florenz Preiß zu geben. In dieſer Abſicht wurde es in den Thiergarten gebracht, und ein Löwe auf daſſelbe losgelaſſen, deſſen Brüllen jedes andere Thier als dieſen Mauleſel, würde erſchreckt haben. Dieſer aber ließ keine Furcht merken, ſondern zog ſich nur, als der Löwe heran kam, in den Winkel des Hofes, wo er nicht anders als von hinten konnte angegriffen werden. In dieſer Stellung erwartete er ſeinen Feind, richtete das Auge ſtets auf ihn, und kehrte ihm beſtändig das Hintertheil zu, er mochte ſich wenden wie er wollte. Der Löwe ſchien die Schwierigkeit, die mit dem Angriff verbunden war, zu merken, und bediente ſich aller ſeiner Liſt, um es aus ſeiner Lage zu bringen. Endlich erſah das Maulthier ſeine Gelegenheit, und gab dem Löwen einen ſolchen Gruß mit ſeinen Hinterfüßen, daß es ihm acht oder zehn Zähne ausſchlug, von denen die Stücke in die Luft flogen. Der Löwe ſah, daß da wenig auszurichten war; er zog ſich daher weißlich in ſeine Hütte zurück, und überließ dem Mauleſel das Schlachtfeld.

Zu Fort=Louis(*) wurde einſt eine Heerde Ziegen verkauft. In dem Fort war ein zahmer Löwe, den man ſchon ſeit vier Jahren daſelbſt fütterte. Der Anblick dieſes Löwen erſchreckte die Ziegen ſo ſehr, daß ſie alle bis auf einen Bock die Flucht ergriffen. Dieſer ſah den Löwen herzhaft an, trat einen Schritt zurück und rannte mit ſeinen Hörnern ſo plötzlich an des Löwen Stirne, daß er ihn erſchreckte. Dieß wiederhohlte er, bis er den Löwen in eine ſolche Angſt brachte, daß er ſich wie ein Hund zwiſchen die Füße der Leute verkroch. Vielleicht verliehren die Löwen in der Gefangenſchaft einen Theil ihres Muthes.

Ob ſich ſchon einige Thiere mit dem Löwen in einen Kampf einlaſſen, ſo behauptet man doch, daß der Elephant nicht unter dieſe Zahl gehöre. Man ſagt, er werde allemahl ein gewiſſer Raub des Löwen; obgleich andere verſichern, daß ſie ſelbſt geſehen hätten, wie Elephanten die Löwen überfielen, ſie zu einem Sumpf hinſchleppten, und ihnen den Kopf ſo lange in den Moraſt tauchten bis ſie erſtickt wären.

Der Eber wagt ſich öfters an den Löwen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand man in einem Moraſt bey Marokko, welcher voll ſtarken Rohrs war, einen Löwen und einen Eber, welche beyde an den Wunden ſtarben, die ſie ſich an dieſem Platze einander beygebracht hatten, wo alles niedergeriſſen und blutig war. Es ſcheinen aber überhaupt die Löwen in dieſen Ländern nicht ſo muthig zu ſeyn, als in dem innern Afrika, denn in der Gegend von Tunis laſſen ſie ſich nicht ſelten von Weibern mit Stöcken und Steinen verfolgen.

Der Löwe bemächtigt ſich ſeines Raubes mit großer Ueberlegung. Er ſpringt nicht gerade darauf zu, ſondern geht im Kreiſe herum, kriecht auf der Erde, und thut einen ſtarken Sprung, wenn er ſieht, daß er ihn erreichen kann.

Die Löwen werden gewöhnlich in tiefen Gräben gefangen, die mit Erde und Baumzweigen bedeckt werden, auf welche man ein Stück Fleiſch als Lockſpeiſe legt. Wenn er auf dieſe Art in die Grube ſtürzt, ſo wird er von den Negern vollends mit Aſſagayen und Pfeilen nieder gemacht. Die Jungen ſind leicht zu zähmen. Sie laſſen ſich nach und nach ſo zahm machen, als Hunde.

Der Löwe kann ſehr lange Durſt leiden. Einige ſagen, er trinke alle drey oder vier Tage nur einmahl, aber ſehr ſtark, wenn er Waſſer findet. Aus Irrthum hat man bisher geglaubt, der Löwe ließe ſich durch das Krähen eines Hahnes erſchrecken; man hat aber Beyſpiele, daß er ſich an das Federvieh nicht kehrt. Vor den Schlangen fürchtet er ſich aber ſehr. Bey den Mohren iſt es daher gewöhnlich, wenn ſie ein Löwe heftig verfolgt, daß ſie ihren Turban abnehmen, und ſolchen vor ſich nach

*) Fort=Louis iſt ein franzöſiſches Fort in Afrika, in der Landſchaft Senegambia.

Art einer Schlange bewegen. So bald dieß der Löwe ſieht, zieht er ohne nähere Unterſuchung ab.

Da dieſe Leute bey der Jagd oft auf Löwen treffen, ſo iſt es merkwürdig, daß ihre Pferde, die ſonſt wegen ihrer Schnelligkeit ſo berühmt ſind, vor Schrecken unbeweglich ſtehen bleiben *), und die Hunde zu ihres Herrn, oder der Pferde Füße kriechen. Das ſicherſte iſt, daß man abſteigt und das Pferd ihm zum Raube überläßt. Iſt aber der Löwe zu nahe und man hat keine Gelegenheit Lunte anzuzünden, oder Feuer anzuſchlagen, welches ein anderes Mittel iſt, ihn zu verjagen, ſo thut man am beſten, wenn man ſich ſtill auf die Erde legt. Dann geht der Löwe, woferne er nicht ſehr hungrig iſt, ernſthaft vorüber.

Der Löwe iſt ſtark und wohlgebildet. Die Afrikaniſchen ſind gewöhnlich ſo groß, als die barbariſchen Pferde. Die Löwin hat zwar nur zwey Zitzen; oft aber vier Junge und manchmahl noch mehr. Wenn die Mohren eine Löwenhöhle finden, und Junge in derſelben antreffen, ſo tragen ſie ſie fort, und verkaufen ſie an die Europäer. Begegnet ihnen aber die Löwin, ſo werfen ſie eines davon hin. Dieſes trägt ſie nun ſorgſam in ihre Höhle zurück und indeſſen entrinnen ſie mit den übrigen.

Die Geſchichte gibt viele Beyſpiele von der Güte und Grosmuth dieſes Thieres. Labat erwähnt zwey, die er von Augenzeugen hatte. Bruder Joſeph Colombes, ein Jakobinermönch von Marſeille, war zu Mequinez in der Sklaverey, und hatte mit einem ſeiner Kammeraden beſchloſſen, zu entfliehen. Weil er gut ſteuern konnte, ſo hoffte er den Weg nach Larache, welches den Portugieſen auf dieſer Küſte gehörte, zu finden. Sie entkamen glücklich; reiſeten aber nur bey Nacht; den Tag über blieben ſie in den Wäldern, oder bedeckten ſich mit Gebüſchen vor der Sonnenhitze. Nach zweyen Tagen kamen ſie zu einem Teiche, welches das erſte Waſſer war, das ſie antrafen. Unweit davon ſahen ſie aber einen Löwen, gleich als ob er den Teich bewachte. Nach einiger Berathſchlagung knieeten ſie vor dem Thiere nieder und erzählten ihr Unglück aufs kläglichſte. Dieß mochte nun der Löwe verſtehen wie er wollte, genug er machte ſich etwas bey Seite, gleich als wollte er damit anzeigen, daß er ihnen die Erlaubniß zu trinken geſtattete. Dadurch bekam der Kühnſte von ihnen Zeit, zum Teiche zu gehen und ſeine Gefäße zu füllen, da indeß der andere in ſeiner Bitte fortfuhr. Nachgehends gingen ſie bey dem Löwen vor-

*) Andere Reiſende behaupten, die Pferde entlieſſen ſo ſchnell als möglich, ſo bald ſie einen Löwen erblicken, und würfen wo möglich ihren Reiter ab, um deſto geſchwinder fortzukommen. Der Herabgeworfene läuft aber, wie ſie ſagen, keine Gefahr, denn der Löwe verfolgt nur das Pferd. — Wahrſcheinlich thut das Entſetzen vor einer nahen Gefahr auf die Thiere ſo wenig einerley Wirkung, wie auf die Menſchen. Einige ſuchen ihr zu entrinnen, andere verliehren ſo ſehr alle Faſſung, daß ſie blindlings hinein rennen.

bey, der ſich gar nicht anſtellte, als ob er ſie verletzen wollte, und kamen den Tag darauf glücklich nach Larache.

Die andere Begebenheit trug ſich zu Florenz zu. Ein Löwe des Großherzogs war aus ſeinem Behältniſſe gebrochen und in die Stadt gekommen, wo er große Unruhe erregte. Unter andern entfloh vor ihm eine Weibsperſon mit ihrem Kinde auf dem Arm. In der Angſt ließ ſie das Kind fallen, welches der Löwe nahm und Miene machte, es zu freſſen. Die Mutter lief bey dieſer Gefahr voll Verzweiflung zurück, und warf ſich auf die Kniee vor den Löwen. Das Thier ſah ſie an; ſchien von ihrem Flehen gerührt zu ſeyn, und ging ſeiner Wege ohne die Mutter oder das Kind zu beſchädigen.

Die folgende Geſchichte ſcheint noch mehr die Großmuth dieſes Thieres zu beſtättigen. Zwey Chriſtenſklaven hatten ſich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verabredet, nach Mazagan, einer Stadt im Königreich Marokko, welche den Portugieſen gehörte, zu entrinnen. Den zweyten Morgen nach ihrer Flucht ſuchten ſie ſich einen hohlen Baum, um ſich den Tag über darin zu verbergen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken, erblickten ſie aber, während ſie ſuchten, einen Löwen hinter ſich, welcher ging, wenn ſie gingen, ſtand wenn ſie ſtanden, und ſie nie aus dem Geſichte verlohr. Bald darauf wurden ſie von einigen ihrer Verfolger zu Pferde beynahe erreicht; der Löwe aber legte ſich vor, und nöthigte dieſe zurück zu kehren. Dieſe beyden Sklaven aber begleitete er, bis ſie Mazagan erblickten. Vielleicht geſchah aber freylich alles nur von ungefähr; vielleicht hatte wohl gar der Löwe die Abſicht, ſie anzugreifen, wenn ſich eine gute Gelegenheit dazu zeigte; denn in jener Gegend ſind die Löwen nicht ſo unerſchrocken, daß ſie ohne alles Bedenken auf ihren Raub loßgehen ſollten.

Im Fort-Louis war eine große ſchöne Löwin, welche man gefangen und an eine Kette gelegt hatte, bis man ſie nach Frankreich ſchicken konnte. Dieſes Thier bekam an den Kinnbacken eine Krankheit die bey den Löwen ſo gefährlich iſt, als die Bruſtwaſſerſucht bey den Menſchen. Sie konnte nicht freſſen, und wurde daher ſehr bald äußerſt ſchwach. Die Leute hielten ſie am Ende für ganz todt, nahmen ihr die Kette ab, und ſchleppten den Körper vor das Fort. In dieſer Beſchaffenheit fand ſie Herr Compagnon, der Entdecker von Bambuk bey ſeiner Rückkehr von der Jagd. Ihre Augen waren geſchloſſen, der Rachen offen und voll Ameiſen. Er erbarmte ſich ihrer; und weil er noch etwas Leben entdeckte, wuſch er ihr den Rachen mit Waſſer aus, und goß etwas warme Milch hinein. Dieß belebte ſie wieder; man brachte ſie aufs neue in das Fort und verpflegte ſie aufs beſte. Sie gewann hierauf den, der ſich ſo liebreich gegen ſie bewieſen hatte, ſo lieb, daß ſie von keiner

an-

andern als von ſeiner Hand freſſen wollte, und ihm an einem Stricke wie ein zahmer Hund folgte.

Obgleich der Menſch bisweilen von den Angriffen des Löwens verſchont bleibt, ſo würde man ſich doch irren, wenn man glaubte, er habe gar nichts von dieſem Thiere zu beſorgen. Wenn man ſieht, daß ein Löwe ſeine Mähne ſträubt und ſchüttelt, wenn er Rücken und Seite mit ſeinem Schwanz ſchlägt, welches ein Zeichen iſt, daß er ergrimmt oder hungrig iſt, dann iſt alles verlohren, was ihm in den Weg kommt. Findet er dann kein anderes Thier, ſo nimmt er Menſchen weg und zerreißt und frißt ſie ohne Gnade.

Einſt hatte ſich ein holländiſcher Offizier mit ſeinen Leuten unter Zelten gelagert. Man ſchloß aus dem Lärmen der Pferde und des andern Viehes, daß ſich ein Raubthier nahete. Es ward darauf den Schildwachen zugerufen, ſie ſollten auf ihrer Hut ſeyn. Da aber einer nicht antwortete, ſo ſchickte man Leute ab, um zu ſehen wie es ſtände. Sie fanden die Flinte ohne den Mann, etwas weiter hin erblickten ſie aber an einem Felſen einen ſchrecklichen Löwen, der noch an dem Leichnam ihres Kammeraden fraß. Sie machten Lärm im Zelte, und nun lief alles zu, um wo möglich den Bedauernswürdigen noch zu retten. Das Thier hatte ſich aber in die Felſenkluft ſo verſteckt, daß ſie ihn mit dreyhundert Schüſſen und Feuerkugeln nicht heraus ſchrecken konnten. Des andern Morgens kam aber eine Partie Hottentotten, die ihn mit ihren Aſſagayen bald niedermachten. Von ihrem Gefährten fanden ſie aber nichts mehr, als die Knochen.

So fürchterlich der Löwe iſt, ſo hat man doch Beyſpiele, daß einzelne Menſchen den Kampf gegen ihn ziemlich glücklich beſtanden. Einſt gingen zwey Europäer an dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſpatzieren; da fuhr auf einmahl ein Löwe hinter einem Gebüſche vor, und wollte einem den tödtlichen Fang geben. Dieſer Menſch aber hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er ihn beherzt bey der Mähne faßte, ſeine Hand in des Thieres Rachen ſteckte, die Zunge ergriff, und ſie mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte ſo lange hielt, bis ſein Gefährte, der eine Flinte hatte, den Löwen erſchoß.

Der Löwe gibt allemahl ſeinem Raube den tödtlichen Fang mit einem ſchrecklichen Brüllen, ehe er ihn beißt. So ſchlug ein Löwe einſt am Vorgebirge der guten Hoffnung einen großen Ochſen nieder, und machte ſich mit ihm über eine hohe Mauer.

67. Vaillants Löwenjagd.

Herr Vaillant erzählt in der Beſchreibung ſeiner zweyten Reiſe nach Afrika, die Geſchichte einer Löwenjagd, die für unſere junge Leſer gewiß ſehr anziehend ſeyn wird.

 Seit

Seit einiger Zeit, ſagt er, hatte ſich ein Löwe und eine Löwin, in einem dikken Gebüſche nahe bey der Horde, wo ich damahls anlangte, feſtgeſetzt. Vergeblich hatten dieſe Leute geſucht ſie zu vertreiben; ſie blieben ihnen zum Trotz in ihrer Verſchanzung. Jede Nacht kamen ſie richtig und griffen nicht nur das Vieh, ſondern ſelbſt die Menſchen an, und erſt noch in der vergangenen Nacht hatten ſie einen Ochſen abgeholt. Der Befehlshaber dieſer Horde freute ſich daher über meine Ankunft; er ſetzte ſeine ganze Hoffnung und ſein ganzes Vertrauen in mein Feuergewehr. Er bat mich es zu ſeiner Befreyung von einem ſo gefährlichen Feinde anzuwenden, denn er wüßte gewiß, daß ich mit ihm fertig werden würde, wenn ich mich der Sache annehmen wollte.

Ich ließ mich gleich dazu bereitwillig finden; ich ſah aber wohl, daß man bey einem ſolchen Unternehmen mit der größten Vorſicht und Klugheit zu Werke gehen mußte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher dieſe Beſtien in dem Gebüſche blieben, ob man ſich gleich ſchon alle Mühe gegeben hatte, ſie daraus zu verjagen, brachte mich auf die Vermuthung, daß ſie Junge haben mußten. Durch dieſen Umſtand wurde der Angriff äußerſt gefährlich.

Die Löwen ſind ſchon für ſich ſehr furchtbare Thiere; haben ſie aber Junge, dann iſt ihrer Wuth nicht mehr zu widerſtehen. Die Nothwendigkeit ſie zu verſorgen und zu vertheidigen, gibt ihnen einen Muth, bey welchen ſie allen Gefahren trotzen und einem ganzen Heere Widerſtand leiſten würden.

Deſſen ungeachtet verſprach ich, ſie gleich den Tag darauf anzugreifen, und ſie, wo nicht auszurotten, doch wenigſtens zu zwingen, ſich zu entfernen. Da aber das Gebüſch ſehr dick und der Angriff alſo ſehr ſchwer war, ſo verlangte ich, daß außer den Leuten, die zu meiner Caravane gehörten, ſich auch alle Männer dieſer Horde verbinden ſollten. In der Nacht machten wir große Wachtfeuer um uns her, und feuerten von Zeit zu Zeit unſere Gewehre loß. Dieſe Vorſicht war überflüßig; denn die beyden Raubthiere hatten noch einen Theil ihres geſtrigen Ochſen zu freſſen, und erſchienen alſo nicht; ſie ließen ſich aber in der Nacht ſehr fleißig hören.

Bey Tages Anbruch waren ſchon alle Neger auf den Füßen; ſie waren ſämmtlich mit Pfeilen und Sagayen *) bewaffnet, und erwarteten nur meine Befehle zum Angriff. Selbſt die Weiber und Kinder wollten nicht wegbleiben; freylich war ihre Abſicht nicht ſo wohl uns zu helfen, als aus Neugierde zuzuſehen, und unſern Sieg mit zu genießen. Ich hörte die Löwen noch in ihren Schlupfwinkeln brüllen; der an-

bre-

*) Eine ſolche Sagaye, oder Aſſagaye iſt auf der erſten Kupfertafel bey Num. 5. lit. c. abgebildet. Man ſ. S. 3.

brechende Tag brachte ſie zum Schweigen. Die Sonne ging auf, und die tiefe Stille welche alsdann um ſie her herrſchte, forderte uns zum Aufbruch auf.

Das Dikicht mochte ungefähr zwey hundert Fuß in der Länge und ſechzig in der Breite haben. Es lag etwas tiefer, als das übrige Land; wollte man alſo in daſſelbe eindringen, ſo mußte man bergab gehen. Uebrigens war alles darin mit Dornſträuchen und kleinem Gebüſche verwachſen.

Bloß in der Mitte rageten einige hohe Bäume hervor. Hätte ich dieſen beykommen können, ſo würde ich einen guten Standpunkt gehabt haben. Ich würde auf denſelben ganz ſicher geweſen ſeyn, und hätte die beyden Thiere bequem ſchießen können. Es wäre aber unvorſichtig von mir geweſen, wenn ich mich durch das Dickicht bis zu dieſen Bäumen gewagt hätte, denn ich wußte nicht genau, wo die Thiere ſich aufhielten, und hätte alſo leicht unterwegs überfallen werden können.

Da ich ſie alſo nicht in ihren Schlupfwinkeln angreifen konnte, ſo mußten ſie erſt daraus verjaget werden. Denn es war ſchwer und ſelbſt unmöglich bis zu ihnen vorzudringen. Die Geſträuche waren ſo hoch und dick, daß meine Schützen darin mit ihren langen Fliaten ſchlecht zurecht gekommen ſeyn würden. Ich entſchloß mich alſo, ſie, wie die andern Wilden, in einer gewiſſen Entfernung von einander auf die Anhöhen um das Gehölze zu ſtellen. Auf dieſe Art konnten die Löwen nicht unbemerkt aus dem Walde entkommen, und auf freyem Felde wußte ich ſchon, daß wir als die Stärkern, bald Herr über ſie werden würden.

Da kein Wilder ſich in das Gehölze getraute, ſo kamen wir auf den Gedanken, alle Ochſen aus der Horde mit Gewalt hinein zu treiben.

Als jeder ſeinen Poſten beſetzt und ſich ſchußfertig gemacht hatte, trieb man die Ochſen vor, und durch Schläge und Geſchrey zwangen wir ſie in das Gebüſche. Zu gleicher Zeit ſchlugen meine Hunde an, und um die Löwen zu ſchrecken und ſie zu zwingen heraus zu kommen, ließ ich verſchiedene Piſtolenſchüſſe thun.

Die Ochſen witterten bald ihren Feind durch den Geruch, und liefen erſchrocken auf uns zurück; durch unſer Geſchrey, das Bellen der Hunde und das Knallen unſerer Gewehre, wurden ſie aber in das Dickicht zurückgetrieben. Sie liefen raſend darin herum, ſtießen ſich einander und brüllten auf eine ſchreckliche Weiſe.

Die Löwen wurden bey der bevorſtehenden Gefahr ebenfalls wild. Sie ließen in ihrer Wuth ein fürchterliches Gebrülle hören. Es ertönte es bald an dieſem bald an jenem Orte des Gehölzes, nie aber wagten ſie ſich aus demſelben heraus, oder ſuchten uns anzugreifen. Das Aneinanderprellen zweyer Heere iſt nicht lärmender als ihre furchtbare Stimmen, vereinigt mit dem Bellen der Hunde, dem Geſchrey der Menſchen und dem raſenden Brüllen der Stiere. Dieſes ſchreckliche Concert dauerte einen guten Theil des Morgens fort, und ich fing ſchon an, an dem guten Erfolg un=

unſers Unternehmens zu zweifeln, als ich auf der andern Seite des Gehölzes ein ſchmetterndes Geſchrey erheben und gleich darauf einen Schuß fallen hörte. Auf dieſen Schuß erfolgte im nähmlichen Augenblicke ein Freudengeſchrey, welches in dem geſchloſſenen Kreiſe von Mann zu Mann weiter ging, und endlich auch zu mir kam. Es verkündigte mir einen Sieg. Ich lief zu und fand die Löwin mit dem Tode ringend, auf die Erde ausgeſtreckt. Sie war endlich aus dem Dickicht wüthend auf meine Leute hervorgeſchoſſen; aber ein Hottentotte, Nahmens Klaas, der an dieſem Poſten ſtand, hatte ſie durch und durch geſchoſſen. Ihre Zitzen waren zwar ohne Milch, aber doch aufgelaufen und herab hängend. Hieraus ließ ſich ſchließen, daß ſie noch unerwachſene Junge hatte; und meine Vermuthung alſo richtig war.

Ich gerieth auf den Gedanken, mit ihrem Körper dieſe Jungen aus dem Walde zu locken. In dieſer Abſicht ließ ich ſie bis auf eine gewiſſe Entfernung davor hinſchleppen. Ich glaubte, ſie würden ihr gewiß durch den Geruch nachſpüren und ſich ihr zu nähern ſuchen. Vielleicht, dachte ich, kommt dann auch der Vater herbey, entweder um ſein Weibchen zu rächen, oder um ſeine Kinder zu vertheidigen.

In dieſer Abſicht zog ich einige Jäger rechts und links auf meinen neuen Poſten zuſammen. Wir hielten uns etwa dreyßig Schritte weit von dem Cadaver ſchußfertig; meine Liſt aber war umſonſt; denn wir warteten viele Stunden lang vergeblich.

Die jungen Löwen wurden zwar unruhig, da ſie ihre Mutter nicht mehr ſahen, und liefen knurrend in dem Gehölze von einer Ecke zur andern, und der alte ſelbſt gerieth immer mehr in Wuth und brüllete doppelt ſo ſtark, als er anfing ſie zu vermiſſen. Wir ſahen ihn einen Augenblick an dem Saum des Gebüſches; ſeine Augen funkelten, ſeine Mähne war geſträubt, er ſchlug heftig mit dem Schwanze an ſeine Seite; zum Unglück aber war er mir aus dem Schuß, und einer meiner Schützen, der bequemer ſtand, verfehlte ihn. Auf dieſen ungeſchickten Schuß verſchwand er, und zeigte ſich nicht weiter. Vielleicht fürchtete er ſich, einen ſo zahlreichen Haufen Menſchen anzugreifen, vielleicht wollte er ſeine Jungen nicht verlaſſen, vielleicht war er auch leicht verwundet, kurz er kam nicht mehr zum Vorſchein. Dergleichen Thiere ſind zwar, wenn ſie Junge haben, grauſamer und unerſchrockener, als zu einer andern Zeit; die Männchen aber ſind es nie ganz ſo ſehr als die Weibchen; dieſe Wahrheit iſt den Wilden ſehr wohl bekannt.

Als ich lange genug gewartet hatte, und nunmehr an dem guten Erfolge meiner Liſt zweifelte, beſchloß ich, meinen Angriff wie im Anfange zu erneuern. Ich ſtellte alſo jeden wieder an ſeinen Poſten, und ließ die Ochſen von neuem nach dem Gebüſche treiben, um die ganze Familie heraus zu jagen. Sie waren aber ſchon zu wild, und wollten nicht mehr hinein gehen. Ich mußte alſo meinen Plan aufgeben, ob gleich

meine

keine Hunde, die das Blut der Löwin gerochen hatten, ſehr muthig anſchlugen und eine große Jagdbegierde zeigten.

Wir hatten mit unſerer Jagd einen guten Theil des Tages zugebracht. Die Sonne neigte ſich und unſer Unternehmen wurde immer gefährlicher. Ich hielt es alſo für rathſam, auf den Rückzug zu denken, und verſchob unſern völligen Sieg auf den andern Tag.

Die Schwarzen ſchafften die Löwin, welche ſie aufſchmaußen wollten, nach Hauſe. Ich wünſchte ihr Fell zu haben und befahl daher ſie abzuziehen. Sie hatte an dem Vordergeſtelle vier Fuß, vier Zoll und ſechs Linien in der Höhe; und zehn Fuß acht Zoll in der Länge, von dem äußerſten Ende der Schnautze bis zu der Schwanzſpitze.

Das Oberhaupt der Horde bat mich im Nahmen derſelben, und zum Beweis ihrer Dankbarkeit, vier Schafe und zwey Ochſen anzunehmen. Ich nahm die Schafe und ließ ſie ſogleich zu dem Gaſtmahl abſchlachten, wobey die Löwin das Hauptgerichte ſeyn ſollte. Die zwey Ochſen aber gab ich dem Klaas, der ſie durch die Niederſchießung der Löwin am erſten verdient hatte.

Dieſes Mahl war um deſto angenehmer, da das Thier, welches bisher ſo viel Furcht umher verbreitet und ſo manchem Gaſt ſein Vieh aufgefreſſen hatte, nun ſelbſt in den Schüſſeln lag, und verzehrt werden ſollte. Ich verſuchte auch ein wenig von dem Fleiſch; fand es aber nicht einmahl ſo gut als das Tygerfleiſch.

Nach dem Schmauß ging es an das Tanzen und Singen, und man lärmte die ganze Nacht hindurch. Ich hörte in dieſer Nacht weder die jungen noch den alten Löwen; dachte aber es ſey der raſende Tumult Urſache, den dieſe Leute machten. Allein ihr Stillſchweigen hatte einen andern Grund. Der Löwe hatte nach dem Schrecken, in welchen er durch die Gefahren des Tages gekommen war, mit ſeinen Jungen die Finſterniß der Nacht zur Flucht benutzt; und als wir am Morgen wieder Jagd auf ihn machen wollten, fanden wir das Neſt leer.

Gleich bey den erſten Schritten, die meine Hunde in das Dickicht thaten, ſah ich an ihrer Art zu ſpüren, daß wir zu ſpät kamen. Um aber doch ganz gewiß zu ſeyn, ließ ich einige Piſtolen abfeuern; denn ich hoffte, daß die Thiere, wenn ſie noch da wären, durch den Knall ſcheu gemacht werden, und ſich bald, entweder durch ihr Brüllen oder ihr Herumſchießen im Gebüſch würden hören laſſen.

Dieſe Vorſicht that keine Wirkung. Wir wagten uns alſo behutſam in das Gebüſche, wo wir aber nichts weiter als die Spuren der Verheerung antrafen, welche dieſe hungrigen Gäſte angerichtet hatten. Auf allen Seiten ſah man zerſtreute oder zu Haufen geſammelte Gebeine. Dieſer Anblick erinnerte alle an ihren erlittenen Verluſt, und gab ihnen Anlaß, ihn zu beſchreiben und zu beſeufzen.

Ich beſchäftigte mich indeß mit Aufſuchung der Spuren der jungen und des alten Löwens, weil ich aus denſelben die Größe des Vaters und die Zahl und den Wachsthum ſeiner Jungen beurtheilen wollte. Ob man gleich Beyſpiele hat, daß eine Löwin drey Junge auf einmahl wirft, ſo ſchien es uns doch, daß dieſe nicht mehr als zwey gehabt hatte. Ihren Spuren nach, mußten ſie aber bereits die Größe meines Hundes gehabt haben, der mir bis an den Gürtel ging; ſie waren alſo ſchon furchtbar und konnten großen Schaden anrichten.

Die Fußſtapfen des Vaters waren um ein Drittel größer, als die Tatzen der Löwin; er mußte alſo von der größten Art geweſen ſeyn.

Zum Glücke wurde bey dieſer Jagd niemand verwundet, ſelbſt nicht einmahl einer von den Stieren, die in das Gehölze getrieben wurden. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn wir den Löwen zuerſt getödtet hätten, alsdann die ganze Familie würde ausgerottet worden ſeyn; hätte aber das Loos zuerſt einen jungen, vor der Mutter, getroffen; ſo hätte es gewiß einem von uns das Leben gekoſtet; denn die Mutter würde darüber in ſolche Wuth gerathen ſeyn, daß ſie mit Verachtung aller Gefahren, über die Jäger hergefallen ſeyn würde. Ich hatte aber auch ausdrücklich verboten, nach den Jungen zu ſchießen, ehe die Alten erlegt ſeyn würden.

68. Der Tyger. (Fig. c.)

Die Tyger ſind auf der Goldküſte ſehr zahlreich. Die gewöhnliche Gattung iſt ſo groß wie ein Kalb; es gibt deren aber auch, die einem Büffel an Größe beykommen.

Die Tyger auf der Goldküſte ſcheinen von ganz anderer Natur als anderwärts zu ſeyn, denn ſie greifen die Weißen nicht leicht an, wenn ſie nicht gereitzt werden; die Schwarzen aber freſſen ſie begierig auf. Sie ſind wilder und grauſamer, als die Löwen. Wenn ſie hungrig ſind, ſo wagen ſie ſich ſelbſt in die Städte, und rauben das erſte Thier, welches ſie antreffen, ſelbſt in Gegenwart der Neger, die ſie oft ſelbſt dabey auffreſſen.

Es iſt daher um ſo gefährlicher, ſich in Gegenden, wo Tyger geſpürt werden, alleine aus den Ortſchaften zu wagen. Ein Knabe, welcher dem Faktor im holländiſchen Fort Sukkondi gehörte, hatte ſich nur wenig von der Faktorey entfernt, wurde aber gleich von einem Tyger erlauert und umgebracht. An eben dem Orte ging, um eben dieſe Zeit ein Neger mit ſeiner Axt ins Land um Holz zu fällen, und wurde auch von einem Tyger überfallen. Da er aber ſchnell und herzhaft war, ſo tödtete er das Thier mit ſeiner Axt. Er kam aber doch nicht ſonderlich gut davon, denn der Streit dauerte lang und er wurde von der Beſtie ſo zerkratzt und zerbiſſen, daß er ausſah wie geſchröpft.

Dem Befehlshaber dieſes Forts wurden einſt alle Nächte einige ſeiner Kabriets, (ſo nennen ſie ihre Schafe) ſo wie auch ſeinem Nachbar, dem engliſchen Fakter, von einem Tyger verzehrt, der endlich ſo dreiſte ward, daß er um drey Uhr Nachmittags kam und ein paar Schafe niedermachte. Bosmann, (ſo hieß der Befehlshaber) merkte ihn bey Zeiten, und verfolgte ihn in Begleitung ſeines Kanoniers, zweyer Engländer und einiger Neger, die alle mit Musketen bewaffnet waren. Sie mußten ihn aber erſt in ein kleines Gebüſche von jungem Holze jagen, welches ſie beſetzten. Der Kanonier wagte ſich in das Geſträuche, um nachzuſehen wo er läge, kam aber in wenig Minuten außer ſich vor Schrecken, ohne Hut und Schuhe zurück. Der Tyger hatte ihn gleich gebiſſen und wollte über ihn herfallen, zum Glücke dieſes Mannes aber wurde er durch einige herabfallende Aeſte erſchreckt und verſcheucht.

Einer von den Engländern, dem die Zeit zu lange wurde, beſchloß, mit ſeiner Muskete in den Wald zu gehen, und ihn wo möglich heraus zu jagen. Der Tyger ließ ihn ganz nahe herzukommen, und fiel dann mit entſetzlicher Wuth über ihn her. Er ergriff ihn mit der einen Tatze beym Schulterblatt und ſetzte ihm die Zähne in die Seite. Unſtreitig würde er ganz von ihm zerriſſen worden ſeyn, wenn er nicht durch ſein Schreyen Herrn Bosmann und einige Neger herbeygezogen hätte, die den Tyger nöthigten, ſeinen Raub fahren zu laſſen. Gleichwohl war der Mann ſchon ſo übel zugerichtet, daß er einen halben Tag, theils wegen des giftigen Biſſes, theils vor Schrecken ganz ohne Empfindung liegen blieb.

Dieſes machte die Schwarzen ſo furchtſam, daß jeder ſeinen Poſten verließ, und dem Tyger Platz machte zu entrinnen, welches dieſer auch gar bald verſuchte. Bey ſeiner Flucht aus dem Gebüſche, ereignete ſich aber eine wahre Tragikomödie. Der Unterfakter des engliſchen Forts, bey dem ſich die Geſchichte zutrug, hatte lange gerufen und Herrn Bosmann verſprechen, ihm zu Hülfe zu kommen. Er rückte auch wirklich in dem Augenblick, da der Tyger aus dem Walde kam, mit ſeiner Muskete hervor. Wie er aber ſah, daß die Beſtie ſich gegen ihn wendete, ſo entlief er ſo ſchnell, als ihn ſeine Füße tragen wollten. Dieß brachte ihn außer Athem, und da er in gewaltiger Furcht war, ſo fiel er etwa zwey Musketenſchüſſe vom Fort über einen Stein, wo denn der Tyger gleich über ihn her war. Die Holländer ſtanden zitternd in der Ferne, und erwarteten, wann er würde zerriſſen werden; aber anſtatt ihn anzufallen, wandte ſich der Tyger zu ihrer großen Verwunderung auf die Seite und entfloh. Bosmann ſchrieb dieß den Geſchrey zu, das er mit ſeinen Leuten machte; denn weil ſie ſo nahe bey der Faktorey waren, durften ſie nicht ſchießen.

Gleichwohl ward dieſer Tyger dadurch nicht abgeſchreckt, in wenig Tagen wieder zu kommen, und wieder einige Schafe umzubringen. Dadurch kam nun Bosmann auf einen andern Weg, ſeiner habhaſt zu werden. Er machte von ſtarken

Pfählen eine Art von Käfig, zwölf Fuß lang und vier breit, auf die er hundert Pfund ſteinern Gewicht legte, damit der Tyger oben nicht heraus brechen konnte. Dieß Gepfähle verſah er mit einer doppelten Thüre von Brettern, und in einer von den Ecken ſtand ein kleinerer Käfig, der den vierten Theil vom Ganzen einnahm, und ein paar kleine Schweine enthielt. Hierauf ward die Thüre, wie bey einer Rattenfalle, aufgeſtellt, ſo, daß der Tyger nicht zu den Schweinen kommen konnte, ohne ſich ſelbſt einzuſchließen, da ſie indeß der kleine Käfig vor ſeiner Wuth ſchützte.

Dieſe Falle that ſo gute Wirkung, daß der Tyger drey Tag darauf um Mitternacht gefangen war. Aber anſtatt zu brüllen, wie man vermuthete, fing er ſogleich an, mit ſeinen Zähnen zu arbeiten, und er hätte ſich gewiß durchgefreſſen, wenn er nur eine halbe Stunde Zeit gehabt hätte; denn er hatte bald die innere Thüre von der äußern getrennet, und die Paliſaden halb durch gebiſſen. Kurz, Bosmann kam gerade noch zu rechter Zeit. Damit er ſich nicht lange mit vergeblichem Feuern aufhielte, lud er ſeine Muskete mit drey Kugeln, und ſteckte den Lauf zwiſchen die Pfähle. Das Thier fiel grimmig darauf her, und gab ihm alſo eine erwünſchte Gelegenheit, ihm mit einem einzigen Schuß den Reſt zu geben. Dieſer Tyger war ungefähr ſo groß, wie ein Kalb. Er war mit ſcharfen Zähnen und Klauen aufs beſte verſehen.

Dieſer glückliche Fang gab Gelegenheit zu einem achttägigen Schmaus. Denn nach der Gewohnheit dieſes Landes, iſt derjenige, der einen Tyger gefangen hat, berechtiget, acht Tage hinter einander allen Palmwein, der zu Markte gebracht wird, ohne Bezahlung wegzunehmen. Sie thaten dieß, und die acht Tage wurden von den Negern mit Schießen, Tanzen, Springen und Luſtbarkeiten aller Art zugebracht.

Das Reich Axim, noch viel mehr aber das Reich Aſſiante, die beyde in Oberguinea auf der Goldküſte liegen, ſind voll Tyger. Oft kommen ſie bey der Nacht ſogar in die holländiſchen Forte, und ſpringen ohne Mühe über zehn Fuß hohe Mauern, wo ſie dann nicht wenig Schaden thun.

Die Tyger fürchten ſich auch nicht ſo ſehr vor dem Feuer, wie man ſich gewöhnlich einbildet. Denn eben der Hr. Bosmann, deſſen ſchon erwähnt worden iſt, ließ einſt da, wo die Schafe ſchliefen, ein großes Feuer anzünden, und befahl, daß fünf Sklaven mit geladenem Gewehre dabey liegen ſollten, im Fall etwa der Tyger kommen ſollte. Demungeachtet ſtellte er ſich um die gewöhnliche Zeit ein, und erwürgte ein Schaf zwiſchen zwey jungen Leuten, die eingeſchlafen waren. Er ging auch auf das Feuer zu; die Sklaven aber, welche durch das Schreyen des Schafes erweckt wurden, ſprangen auf, um nach ihm zu ſchießen, er war aber ſchneller als ſie und entwiſchte. Dieſe Geſchichte ſcheint zu beſtätigen, was die

Schwarzen behaupten, daß der Tyger keinen Menſchen angreift, wenn er ein Thier haben kann; denn ſonſt wäre es ihm leicht geweſen, die beyden Jungen zu erwürgen.

So grauſam die alten Tyger ſind, ſo können ihre Jungen doch ſo zahm gemacht werden, daß ſie wie Hunde und Katzen mit ſich ſpielen laſſen. Sie ſcheinen aber unter den Menſchen auch, ſo wie die Löwen, einen Theil ihres angebohrnen Muthes zu verliehren. Ein Franzoſe, Hr. Brue, hatte zu Fort-Louis mit aller Sorgfalt einen jungen Tyger aufgezogen. Itzt da er groß war, wollte Brue eines Tages ſehen, wie ſich ein Schwein gegen ihn vertheidigen würde. Er ließ eines davon aus der Heerde nehmen, und die andern aus Ende der Inſel treiben. Der Tyger wurde auf daſſelbe loßgelaſſen. Nach einem kurzen Scharmützel zog ſich das Schwein in einen Winkel des Walles, wo der Tyger eine gute Zeit lang keinen Vortheil über daſſelbe erhalten konnte. Endlich kam er ihm aber ſo nahe auf den Leib, daß das Schwein vor Schrecken ein entſetzliches Geſchrey erhub, auf welches ihm die ganze Heerde zu Hülfe gelaufen kam. Alle zuſammen fielen dann mit ſolcher Hitze über ihn her, daß er, ſich zu retten, in den Teich ſpringen mußte, wohin ihn ſeine Feinde nicht zu verfolgen wagten.

Daß es bisweilen ſelbſt einzelnen Menſchen glückt, einen Tyger zu überwältigen, der ſie angreift, davon haben wir oben ſchon ein Beyſpiel gehabt. Nicht minder glücklich war ein Capebürger, Nahmens Bowmann. Er wurde allein auf dem Felde von einem Tyger überfallen, der ihm gleich nach der Gurgel ſprang, um ihm das Blut auszuſaugen. In der Angſt aber ergriff er das Thier bey dem Kopfe, und arbeitete ſich ſo lange mit demſelben herum, bis er es endlich auf die Erde und ſich darauf warf. Als er einmahl ſo weit war, hielt er es mit der Schwere ſeines Körpers, und der einen Hand, ſo lange darnieder, bis er mit der andern ein Meſſer herauszog und ihm die Kehle abſchnitt. Die Beſtie ſtarb ſogleich; Bowmann aber hatte ſo viele Wunden empfangen und ſo viel Blut verlohren, daß er ſich in langer Zeit nicht wieder erhohlen konnte.

In China ſind die Tyger ſehr zahlreich, groß und kühn. Sie tödten und verzehren jährlich unglaublich viele Leute. Man verſichert, daß ſie in Heerden von mehr als hundert im Lande umher ziehen, ſo, daß Reiſende ſich nicht an unſichere Gegenden getrauen, wenn ſie nicht hundert bis zwey hundert Mann ſtark ſind. Ein gewiſſer Schriftſteller verſichert, er habe einen Tyger auf eine Manns hohe Mauer hinauf ſpringen ſehen, der ein ungefähr hundertpfündiges Schwein ergriff, über ſeinen Nacken warf, den Wall wieder mit ſeinem Raub herab ſprang und dem Walde zueilte. — Im Winter kommen ſie in die mauerloſen Städte, die den Bergen nahe ſind. Deswegen müſſen alle Männer bey guter Zeit nach Hauſe zurück kehren und

ihre Thüren wohl verwahren. Navarette befand ſich einige Tage an einem ſolchen Orte, und bemerkte, daß ſie, ehe es noch finſter ward, an die Thüren kamen, und mit ihrem furchtbaren Heulen, die Leute in den Häuſern erſchreckten. Demungeachtet geben ſich die Chineſen nicht viel Mühe, ſie zu fangen, ob ſie gleich ihre Felle ſehr hoch halten.

Geräth ein Elephant mit einem Tyger in Kampf, ſo koſtet es gemeiniglich dem Elephanten das Leben; denn der Tyger ſpringt ihm nach dem Rüſſel und reißt ihm denſelben ab. Bisweilen wird aber doch auch der Tyger überwältiget und entweder erwürgt oder gezwungen, ſich mit der Flucht zu retten. Einen ſolchen Kampf ſah Tachard an dem Hofe des Königs von Siam. „Man hatte, ſagte er, außer der Stadt (Louvo) eine hohe Verpfählung von Bambus, etwa hundert Fuß ins Gevierte errichtet. Mitten in derſelben befanden ſich drey Elephanten, welche mit dem Tyger kämpfen ſollten. Ihr Kopf und ein Theil des Rüſſels war mit einer Art Maske bedeckt. So bald die Zuſchauer ihre Stellen eingenommen hatten, ſah man aus einem Behältniſſe, das hinten angebracht war, einen großen Tyger heraus kommen. Dieſes Thier ließ man aber nicht ſogleich auf die Elephanten los, ſondern hielt es an zweyen Stricken, damit es keinen Satz thun konnte. Der erſte Elephant, der ſich ihm näherte, gab ihm zwey oder drey ſo nachdrückliche Schläge mit dem Rüſſel auf den Rücken, daß er davon umfiel, und eine Zeit lang auf dem Platze liegen blieb, als ob er todt wäre. Als man ihn aber loßgelaſſen hatte, that er einen entſetzlichen Schrey und ſprang nach dem Rüſſel des Elephanten, der ſich ihm näherte, um ihn zu ſchlagen. Der Elephant aber bog den Rüſſel geſchickt zurück, hielt ihm die Zähne vor und ſchleuderte ihn damit in die Luft. Das Thier ſchien von dem Stoße oder von dem Falle betäubt zu ſeyn; denn es wagte keinen Angriff mehr. Es lief verſchiedene mahle längs der Verpfählung hin, und that bisweilen Sprünge gegen die Zuſchauer, die ſich in den Galerien befanden. Man trieb alsdann die drey Elephanten auf ihn, die ihm nochmahls ſo derbe Stöße gaben, daß er für todt da lag. Ganz ohne Zweifel hätten ſie ihn hingerichtet, wenn man nicht um Gnade für ihn gebeten hätte.“

Wenn dieſer Kampf im Freyen vorgefallen und der Tyger nicht bey dem erſten Angriffe mit Stricken zurück gehalten worden wäre, ſo würde der Ausgang wahrſcheinlich eine andere Wendung genommen haben.

69. Der Leopard. (Fig. f.)

Der Leopard iſt grauſam und geſchwind. Doch greift er nie Menſchen an, wenn er ihnen nicht an einem ſo engen Paß begegnet, daß es nicht zu vermeiden iſt. Alsdann ſpringt er ihnen ins Geſicht, reißt ihnen das Fleiſch mit den Klauen herunter und erwürgt ſie ſolchergeſtalt. Er iſt ein abgeſagter Feind der Hunde.

Der

Der afrikaniſche Dunze iſt auch eine Leopardenart, mit ſchöngefleckter Haut. Er iſt ſehr leicht und ſchnell, von der Größe eines Spürhundes, hat einen runden Kopf, weiten Rachen und ſcharfe Zähne. Sein Anſehen hat nichts wildes; er iſt aber doch ſehr raubbegierig und ſchweift um die Dörfer und Heerden herum, Schafe und Federvieh zu erhalten. Die Dunzen fallen ſelten große Menſchen oder Kinder an, man hat aber doch Beyſpiele. Der Engländer Jobſon ſah ein Kind, das in ſeiner zarteſten Jugend von einem Dunze war geraubt worden. Die Mutter, welche nur nach der Waſſerquelle gegangen war, hatte es an der Thüre ihrer Hütte in eine Matte geſchlagen, zurück gelaſſen. Ein Dunze kam und nahm die Matte und das Kind mit. Die Mutter verfolgte ihn mit großem Geſchrey. Zufällig entfloh das Thier mit dem Kind im Rachen dahin, wo der Vater nebſt andern im Felde arbeitete; ſie eilten ihm alle nach; es ließ aber ſeinen Raub nicht fahren. Endlich fiel das Kind von ſelbſt aus der Matte, der Dunze kehrte ſich aber nicht darnach um, ſondern lief mit der leeren Matte davon. Die Eltern hoben es dagegen mit großer Freude auf und trugen es nach Hauſe.

Im Königreiche Loanga, in Niederguinea, hält der König ſolenne Leopardenjagden. Wenn nähmlich die Einwohner von Loango einen Leoparden in den Wäldern ausgeſpürt haben, ſo wird jedermann durch Trommelſchall ermahnet, dem Könige auf die Jagd zu folgen. Geht es tief in den Wald hinein, ſo wird er in einem viereckigten, etwa zwey Fuß tiefen Sitze getragen, der von ſchwarzem Zinn künſtlich gearbeitet iſt. Auf jeder Seite deſſelben iſt eine Stange und der Seſſel iſt mit blauem Tuche bedeckt. Es tragen ihn vier Männer, zwey vorne und zwey hinten.

Wann ſie zu des Leoparden Lager gekommen ſind, ſo beſehen ſie es rings umher. Einige ſind dabey mit Bogen und Pfeilen, andere mit Lanzen und Wurfſpießen bewaffnet. Vor dem Könige, der ein wenig erhöht ſteht, breiten ſie lange Netze aus, die von dem Volke umringt werden. Dann wird ein ſchrecklicher Lärm mit Hörnern, Trommeln, Schießen und dergleichen gemacht, um das Thier aufzutreiben. Wenn es lange vergeblich alle Mittel verſucht hat, zu entrinnen, ſo wird es endlich von der Menge überwältiget, und in Triumph vor den Pallaſt des Königs gebracht, wo die Jäger mit Tanzen, Springen und Singen ihren Sieg feyern. —

Die Leoparden ſaugen da, wo ſie genug zu würgen finden, den Thieren bloß das Blut aus, nehmen aber am Ende doch auch einen Theil des Fleiſches zur Stillung ihres künftigen Hungers mit. Einſt drangen am Vorgebirge der guten Hoffnung zwey Leoparden, die drey Junge mit ſich führten, in einen Schafpferch, tödteten gegen hundert Schafe, und tranken ihr Blut. Als ſie ſich ſatt geſogen hatten, riſſen ſie einen Körper in drey Stücke, und ſchleppten ſolchen ihren Jungen an der Thüre des Pferches zu; darauf nahm jeder einen ganzen Körper für ſich, und nun

fing

fing der Trupp an abzuziehen. Da man ſie aber bey ihrem Anmarſch ſchon bemerkt hatte, ſo verlegte man ihnen den Rückweg, und das Weibchen nebſt den drey Jungen wurde nieder gemacht, das Männchen aber entkam.

Man hat Beyſpiele, daß einzelne Menſchen im Kampf mit Leoparden obſiegten. Mandelslo erzählt die Geſchichte eines ſolchen Kampfes, welchen er an dem Hofe des großen Moguls mit anſah. Es wurden daſelbſt bisweilen ſolche Gefechte gehalten, zu welchen die Kämpfer die öffentlich aufgerufen wurden, ſich freywillig ſtellten, denn, wenn ſie obſiegten, ſo hatten ſie die gewiſſe Hoffnung, mit Ehre und Gnadensbezeugungen überhäuft, und zu großen Herren erhoben zu werden. Sie durften ſich aber keiner andern Waffen bedienen, als des Schildes und des Schwerts.

Es ward ein Tyger oder ein Leopard hereingelaſſen, ſagt Mandelslo, gegen welchen ein großer ſtarker Mann ſo trotzig angetreten kam, als wollte er den Teufel binden. Das Thier aber war ihm viel zu behende; es ergriff ihn im erſten Anfalle beym Hals, riß ihm die Kehle ab, und nachher den ganzen Leib in Stücke. Hierüber erzürnte ſich ein anderer guter Kerl, dem man wegen ſeiner kleinen unanſehnlichen Figur nicht viel getraut hatte; er band aber herzhaft mit dem Thiere an und ſprang ihm entgegen wie ein toller Menſch. Die Beſtie wollte ihm wie dem erſten an die Kehle fallen; der Kämpfer hieb ihr aber im erſten Anlauf gleich die beyden Vordertatzen ab, ſo, daß ſie fiel. Hierauf gab er ihr vollends den Reſt und hieb ſie in Stücke.

Der Mogul rief hierauf: wie heißt dein Nahme? Der Sieger antwortete: Geily. Bald darauf kam ein Abgeordneter von dieſem Fürſten, brachte ihm einen goldgewirkten Rock und ſprach zu ihm: Nimm hin dieſes Gnadenkleid, als ein Geſchenk des Moguls. Er nahm das Kleid mit einer tiefen Verbeugung, küßte es dreymahl und drückte es immer dabey erſt an ſeine Augen, und dann an ſeine Bruſt, Hernach hielt er es hoch empor, that heimlich ſein Gebet und rief ſodann überlaut: Gott laſſe den Mogul ſo groß werden, als den Tamerlan, von welchem er entſproſſen iſt. Gott vermehre ihm ſeine Güter, laſſe ihn ſieben hundert Jahre leben und ſein Haus ewig bleiben. Hierauf wurde er von zwey Verſchnittenen zum Könige geführt. Es kamen ihm zwey Chane entgegen, und führten ihn feyerlich vor die Füße des Fürſten, welche er küßte. Als er wieder ſeinen Abtritt nahm, ſprach der Mogul zu ihm: Gelobet ſeyſt du Cheily Chan, wegen deiner ritterlichen That! Dieſen Nahmen und Titel ſollſt du fort und fort behalten; ich bin dein Freund und du ſollſt mein Diener ſeyn.

70. Die Giraffe. (Fig. g.)

Die Giraffe iſt ein Thier von äußerſt ſonderbarem Anſehen, denn ihr Vorderbau iſt ſehr viel höher als der Hinterbau, obgleich die Füße ſelbſt einerley Länge haben.

Die:

Dieſes Mißverhältniß rührt bloß aus der Beſchaffenheit der Vorderſchaufeln her, welche viel höher ſind, als die Hinterſchenkel. Daraus entſteht ſeine abhängige Geſtalt.

Nach dem Elephanten iſt die Giraffe das höchſte Landthier, denn von der Erde bis zu dem Kopfe hat es acht Ellen, oder ſechszehn Fuß. Folglich iſt es drey mahl ſo hoch, als ein Mann von mittlerer Statur. Dagegen hat es aber von dem Anfange des Rückens, bis zu dem Schwanze, nicht mehr als ſieben Fuß.

Die Giraffe iſt an der Bruſt ſehr ſtark gebaut; an dem hintern Theile iſt ſie aber äußerſt ſchwach und zärtlich.

Dieſes Thier nährt ſich bloß von Baumblättern und allerhand Gras und Kräutern. Es iſt von Natur ſehr furchtſam, und entflieht bey dem geringſten Geräuſche; wird es aber überfallen, ſo wehrt es ſich muthig mit ſeinen Hinterfüßen, und ermüdet ſelbſt oft den Löwen mit ſeinen Schlägen.

Die zwey Erhabenheiten auf ſeiner Stirne, ſind keine eigentliche Hörner, ſondern feſte und beinerne Theile der Hirnſchale. Dieſe Thiere verliehren ſie daher auch nicht, wie die Hirſchen und Rennthiere, ſondern behalten beſtändig die ähnlichen Hörner.

Die Giraffe läuft einen ſo ſchnellen Trab, daß es einem Pferde auch im vollen Rennen ſchwer wird, ſie einzuholen.

Die Flecken der Giraffe ſind braun, auf einem weißgrauen Grunde. Bey dem Männchen ſind ſie aber dunkler als bey dem Weibchen und beynahe ſchwarz.

71. Affen. (Fig. a. d.)

In Afrika gibt es unzählige Arten Affen von verſchiedener Größe und Farbe; ſie ſind aber großentheils ſo zärtlich, daß ſie nicht bis Europa gebracht werden können.

Die Affen ſcheinen den Uebergang von den Thieren auf den Menſchen zu machen. Einige Arten haben nicht nur viel ähnliches mit ihm, in ihrer Figur, ſondern ſie gleichen ihm auch ziemlich in ihren Handlungen, welche weit mehr Ueberlegung verrathen, als bey den mehreſten andern Thieren. Ihrem Charakter nach aber ſind ſie alle boshaft und gefährlich. Sie greifen von den Bäumen herab und von ihren Schlupfwinkeln aus, die Reiſenden an, und ſetzen ſie in ſolche Lebensgefahr, daß ſie oft ihre Zuflucht im Waſſer ſuchen müſſen, vor welchem die Affen ſich ſcheuen.

Sie ſind auch ſehr liſtige und ſchädliche Diebe. Oft verheeren ſie in einer Nacht ganze Felder. Wenn ſie Hirſe ſtehlen, ſo nehmen ſie in jede Pfote einen oder zwey Stengel, eben ſo viele unter die Arme, zwey oder drey in das Maul, und ſo beladen hüpfen ſie auf ihren Hinterfüßen fort. Wenn man ſie nun verfolgt, ſo laſ-

ſen ſie alles fallen, außer was ſie im Maule haben, um deſto ſchneller fortzulaufen. Jeder Stengel, den ſie abreißen, wird genau unterſucht, und wenn er ihnen nicht gefällt, weggeworfen, und ein anderer abgeriſſen. Durch dieſe Näſcherey thun ſie beynahe mehr Schaden, als durch das was ſie wirklich entwenden.

Wollen ſie Obſt ſtehlen, ſo gehen ſie allezeit in Parteyen und mit erſtaunlicher Vorſichtigkeit aus. Indeß ein Theil die Bäume ableert, ſtellen ſich die übrigen in eine Reihe bis an ihre Verſammlungsplätze auf den Bergen. So wirft nun einer dem andern das Obſt zu, wie es von dem Baume kommt, und folglich iſt es beynahe eben ſo geſchwind, als es abgebrochen wird, ſchon am Orte der Sicherheit. Dieß alles geſchieht in der größten Stille. Um aber recht ſicher zu gehen, ſtellen ſie auch Wachen aus. Sobald dieſe Leute entdecken, thun ſie einen lauten Schrey, worauf der ganze Trupp eiligſt davon läuft. Die Jungen ſpringen dabey den Alten auf den Rücken, und halten folglich auf eine ſehr poſſierliche Art ihren Rückzug. Man glaubt, ſie beſtrafen die Wachen mit dem Tode, wenn ſie nicht zu rechter Zeit das Zeichen geben; denn, wenn welche geſchoſſen oder gefangen werden, ſo hört man einen großen Lärm unter denen, die nach den Bergen zurück kehren, und oft findet man welche zerriſſen.

Es gibt unter den Affen ſehr kleine, aber auch ſehr große Gattungen, die fünf Schuh lang ſind und noch länger. Dieſe kommen dem Menſchen am nächſten. Ein Reiſender, Nahmens Barbot, erzählt, daß der Zimmermann des Schiffes, auf welchem er reiſete, einen an Bord brachte, der einem Kinde vollkommen ähnlich war. Er hatte ein flaches und plattes Geſicht, wenig Haare und keinen Schwanz. Er wollte auch nichts als Suppe oder Milch genießen, die noch dazu ſüß ſeyn mußte. Dabey winſelte er beſtändig wie ein Kind. Sein Winſeln und ſein ganzes Anſehen war aber ſo verdrüßlich und traurig, daß man ihn nach zwey oder drey Monathen über Bord warf.

Dieſe Art Affen oder Paviane, nennet man Orang-Outang (Fig. a.) Sie ſind ſehr häßlich, haben einen großen Kopf und einen dicken Leib und dicke Arme. Sie lernen leicht auf den Hinterfüßen gehen, ein Gefäß mit Waſſer auf dem Kopfe tragen und dergleichen Arbeit verrichten. Dieſes Thier iſt ſo ſtark und boshaft, daß es den ſtärkſten Mann angreift und überwältiget. Sie kämpfen auch unter einander ſelbſt. Sie zerreißen die ſtärkſten Netze, und ſind daher nur jung zu fangen. Die Ohren ſind den menſchlichen ähnlich und auch das Geſicht; aber die Naſe iſt platt und gekrümmt. Die Weiber haben volle Brüſte, und einen Leib mit eingeſunkenem Nabel.

Ein Reiſender, Nahmens Smith, bekam ein Weibchen dieſer Art zum Geſchenke. Es war nicht älter als ein halb Jahr, und doch ſchon größer als ein gemei-

meiner Pavian. Er gab es einem Negerſklaven unter ſeine Aufſicht, der mit dieſem zarten Thiere umzugehen und es zu nähren wußte. Aber wenn es aufs Verdeck kam, ſo plagten es die Schiffsleute. Einige hörten es gerne ſchreyen, und neckten es daher, andern war ſeine Rotznaſe zuwider. Einer, mit welchem der Aufſeher des Thieres zankte, daß er es beunruhiget hatte, ſagte ſpöttiſch zu dieſem, er habe ſeine Landsmännin gar zu lieb, ob er ſie nicht etwa zur Frau nehmen wolle? Der Schwarze antwortete aber hurtig: Nein, das nicht meine Frau, das weiße Frau, das gut Weib für dich! — Den andern Tag darauf fand man dieſes Thier todt.

Der Gibbon (Fig. d.) unterſcheidet ſich von dem Orang-Outang, durch ſeine langen Arme, durch ſein Geſicht, welches um die Augen, den Mund und die Naſe braun iſt, und die graue Farbe ſeiner Backen und ſeiner Hände. Der Gibbon hat nicht ſo viel Verſtand, wie der Orang-Outang, aber er iſt von ſanfter und ruhiger Gemüthsart.

Wegen des großen Schadens, den dieſe und alle andere Arten von Affen anrichten, werden ſie von den Negern und Europäern auf alle erſinnliche Arten verfolgt. Sie ſtellen ihnen mit Gift, Fallſtricken und Pfeilen nach. Wenn ein Europäer mit vier oder fünf todten Affen oder Meerkatzen von der Jagd nach Hauſe kömmt; ſo wird er von den Negern mit lautem Jubel empfangen. Ein guter Jäger könnte ſich von den Geſchenken, die er bey dieſer Gelegenheit bekommt, ein ſchönes Vermögen ſammeln.

Die Affen ihrer Seits verhalten ſich in ſolchen Kriegen auch nicht unklug. Sie kennen ihre Feinde und die Fallſtricke die ſie ihnen legen ſehr gut, und fallen gewiß nicht zweymahl in einerley Schlinge. Wenn einer von ihnen mit einem Pfeile verwundet iſt; ſo bemühen ſich die übrigen, ſelbigen heraus zu ziehen; und wenn dieſes wegen der Widerhacken nicht angehen will, ſo beißen ſie das Holz ab. Wenn einen ein Schuß getroffen hat, daß das Blut darnach kommt, ſo kauen ſie Blätter und verſtopfen die Wunde damit. Wenn der Jäger ihnen in die Hände fallen ſollte, ſo würde ſein Kopf große Gefahr laufen, von Steinen und Stücken Holz zerſchmiſſen zu werden; vielleicht würden ſie ihn gar zerreiſſen; denn wenn ſie gereitzt werden, ſo ſind ſie äußerſt wild und blutgierig.

Bisweilen fangen ſich dieſe Thiere ſelbſt auf eine ganz ſonderbare Art, durch ihre Lüſternheit. Sie haben nähmlich eine ſo große Begierde nach Auſtern, daß ſie bey niedrigem Waſſer an dem Ufer zwiſchen den Klippen hinab ſteigen. Wenn ſie nun ſehen, daß ſich von der heftigen Sonnenhitze eine Auſternmuſchel aufthut, ſo ſtecken ſie geſchwind einen kleinen Stein dazwiſchen, damit ſie ſich nicht mehr ſchließen kann, und langen dann mit der Pfote das Thier heraus. Wenn nun von ungefähr der Stein zu klein, oder zu glatt iſt, daß er heraus gleitet, ſo bleibt ihre Tatze in

der Muſchel ſtecken, und da ſie nicht mehr entſpringen können, ſo kommen die Neger und ſchlagen ſie mit Prügeln todt. — An der afrikaniſchen Küſte gibt es ſo große Auſtern, daß ein Mann an einer einzigen ſich vollkommen ſatt eſſen kann.

72. Das Kameel. (Fig. h.)

In der Wüſte Sahara, welche unter andern auch von einem Stamm Araber bewohnt wird, hat man ſehr große und ſtarke Kameele. Einige davon können zwölfhundert Pfund tragen, beynahe alſo ſo viel, als ein Pferd ziehen kann. Sie werden ſo gewöhnt, daß ſie ſich niederknieen und auf dem Bauch ſo lange liegen bleiben, bis ſie beladen ſind. So bald ſie aber fühlen, daß ſie ihre Laſt haben, ſo ſtehen ſie von ſelbſt auf, und laſſen nichts weiter aufladen. Das Kameel iſt ſehr mäßig und begnügt ſich mit Baumzweigen, mit dem Laub der Dornbüſche und mit Diſteln. Es iſt im Stande dreyßig bis vierzig Tage beladen zu reiſen, und acht bis zehn Tage weder zu eſſen noch zu trinken. Sein gewöhnliches Futter iſt Waitz oder Haber. Wenn ſie von einer Reiſe zurück kommen, ſo ſchicken ſie ihre Herren auf das Feld, wo ſie ſich ihr Futter ſelbſt ſuchen müſſen. Iſt das Gras friſch, ſo geben ſie ihnen alle drey Tage nur einmahl zu ſaufen. Sie trinken reichlich, wenn ſie Gelegenheit dazu haben; vorher aber machen ſie allemahl das Waſſer mit ihren Füßen trübe.

Das Kameel iſt rachgierig. Wenn ſeine Treiber ihm übel begegnen, ſo ergreift es die erſte Gelegenheit, ſich an ihnen durch einen Schlag zu rächen. Muſik und Geſang liebt es außerordentlich. Das beſte Mittel, es zu einem ſchnellern Gang anzutreiben, iſt ein Tanz den man ihnen vorſpielt, oder ein anderes luſtiges Stückchen das man pfeift.

So bald das junge Kameel gebohren iſt, binden ihm die Araber ſeine vier Füße unter den Bauch; und bedecken es mit einem Tuch, welches ſie an den vier Zipfeln mit ſchweren Steinen belaſten, damit ſie es gewöhnen, ſich nieder zu bücken und ſeine Laſt auf ſich zu nehmen.

Die Kameelsmilch iſt eine von den vornehmſten Speiſen der Araber. Auch das Fleiſch der Kameele wird von ihnen gegeſſen; ſie ſchlachten ſie aber nicht eher, als bis ſie alt ſind und keine Dienſte mehr thun können. Das Fleiſch iſt dann freylich ſehr zäh; man findet es aber dennoch ſehr gut und nahrhaft.

Es gibt auch Kameele mit zweyen Höckern in dieſen Gegenden. Sie ſind aber ſchwächer als jene. Die erſtern nennen die Araber Jimel, die andern Beſchet.

Die Dromedare ſind noch kleiner, als die andere Art; ſie ſind aber dagegen ſo geſchwind und dauerhaft, daß ſie von den Arabern ſehr hoch geſchätzt werden. Gemeiniglich brauchen ſie ſie zum reiten. Ihre Bewegung iſt ſo ſchnell, aber zugleich ſo

holpernd

holpernd, daß man Kopf und Bauch muß feſt gebunden haben, wenn man es ausſtehen will.

73. Das Quoggelo oder Schuppenthier. (Fig. i.)

Das Schuppenthier iſt eine Art Eidechſe, aber beynahe acht Fuß lang. Der Schwanz macht jedoch die Hälfte dieſer Länge aus. Es iſt vom Halſe bis an das äußerſte Ende des Schwanzes mit Schuppen bedeckt, die den Artiſchockenblätter ähnlich, aber noch ſpitziger ſind. Sie liegen dicht auf einander, und ſind ſtark genug, es vor wilden Thieren zu ſchützen. Die Tyger und Leoparden verfolgen es ſtark, und da es nicht ſehr ſchnell auf ſeinen Füßen iſt, ſo wird es bald von ihnen erreicht; alsdann rollt es ſich aber ſchnell in ſeine Panzerhaut ein, und in dieſem Zuſtande wagt es kein Feind, es anzugreifen. Die Neger ſchlagen es auf den Kopf und verkaufen ſeine Haut an die Europäer; das Fleiſch aber, welches, wie ſie ſagen, weiß und gut iſt, eſſen ſie. Es lebt von Ameiſen, die es mit ſeiner Zunge fängt, die ſehr lang und mit einem zähen Schleim überzogen iſt.

74. Der Biber. (Fig. k.)

Der Biber iſt ein vierfüßiges Thier, das im Waſſer und auf dem Lande lebt. Er kann zwar auch leben ohne ins Waſſer zu gehen; dabey bleibt es aber doch immer eines ſeiner erſten Bedürfniſſe. Er taucht in demſelben unter und kann ziemlich lang darin aushalten; beſtändig aber kann er nicht darin bleiben, er muß von Zeit zu Zeit heraus, um friſche Luft zu ſchöpfen. — Die größten Biber ſind nicht ganz vier Fuß lang; ſie ſind alſo ungefähr ſo groß, aber nicht ſo hoch gebaut, wie ein Schaf, denn ihre Füße ſind ſehr kurz. An Gewicht haben ſie gegen ſechzig Pfund.

Die Farbe der Biber iſt unterſchiedlich. In den nördlichſten Gegenden Canada's ſind ſie ganz ſchwarz; mit unter gibt es aber auch weiße. In den gemäßigtern Ländern ſind ſie braun, und ihre Farbe wird immer lichter, je weiter ſie nach Süden kommen. Bey den Illineſen *) ſind ſie beynahe ganz fahl, oder auch ſtrohfarben. Je ſchwärzer ſie ſind, deſto weniger Haare haben ſie, und deſto weniger wird folglich ihr Pelz geſchätzt. Ihr Haar hat nicht durchaus einerley Länge. Das längſte iſt auf dem Leibe acht bis zehn Linien lang; auf dem Rücken aber hat es beynahe zwey Zoll; auf den Pfoten iſt es ſehr kurz. Das lange Haar iſt nicht das gute, denn es iſt grob; das kurze unter demſelben, iſt aber weich wie Pflaumfedern, und eben ſo dicht. Dieſes braucht man allein in den Hut- und Strumpffabriken.

*) Die Illineſen oder Chiklaghiks ſind eine Nation, die an den Ufern des Miſſiſippifluſſes in Nordamerika wohnet.

Der Biber lebt funfzehn bis zwanzig Jahre. Das Weibchen iſt vier Monathe trächtig und wirft gemeiniglich vier Junge. Seine Knochen ſind ſo hart, daß ſie die Canadier nicht von ihren Hunden benagen laſſen, weil ſie ſich die Zähne davon abbrechen. Seine Kinnbacken ſind außerordentlich dick und ſtark. In jedem ſitzen zehen Zähne, nähmlich zwey Schneide- und acht Backenzähne. Die obern Schneidezähne ſind dritthalb Zoll, und die untern über drey Zoll lang. Sie folgen den Krümmungen des Kinnbackens, wodurch ſie eine ungemeine Stärke bekommen. Die Zähne in beyden Kinnbacken, paſſen nicht gerade auf einander, ſondern die obern gehen über die untern hervor und kreutzen ſich wie die Blätter einer Scheere.

Der Kopf eines Bibers ſieht aus, wie der Kopf einer Bergratte. Er hat eine etwas längliche Schnautze, kleine Augen, kurze runde und außen mit Haaren bewachſene Ohren. Seine Beine ſind kurz, beſonders die vordern und nicht über vier Zoll lang. Sie ſind den Dachsbeinen nicht unähnlich. Die Vorderfüße ſind platt und mit Schwimmhäuten verſehen. Der Biber kann alſo nicht geſchwind gehen; dafür ſchwimmt er aber hingegen eben ſo leicht, wie ein anderes Waſſerthier; er hat auch einen Schwanz, der den Fiſchſchwänzen ſehr ähnlich iſt, und ihm im Waſſer gute Dienſte leiſtet.

Dieſer Schwanz iſt beynahe oval. An der Wurzel iſt er vier Zoll breit, fünf Zoll in der Mitte und drey am Ende. Er iſt einen Fuß lang und einen Zoll dick. Er beſteht aus einem feſten Fett oder zarten Knorpel, der verhärtet, wenn man ihn aufhebt. Er iſt mit einer Haut bedeckt auf welcher ſechseckigte Schuppen liegen, die drey oder vier Linien lang und eine halbe Linie dick ſind. Sie liegen über einander wie Fiſchſchuppen.

Unten an dem Unterleibe hat er vier Beutel, von welchen die beyden obern das ſogenannte Bibergeil enthalten, welches man mit gutem Nutzen in der Arzney gebraucht. Der Biber bedient ſich dieſer harzichten und klebrichten Feuchtigkeit, ſeine Haare einzuſchmieren, damit ſie deſto beſſer dem Waſſer widerſtehen.

Die Biber leben zuſammen in Geſellſchaft. Man findet ihrer zuweilen drey bis vierhundert beyſammen, die eine Art von Ortſchaft ausmachen. Sie wählen ſich zu ihrer Niederlaſſung einen Ort, wo die Lebensmittel und vorzüglich das Waſſer im Ueberfluſſe vorhanden ſind. Und wenn ſie keinen See oder Teich finden, ſo machen ſie ſich einen dadurch, daß ſie das Waſſer eines Baches oder Fluſſes durch einen Damm ſtämmen, den ſie mit ungemeinem Fleiße herſtellen. Vor allem fällen ſie hierzu die nöthigen Bäume über dem Orte, wo ſie bauen wollen. Drey oder vier Caſtore greifen einen dicken Baum gemeinſchaftlich an, und beiſſen ihn mit ihren Zähnen ab; und dabey richten ſie ihre Sache allemahl ſo ein, daß er nach der Waſſerſeite zu fallen muß, wodurch ſie ſich um vieles die Mühe, ihn fortzubringen, erleichtern.

Die

Die Pfähle welche ſie daraus machen, ſind mehr oder weniger lang und dick, je nachdem ſie ſelbige brauchen. Zuweilen nehmen ſie auch ganze Baumſtämme zu ihrer Arbeit, welche ſie platt auflegen. Iſt ihr Gepfähle dünner als ein Schenkel, ſo verſtärken ſie es durch Gegenſtützen, und durchflechten es mit kleinen Zweigen. Auf allen Seiten wird der leere Raum ſo dicht mit Erde ausgefüllt, daß nicht ein Tröpfchen Waſſer durch kann. Dieſe Erde oder Lehm bereiten die Biber mit ihren Pfoten, und ihr Schwanz dient ihnen nicht nur ſtatt einer Maurerkelle; ſondern ſie ſchleppen auch ihren Mörtel darauf herbey. Dieſes thun ſie ſo, daß ſie auf ihren Hinterfüßen dabey fortrutſchen. Wenn ſie an das Ufer gekommen ſind, ſo nehmen ſie ihn in das Maul, und tragen ihn wechſelsweiſe mit ihren Pfoten und mit ihrem Schwanze an ihrem Baue auf.

Ihre Dämme ſind auf dem Grunde gemeiniglich zehn bis zwölf Fuß dick, und nehmen bis auf zwey oder drey Fuß ab. Die Genauigkeit, mit welcher alle Verhältniſſe daran beobachtet werden, iſt zu bewundern. Die Seite, welche dem Strome entgegen iſt, iſt allezeit abſchüſſig; die andere aber ſenkrecht. Man behauptet, daß unſere beſten Baumeiſter nichts feſteres und regelmäßigeres würden zu Stande bringen können.

Mit nicht geringerer Kunſt erbauen ſie ihre Hütten. Gewöhnlich errichten ſie ſie auf Pfählen mitten in den kleinen Seen, welche ſie durch ihre Dämme zu Stande gebracht haben. Zuweilen bauen ſie ſie aber auch an das Ufer, oder an eine Landſpitze, die in das Waſſer hinein geht. Die Form dieſer Wohnungen iſt rund oder eyförmig. Sie ſind halbovalrund gewölbt und die Mauern ſind zwey Fuß dick. Sie ſind wie die Dämme aus Pfählen erbaut; der innere Ueberzug von Thonerde läßt aber nicht die geringſte Luft hinein. Zwey Drittheile des Baues ſind außer dem Waſſer. In dieſen Wohnungen hat jedes Paar Biber ſeine eigene Zelle, welche es mit Blättern oder kleinen Weidezweigen auslegt. Man ſieht niemahls den geringſten Unrath in dieſen Zellen. Außer der gemeinen Thüre und noch einem andern Ausgange, ſind viele Oeffnungen darin, durch welche ſie ſich in das Waſſer entladen. Die ordentlichen Hütten dienen acht bis zehn Bibern zur Wohnung; in einigen davon, aber ſelten, ſind ihrer gegen dreyßig. Sie ſind ſtets ziemlich nahe bey einander, damit ſie leicht zuſammen kommen können.

Alle dieſe Werke werden zu Ende Septembers fertig. Nie überfällt der Winter die Biber noch über ihrer Arbeit. Jeder trägt bey Zeiten ſeinen Vorrath ein. So lange ſie auf dem Felde oder in Wäldern leben, nähren ſie ſich von Früchten, Baumrinden und Blättern. In der Zeit aber, wo das Land mit Schnee bedeckt iſt, begnügen ſie ſich mit zartem Holze von allerley Bäumen. Dieſes Holz ſammeln ſie in Vorrath ein und legen es in Stöße, aus welchen ſie immer dasjenige zuerſt nehmen,

men, was ins Waſſer zu liegen kommt. Man hat bemerkt, daß dieſe Stöße größer oder kleiner ſind, je nachdem der Winter mehr oder minder lange anhalten ſoll. Sie ſind daher für die Wilden ein Wetterprophete, der niemahls trügt. Damit der Biber das Holz deſto leichter genießen kann, ſchneidet er es in kleine ſehr dünne Stückchen, ehe er es in ſein Behältniß trägt. Jede Hütte hat nur ein einziges gemeinſchaftliches Magazin für die ganze Familie.

Weil das Schmelzen des Schnees große Ueberſchwemmungen verurſacht, wenn es am ſtärkſten iſt, ſo verlaſſen die Biber alsdann ihre Hütten; die Weibchen kehren aber gleich wieder zurück, ſo bald ſich nur das Waſſer etwas verlaufen hat, und alsdann werfen ſie; die Männchen aber bleiben im Felde, bis in den Julius, wo ſie ſich wieder alle verſammeln, um die Lücken auszubeſſern, welche das Waſſer etwa in ihrem Baue gemacht hat. Sind ihre Hütten oder Dämme von den Jägern zerſtört worden, ſo machen ſie neue. Aus mancherley Urſachen verlaſſen ſie bisweilen ihren bisherigen Aufenthalt ganz, wenn es ihnen nähmlich an Lebensmitteln fehlt, oder wenn ihnen die Jäger oder die Raubthiere zu ſtark zuſetzen. Für gewiſſe Orte haben ſie aber doch eine ſolche Vorliebe, daß ſie aller Störung die ſie da erfahren ungeachtet, ſelbige nicht verlaſſen. So führen ſie auf dem Wege von Montreal, nach dem Huronenſee, in dem großen Fluſſe, jährlich einen neuen Bau auf, ob er ihnen gleich allemahl im Sommer von den Reiſenden zerſtört wird; welche ſonſt den Fluß nicht würden beſchiffen können.

75. Biberjagd.

Aus der ungeheuren Menge Biber, welche die Franzoſen bey ihrer Ankunft in Canada fanden, läßt ſich ſchließen, daß die Wilden vorher eben nicht ſehr eifrig auf dieſe Jagd geweſen ſeyn müſſen. Indeß ſtellten ſie ihnen doch nach, aber nicht ſo ſehr, daß ſie die unſchuldigen und unſchädlichen Thiere ausrotteten. Seit der Ankunft der Europäer wurde es aber anders.

Die Biberjagd iſt nicht ſonderlich ſchwer. Denn der Fleiß und die Geſchicklichkeit, welche dieſes Thier in dem Baue ſeiner Wohnungen zeigt, ſcheint ihn zu verlaſſen, wenn es auf ſeine Sicherheit und Vertheidigung ankommt. Den Winter über, nähmlich vom October bis zum April, iſt er den ſtärkſten Verfolgungen der Jäger ausgeſetzt, weil er alsdann, wie alle andere Thiere, mehr Haare und eine dünnere Haut hat.

Die Wilden haben vier Arten, ihn zu fangen: die Netze, das Auflauern, das Aufhacken des Eiſes und die Falle. Gemeiniglich verbinden ſie die Netze mit dem Aufhacken des Eiſes; auf dem Anſtand ſchießen ſie wenige; denn der Biber hat ſo

ſcharfe

ſcharfe Augen und ein ſo feines Gehör, daß man ihm ſelten nahe genug kommen kann, ehe er das Waſſer erreicht, worein er ſogleich ſpringt, und von welchem er ſich im Winter nie entfernt. Und hätte man ihn auch auf dem Lande noch angeſchoſſen, ſo würde er doch verlohren ſeyn, wenn er mit ſeiner Wunde das Waſſer erreichte; denn wenn er davon ſtirbt, ſo kommt er nie wieder zum Vorſchein. Die gemeinſten Arten ſich ſeiner zu bemächtigen, ſind daher die Falle und das Aufhacken des Eiſes.

Obgleich die Biber ihren Vorrath auf den Winter einſammeln, ſo ſtreifen ſie doch auch noch dann und wann in die Gehölze, um eine friſchere und zartere Nahrung zu ſuchen. Die Wilden, die dieſes wiſſen, ſtellen ihnen Fallen in den Weg, die beynahe wie unſere Zahl 4 ausſehen, und legen zur Lockſpeiſe kleine Stückchen von zartem und erſt friſch abgeſchnittenem Holze hinein. So bald nun dieſes der Biber berührt, ſo fällt ein großer Klotz auf ihn, der ihm das Kreutz einſchlägt. Bleibt er davon nicht ganz todt, ſo gibt ihm der herbeyeilende Jäger noch vollends den Reſt.

Das Aufhacken erfordert mehr Vorſicht. Wenn das Eis einen halben Fuß dick iſt, ſo hauet man mit der Axt eine Oeffnung hinein. Die Biber ſuchen dieſe Löcher, damit ſie freyer Athem holen können, der Jäger wartet ihrer aber an dem Rande, und ſo bald ſie ſich ſehen laſſen, ſchlägt er ihnen den Kopf ein. Dieß kann um deſto leichter und ſicherer geſchehen, da man ihre Annäherung ſchon vorher an der Bewegung des Waſſers gewahr wird. Damit man aber nicht zu früh von dem Thiere geſehen werde, ſo wirft man Schilfbüſchel oder Aehren von einer gewiſſen Pflanze auf das Loch. Anſtatt es im Waſſer todt zu ſchlagen, packt man es auch bisweilen bey der Pfote, und reißt es auf das Eis, wo man ihm, ehe es ſich von ſeiner Betäubung erholen kann, mit einigen Schlägen den Reſt gibt.

Man hacket auch das Eis quer durch und ſtellt daſelbſt ein großes Netz auf. Darauf geht man hin und zerſtört den Bau. Alle Biber, die darin ſind, flüchten ſich in den Bach und werden in den Netzen gefangen und auf der Stelle todt geſchlagen.

Diejenigen, welche ihre Hütten in den Seen bauen, haben drey- oder vierhundert Schritte vom Ufer noch einen andern Zufluchtsort, gleichſam ein Landhaus, das ihnen zur Erholung dienet. Alsdann theilen ſich die Jäger in zwey Haufen; der eine greift das Landhaus, der andere die Wohnung auf dem See an. Die Biber wollen von einem zu dem andern entfliehen, und da koſtet es wenig, ſie unterwegs todt zu ſchlagen.

An andern Orten macht man bloß eine Oeffnung in ihren Damm. Das Waſſer läuft alsdann ab, und ſie bleiben wehrlos auf dem Trockenen. Wenn ſie ihre Verfolger nicht ſehen, ſo eilen ſie herbey um den Schaden auszubeſſern; man iſt aber ſchon ganz zu ihrem Empfange bereit, und tödtet ſie in großer Menge.

Wenn ſie noch zu rechter Zeit die Jäger oder ein Raubthier entdecken, ſo ſchieſſen ſie ſchnell unter das Waſſer, und machen dabey ein ſolches Getöſe mit ihrem Schwanze, daß alle ihre Gefährten es hören und ſich verbergen können. Sie haben einen ſo feinen Geruch, daß ſie ſehr weit die Fahrzeuge auf dem Waſſer wittern; dagegen ſehen ſie aber zu ihrem Unglück nur von der Seite gut, und werden nicht leicht gewahr, was vor oder hinter ihnen vorgeht, weswegen man ihnen auch leichter auf den Leib kommen kann, als andern Thieren.

76. Das Nashorn. (Fig. m.)

Das Nashorn hat eine dunkel= aſchfarbene Haut, die der Elephantenhaut, dem Anſehen und der Härte nach, ähnlich iſt. Sie iſt ſo dick und feſt, daß es ſchwer hält, ſie mit einem Meſſer zu durchſtoßen. Es hat keine Schuppen; aber die Ungleichheiten und Rauhigkeiten der Schwülen, womit ſeine Haut bedeckt iſt, ſehen ungefähr aus wie Schuppen.

Sein Maul iſt, wie der Rüſſel der Schweine, aber ſpitziger. Es grunzt auch wie die Schweine, wird aber nicht weit gehört. Das Horn auf ſeiner Naſe iſt dunkelgrün und wie eine Pflugſcharre gebogen. Wenn es grimmig iſt, ſo reißt es den Grund damit auf; nimmt große Steine und wirft ſie mit unbeſchreiblicher Gewalt über ſeinen Kopf zurück. Seine Ohren ſind klein und die Füße kürzer als beym Elephanten. Es hat einen ungemein ſcharfen Geruch. Windwärts riecht es ein Thier auf eine ſehr große Weite und geht gerade darauf los, wobey es alle Bäume und Büſche, die ihm im Wege ſind, umreißt.

Wenn es nicht gereitzt wird, ſo fällt es keinen Menſchen an, außer, wenn er roth gekleidet iſt. In dieſem Falle rennt es wüthend auf ihn zu; und wenn es ihn bekommt, ſchleudert es ihn mit ſolcher Gewalt über den Kopf weg, daß er von dem Falle todt liegen bleibt. Darauf leckt es ihm mit ſeiner rauhen und ſcharfen Zunge das Fleiſch von den Knochen. Die Augen ſind zu ſeiner Größe nur ſehr klein, und es ſieht nur vorwärts. Ob es alſo gleich ſehr ſchnell iſt, ſo wendet es ſich doch ſehr langſam, und wenn man acht oder zehn Schritte von ihm iſt, ſo kann man ihm entgehen, wenn man ſich ein wenig nach der Seite wendet, denn es muß viele Mühe anwenden, bis es einen wieder zu Geſichte bekommt.

Das Nashorn frißt das Gras nicht gerne. Geſträuche, Dornen und Diſteln hat es lieber, beſonders einen Strauch, der beynahe dem Wachholderbeerſtrauche ähnlich und am Vorgebirge der guten Hoffnung ſehr gemein iſt, wo er der Nashornbuſch heißt Das Nashorn iſt des Elephanten Todtfeind; wenn er eines gewahr wird,

wird, ſo macht er ſich eiligſt aus dem Staube. Wird er von dem Nashorn überfallen, ſo reißt es ihm mit dem Horne über der Schnautze den Bauch auf.

Das Fleiſch des Nashorns wird gegeſſen, und es ſoll ziemlich wohlſchmeckend ſeyn. Seine Haut, ſein Horn und ſein Blut werden in der Arzney gebraucht. Am Vorgebirge der guten Hoffnung läßt man ſich häufig Trinkbecher aus dem Horne drehen und ſie in Gold faſſen. Man ſagt, wenn Wein in einem ſolchem Becher gegoſſen werde, ſo fange er an, aufzuſteigen und Blaſen zu werfen, als ob er kochte; käme aber Gift hinein, ſo bekomme er ſogleich Riſſe, und durch trockenes Gift zerſpränge er ganz. Dieſe Sage iſt aber zu fabelhaft, als daß ſie Glauben verdiente. Die Späne, welche beym Drehen abgehen, werden aufgehoben und den Beſitzern der Hörner zugeſtellt, weil man ſie bey Verzuckungen, Ohnmachten und andern Zufällen für gut hält.

77. Das Zebra. (Fig. 1.)

Das Zebra wird auch der wilde Cap=Eſel genannt; es ſcheint aber dieſen Nahmen nicht zu verdienen, denn es iſt eines der ſchönſten, wohlgeſtalteſten und lebhafteſten Thiere, die man ſehen kann. Es hat mit dem gemeinen Eſel nichts gemein, als die langen Ohren, ſonſt gleicht es durchgehends dem Pferde. Seine Füße ſind ſchlank und wohlgeſtaltet; das Haar iſt ſanft und glatt. Längs dem Rückgrade erſtreckt ſich, von der Mähne an bis zum Schwanze, ein ſchwarzer Streif, von welchem nach der Seite zu weiße, ſtrohfarbene und kaſtanienbraune Aeſte herab laufen, die ſich unter dem Bauche in Kreiſe vereinigen. Dieſe Farben verliehren ſich auf eine ſehr angenehme Art in einander. Die Füße und die Ohren, ingleichen die Mähne und der Schwanz ſind ebenfalls mit kleinen Streifen von eben dieſen Farben geziert. Das Zebra iſt ſo ſchnell, daß es von keinem Pferde eingeholt werden kann; und weil es ſchwer zu fangen iſt, ſo gilt es auch ſehr viel. Der große Mogul gab einſt zwey tauſend Dukaten für eines. Auch erzählt ein Reiſender, der Statthalter von Batavia habe ein ſolches Thier dem Kaiſer von Japan geſchickt, wofür dieſer Fürſt der holländiſchen Handlungs=Geſellſchaft zehntauſend Tael Silber und dreyßig Schlafröcke, zuſammen hundert und ſechzig tauſend Kronen verehrt habe. Indeß ſieht man in den Capeländern oft ganze Heerden-Zebra. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurde auch eines nach Wien gebracht und mit Hunden gehetzt.

78. Der weiße Bär. (Fig. 0.)

Der Verſicherung der Reiſenden nach, iſt der weiße Bär ein von dem gewöhnlichen Bären ganz unterſchiedenes Thier. Er hat einen viel längern Kopf und einen viel dünnern Hals. Der Laut, den er von ſich gibt, gleicht dem Bellen eines heiſern

ſeren Hundes. Man unterſcheidet unter ihnen zwey Arten, die großen und kleinen; ſie haben aber alle ein langes und ſanftes Haar, eine ſchwarze Naſe, Schnautze und ſchwarze Nägel. Sie ſchwimmen von einer Eisſcholle zur andern; ſie tauchen unter, erheben ſich und bleiben lange unter dem Waſſer.

79. Kühnheit des weißen Bären.

Die weißen Bären ſind ſehr kühne Thiere. Sie bemühen ſich bisweilen, auf dem Waſſer die Boote zu erklettern, und ſuchen die Menſchen ſelbſt in ihren Wohnungen auf.

Als ſich der holländiſche Seefahrer Barenß in der Gegend von Neu-Zembla, vor einer daſigen Inſel vor Anker gelegt hatte, ſahen ſeine Leute nicht ohne Schrecken einen weißen Bären auf ſie zukommen. Viele Matroſen ſprangen in das Boot und ſchoſſen auf ihn. Als ſich aber dieſes grimmige Thier verwundet fühlte, gab es den Holländern ein außerordentliches Schauſpiel. Es tauchete anfänglich oft unter das Waſſer und kam wieder hervor; darauf legte es ſich auf das Schwimmen. Die Matroſen fuhren mit dem Boote auf den Bären zu und warfen ihm eine Schlinge um den Hals, weil ſie hoften, ihn lebendig zu fangen und mit nach Holland zu nehmen. Er ſträubte ſich aber aus allen Kräften und mit entſetzlichen Bewegungen. Sie glaubten, ſie müßten ihm ein wenig Luft laſſen, und die Schlinge nicht ſo feſt zuziehen, damit man ihn ſachte nach dem Boote hin bringen und nach und nach abmatten könnte. Als er aber nahe genug heran gekommen war, that er einen Sprung hinein; er legte ſeine beyden Tatzen auf das Hintertheil, gab ſich einen Schwung und kam bis auf den halben Leib hinein. Die Matroſen geriethen darüber in ſo großes Schrecken, daß ſie alle nach dem Vordertheil flohen, denn jeder glaubte, ſein Leben ſey in Gefahr. Der Zufall, welcher ſie rettete, war ſonderbar; als nähmlich der Bär ſchon im Begriff war über ſie herzufahren, wurde er durch ſeinen Strick aufgehalten, der ſich an der Angel des Steuerruders angehackelt hatte. Ein Matroſe nahm dieſe Zeit wahr, ging mit einer halben Lanze auf ihn loß, und gab ihm einen ſo ſtarken Stoß, daß das Thier wieder in das Waſſer zurück fiel. Das Boot fuhr hierauf wieder auf das Schiff zu und zog ihn mit der Schlinge um den Hals nach. Dadurch wurde er nach und nach ſo abgemattet, daß ſie ihm leicht vollends den Reſt geben konnten.

Verſchiedene ähnliche Begebenheiten hatte der Seefahrer Heemskerke. Einſt da ſeine Leute an das Land gegangen waren, um Ballaſt einzunehmen, ging ein weißer Bär in das Waſſer und ſchwamm gerade auf eines von ſeinen Schiffen zu. Das Schiffsvolk ließ ſogleich ſeine Arbeit liegen, ſprang in das Boot und in zwey Kähne, und ruderte dem Thiere entgegen. Es gieng darauf in die weite See, und

ſchwamm über eine Meile weit. Man folgete ihm. Die meiſten Waffen, womit man es angriff, zerbrachen auf ſeinem Leibe. Endlich fing es an, mit ſeinen Tatzen ſo gewaltig an das Vordertheil eines von den Kähnen zu ſchlagen, daß es ihn gewiß zertrümmert haben würde, wenn es ihn in der Mitte getroffen hätte. Es wurde aber in dieſem Augenblick getödtet und an Bord gebracht. Seine Haut war dreyzehn Fuß lang, alſo viel größer, als die größte Ochſenhaut.

Die Schiffer ſuchen dieſen Thieren gemeiniglich den Reſt mit ihren Beilen zu geben; ſie ſind aber ſehr ſchwer zu treffen, denn ſo oft man den Arm aufhebt, tauchen ſie unter.

Noch furchtbarer, als auf dem Waſſer, ſind ſie auf dem Lande. Heemskerke der das Unglück hatte, mit ſeinem Schiffe bey Neu-Zembla einzufrieren, und den ganzen Winter in dieſer fürchterlich kalten Gegend aushalten mußte, hatte mit ſeinen Leuten viel von den Angriffen dieſer grimmigen Thiere auszuſtehen. Einſt während dem ſie beſchäftiget waren, ihr Schiff auszuleeren, und den Vorrath auf demſelben an das Land zu bringen, erblickten ſie auf einmahl hinter demſelben drey Bären, die gerade auf ſie zukamen. Sie erhoben ein großes Geſchrey, vor welchem ſie ſonſt erſchrecken, dieſe Beſtien aber, welche ſich vermuthlich auf ihre Zahl verließen, kehrten ſich nicht daran, ſondern kamen immer näher. Itzt mußten die Matroſen ernſtlich auf ihre Vertheidigung denken. Zum Glücke fanden ſie auf einem Schlitten zwey Hellebarden, welche zwey Hauptleute von ihnen ergriffen. Die Matroſen liefen nach dem Schiffe; da ſie aber über das Eis weggingen, ſo fiel einer von ihnen in eine Oeffnung. Man war dieſes Zufalls wegen ſehr um ihn beſorgt, denn man glaubte gewiß, er werde zuerſt aufgefreſſen werden. Die Bären verfolgten aber doch nur diejenigen, welche nach dem Schiffe liefen. Die beyden Hauptleute gingen indeß hinten von der andern Seite nach dem Schiffe. Als ſie hinein kamen, freueten ſie ſich, daß ſie alle ihre Mannſchaft beyſammen antrafen. Es fehlte keiner, als der, welcher ſich in ſeinem Loche verſteckt hielt. Nun kamen aber die grimmigen Thiere wirklich an das Schiff hinan und ſchickten ſich an, hinauf zu klettern. Man hatte zur Gegenwehr nichts in dem Schiffe als Stücken Holz und allerley Geräthe, welches man ihnen auf den Kopf warf, und worüber ſie jedesmahl herfielen, wie ein Hund auf den Stein, den man nach ihm ſchleudert. Die einzigen Waffen, welche vorräthig waren, waren die beyden Hellebarden. Man wollte Feuer anmachen, und etliche Hände voll Pulver loßbrennen um ſie zu erſchrecken, in der Angſt unterließ man es aber wieder. Die Bären erneuerten immer wüthender ihren Angriff, und man hatte nun nicht einmahl mehr Geräthe und Holz, um ſie abzuhalten. Durch einen glücklichen Zufall wurden ſie jedoch alle gerettet. Bareuß, ſo hieß einer von den Befehlshabern, der in der äußerſten Noth mehr den Eingebungen ſeiner Angſt,

als ſeiner Klugheit folgte, ſchlenderte ſeine Hellebarde nach einer ſolchen Beſtie, und traf ſie mit ſolcher Gewalt auf die Schnautze, daß ſie mit einem großen Geſchrey entfloh. Die beyden andern folgten ihr dann gleich, wiewohl in ganz langſamen Schritten nach.

Einige Monathe darauf, wurden ſie von einem ſolchen Thiere in ihrer Hütte ſelbſt angegriffen. Es kam die Stuffen herab, welche ſie in den Schnee nach der Thüre ihrer Hütte gehauen hatten. Dieſe Thüre ſtand eben offen. Heemskerke aber, der die Beſtie gerade noch zu rechter Zeit gewahr wurde, ſchlug die Thür geſchwind zu und ſtellte ſich davor, um ſie zuzuhalten. Der Bär ging wieder ſeiner Wege. Zwey Stunden darauf kam er aber wieder und ſtieg auf die Hütte, wo er ein Getöſe machte, davor jedermann erſchrack. Er gab ſich ſo viele Mühe den Rauchfang umzuwerfen, daß jeder glaubte, er würde von oben hinein kommen. Er zerriß auch das Segel, womit der Rauchfang umgeben war; endlich aber ging er doch, nachdem er große Verwüſtungen angerichtet hatte, wieder ſeine Wege.

Dieß waren nicht die einzigen Angriffe, die ſie auszuhalten hatten. Ein andermahl, da ſie außen vor ihrer Hütte mit Arbeiten beſchäftiget waren, ſahen ſie wieder einen fürchterlichen Bären zum Vorſchein kommen. Sie liefen ſogleich in die Hütte zurück, und die geſchickteſten Schützen vertheilten ſich an die drey Thüren und erwarteten ihn mit ihren Flinten. Ein anderer ſtieg auf den Rauchfang mit ſeinem Gewehr. Der Bär marſchirte trotzig auf die Hütte zu, und kam bis an die Stuffen einer von den Thüren. Ein Matroſe ſtand hier Schildwache; er wurde aber das Thier nicht von ſelbſt gewahr, ſondern mußte erſt durch das Geſchrey der andern darauf aufmerkſam gemacht werden. Er drehte ſich herum und ſah, daß ihm der Bär ſchon ganz nahe auf dem Leibe war. Bey ſeinem Schrecken hatte er aber doch noch ſo viel Faſſung, daß er ſeine Flinte anſchlug und der Beſtie die Kugel durch den Leib jagte. Als dieſes geſchah, war ihm der Bär ſchon ſo nahe auf dem Hals, daß er ihn einen Augenblick ſpäter, bey der Kehle würde gepackt haben. Und hätte das Pulver nicht Feuer gefangen, wie es öfters in dieſer rauhen Gegend geſchieht, ſo wäre er unfehlbar aufgefreſſen worden, und vielleicht wäre das abſcheuliche Thier wohl gar in die Hütte gekommen, wo es ein fürchterliches Blutbad würde angerichtet haben. Bey dem Schuß aber, welchen es bekommen hatte, fiel es gleich zu Boden, und nun war es ein leichtes, ihm vollends den Reſt zu geben. In ſeinem Bauche fand man große Stücken von Seehunden mit Haut und Haaren.

Bey einer andern Gelegenheit machte Heemskerke die Erfahrung, daß dieſe Bären ſich auch ſelbſt einander auffreſſen, wenn einer von ihnen umkommt. Auf ihrer Rückreiſe nach Europa mußten ſie eine Nacht auf dem feſten Eiſe, unter einem Zelte, zubringen; da zeigten ſich gegen Mitternacht auf einmahl drey Bären. Es

wurde

wurde alle Mannſchaft durch das Geſchrey der Schildwache aufgeweckt, und ſie lieſen unverzüglich hinaus mit ihren Gewehren. Das erſte Feuer that wenig Wirkung; die Bären zogen ſich aber doch etwas zurück, und ließen ihnen Zeit wieder zu laden. Bey dem zweyten Losfeuern fiel aber einer von dieſen ungebetenen Gäſten, und die andern ergriffen die Flucht. Des Morgens erſchienen ſie aber wieder, und da ſie ihren todten Gefährten noch am nähmlichen Orte liegend fanden, ſo nahm ihn einer von ihnen in den Rachen und ſchleppte ihn auf das höckerigſte Eis, wo ſie ſich beyde hinſetzten und ihn fraßen. Das Schiffsvolk that voll Furcht und Verwunderung geſchwind noch einige Schüſſe auf ſie, wodurch ſie von ihrem Fraß weg und in die Flucht getrieben wurden. Vier Perſonen gingen hierauf zu dem Aaſe hin, welches ſie aber ſchon halb aufgezehrt fanden. Es war ſo groß, daß ſie über die Stärke des Bären erſtaunten, der es mit ſolcher Leichtigkeit auf einem ſo beſchwerlichen Wege fortgetragen hatte, da ſie doch alle vier zuſammen Mühe hatten, die noch übrige Hälfte bis zu ihrem Zelte zu bringen.

Bey allen bisher angeführten Gelegenheiten wurden die Menſchen glücklicher Weiſe Herren über dieſe gefährlichen Thiere; wie es aber den Menſchen ergeht, wenn die Bären ſie überwältigen, wird man aus folgendem Vorfalle ſehen, welchen der Schiffer Gerhard de Veer, mit deſſen Leuten er ſich ereignete, ſelbſt erzählen ſoll.

80. Zwey Matroſen werden von einem Bären gefreſſen.

„Den 6. September, ſagt er, gingen einige Matroſen wieder an die Staaten-Inſel (in Nordamerika) um eine Art von Cryſtallſteinen zu ſuchen, wovon ſie ſchon einige geſammelt hatten. Während daß einige nachſuchten, hatten ſich zwey von dieſen Matroſen neben einander nieder gelegt. Ein weißer, ſehr magerer Bär näherte ſich ihnen ganz ſachte, und ergriff den einen beym Genicke. Der Matroſe, der ſich kein arges verſah, rief: wer packet mich ſo von hinten an? Sein Gefährte wandte den Kopf um und ſagte zu ihm: Ho mein guter Freund, es iſt ein Bär. Zugleich ſprang er geſchwind auf, machte ſich auf die Beine und lief davon. Der Bär zerbiß dieſen Unglücklichen an verſchiedenen Orten den Kopf, und nachdem er ihn ſo zugerichtet hatte, fing er an, das Blut zu lecken. Die andern Matroſen, welche an dem Lande waren, liefen ihrer zwanzig an der Zahl, ſogleich mit ihren Flinten und Piken hinzu. Sie fanden noch den Bären über dem Leichnam, welchen er auffraß. Da er ſie kommen ſah, ſchoß er mit unglaublicher Wuth auf ſie zu. Er packte einen von ihnen an, trug ihn fort und zerriß ihn bald in Stücken. Vor Furcht und Schrecken liefen alle andere davon.“

„Da diejenigen, welche am Borde geblieben waren, ſie entfliehen und wieder nach dem Meere kommen ſahen, ſo ſprangen ſie in die Kähne um ſie einzunehmen.

Als ſie an das Ufer kamen und dieſes klägliche Ereigniß hörten, ermunterten ſie die andern, mit ihnen wieder zum Gefechte zurück zu kehren, und das grimmige Thier in Gemeinſchaft anzugreiſen: viele aber konnten ſich nicht dazu entſchließen. Unſere Gefährten ſind todt, ſagten ſie, wir können ihnen das Leben nicht wieder geben. Wann noch einige Hoffnung übrig wäre, ſo wollten wir euch mit allem Eifer folgen; was können wir aber ausrichten? Wir würden mit der gräßlichſten Gefahr einen Sieg ohne Ehre und Nutzen erringen. Ungeachtet dieſer Gründe waren ihrer doch drey, die ein wenig vorgingen; der Bär aber fuhr ruhig fort, ſeinen Raub zu freſſen, und kehrte ſich nicht daran, daß dreyßig Mann nicht weit von ihm ſtanden. Die drey welche ihn angriffen, waren zwey Steuermänner und ein Schiffsſchreiber. Die Steuerleute thaten zwey Schüſſe auf den Bären, ohne ihn zu treffen. Der Schreiber aber ging etwas weiter vor, und ſchoß ihn in den Kopf dicht bey dem Auge. Dieſe Wunde machte noch nicht, daß der Bär ſeinen Raub fahren ließ. Er hielt den todten Matroſen bey den Halſe, und hatte noch Kräfte genug, ihn fortzutragen. Man ſah aber doch, daß er anfing zu wanken. Der Schreiber ging hierauf mit einem Schottländer auf ihn zu, gab ihm viele Stiche mit dem Säbel und hieb ihn in Stücken, ohne daß er ſeinen Raub fahren ließ. Endlich gab ihm der Schottländer einen ſtarken Schlag über die Schnautze mit ſeiner Flintenkolbe, wovon er auf die Seite fiel. Der Schreiber ſprang ſodann auf ihn hinauf und ſchnitt ihm vollends den Hals ab. Die beyden halb aufgefreſſenen Matroſen wurden auf der Inſel begraben, und die Bärenhaut der Compagnie in Amſterdam überbracht.

81. Bären in Kamtſchatka.

Kamtſchatka iſt eine Halbinſel im nördlichen Aſien, welche zu Rußland, und zwar zur Sibiriſchen Statthalterſchaft Irkuzk gehört.

In dieſem Lande gibt es zwar keine weißen, aber eine Menge brauner Bären, die aber weder ſo groß noch ſo wild ſind, als man es nach dem ſtrengen Clima vermuthen ſollte. Sie fallen ſelten jemand an, wenn ſie nur bey ihrem Erwachen niemand hinter ſich gewahr werden; denn in dieſem Falle ſehen ſie ihn in der Furcht für ihren Feind an, und fahren auf ihn loß. Der ſchlafende Bär iſt alſo da fürchterlicher als der wachende. Er tödtet aber niemand, ſondern begnügt ſich nur, den Leuten die Haut vom Hirnſchädel, vom Genicke an, abzuſtreifen, und ſie ihnen über die Augen zu ziehen. Zuweilen zerreißt er ihnen auch in der Wuth die fleiſchigen Theile des Körpers und läßt ſie ſo liegen. Die Weiber aber greift er niemahls an. Er läuft ihnen vielmehr öfters wie ein zahmes Thier nach, und wenn ſie ſich ja über ihn zu beklagen haben, ſo iſt es bloß darüber, daß er ihnen bisweilen ein Körbchen

voll Beeren nimmt und auffrißt. Ueberhaupt ſuchen ſie bloß zu leben, und das, wenn es ſeyn kann, ohne Blutvergießen.

Den Sommer über ſind die Bären ſehr fett, vermuthlich weil ſie da im Ueberſluſſe Fiſche finden, denen ſie oft bloß das Mark ausſaugen. Wenn aber im Winter die Flüſſe gefrieren und die Pflanzen verwelken, ſo werden die Bären mager, denn ſie leben dann von nichts als von trockenen Fiſchgräten und den Fiſchen, die ſie aus den Hütten ſtehlen, auch von Rennthieren, die ſie bisweilen überfallen, oder von Füchſen und Haſen, die ſie in den aufgeſtellten Fallen finden. Uebrigens iſt dieſes Thier ſo faul, daß die Kamtſchadalen ihren Hunden, wenn ſie zu oft beym Schlittenziehen ausruhen, kein größeres Schimpfwort beyzulegen wiſſen, als wenn ſie ſie Bären nennen.

82. Bärenfang.

Die Kamtſchadalen haben eine beſondere Art, den Bären in ſeiner Höhle zu fangen. Man häuft bey dem Eingange deſſelben eine Menge Holz auf, und nahe zu dem Loche bringt man Balken und Stämme von Bäumen. Um den Ausgang frey zu machen, zieht der Bär dieſe Stücken Holz in ſeine Höhle; dadurch aber verſperrt er ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er nicht mehr hinter ſich noch vor ſich kann. Alsdann durchgraben die Kamtſchadalen ſein Loch von oben und tödten ihn mit Lanzen.

Andere fangen dieſe Thiere mit Schlingen, in deren Mitte ſie ein Stück Fleiſch zur Lockſpeiſe hängen, zwiſchen den ſtarken Zweigen eines Baumes, der von Natur krumm iſt. Der Bär, welcher mehr gefräßig als liſtig iſt, ſteckt ohne Bedenken den Kopf oder die Tatze durch die Schlinge, und fängt ſich ſo ſelbſt an dem Baume. Seine Naſchhaftigkeit bezahlt er alsdann mit ſeiner Haut; denn bloß ſeiner Haut wegen legt man ihm Schlingen. Die Kamtſchadalen machen ihren größten Putz und Schuhſohlen daraus, damit ſie auf dem Eiſe laufen. — Im Sommer, damit ſie nicht von der Sonne verbrannt werden, bedecken ſie ſich das Geſicht mit ſeinen Gedärmen.

Die kühnſte Art die Bären zu fangen, iſt folgende: Es nimmt ein Menſch in ſeine linke Hand ein Meſſer, und in ſeine rechte ein an beyden Seiten ſpitziges Stilet. An dieſes Stilet iſt ein Strick gebunden, den er um ſeinen Arm wickelt. So geht er auf den Bären zu, der ſich gewöhnlich auf ſeine Hinterfüße aufrichtet, und den Jäger mit offenem Rachen empfängt. Dieſer ſteckt alsdann mit eben ſo großer Herzhaftigkeit, als Geſchicklichkeit, ſeine Hand in den Rachen des Bären, und ſetzt darein das Stilet gerade aufgerichtet, auf ſolche Art, daß dieſes Thier nicht allein ſeinen Rachen nicht wieder zumachen kann, ſondern auch durch die grauſamen Schmerzen, welche es ausſteht, gezwungen iſt, dem Jäger ohne Widerſtand zu folgen, wohin er es führt.

Der Eisbär wird auch auf folgende Art erlegt: Es ſtellt ſich nähmlich der Jäger mit ſeinem Hunde unweit des Loches, welches ſich der Bär beſtändig im Eiſe offen hält, und verbirgt ſich hinter einem Eisſchollen. Wenn nun der Bär weit genug vom Loche weg iſt, ſo ſpringt der Jäger hervor und hetzt ſeinen Hund auf ihn, der ihn gleich bey den Hinterfüßen packt. Der Bär ſetzt ſich alsdann auf ſein Hintergeſtelle und ſucht den Hund loszudrücken; ehe er aber damit zu Stande kommt, eilt der Jäger herbey und gibt ihm mit ſeinem Speer einen Fang in die Seite, der ihn zu Boden ſtreckt.

83. Das Rennthier. (Fig. n.)

Dieſe Thiere ſind vorzüglich in Lappland und Grönland zu Hauſe. Das ganze Vermögen, die ganze Habe der Lappen beſteht in dieſen nützlichen Thieren, die zu allem zu gebrauchen ſind und ſehr wenig zu unterhalten koſten.

Sie leben im Sommer von Graſe und von den Blättern, welche ſie von den Bäumen abreißen, im Winter aber von einem Moos, welches ſie unter dem Schnee hervorgraben. Durch ihren ſehr feinen Geruch, oder auch die Höhe und Beſchaffenheit der Schneelagen, wiſſen ſie genau den Ort zu treffen, wo ſolches Moos vorhanden iſt, wenn ſie es auch nicht ſehen. Wenn ſie daher an einem Orte ſcharren, ſo kann man ſchon im Voraus verſichert ſeyn, daß ſie auch Nahrung da finden werden. Daſelbſt muß man ſich nun im Winter mit den Heerden lagern, damit es ihnen nicht an Futter fehle.

Die Rennthiere bringen die rauhe Jahreszeit unter freyem Himmel zu, und werden durch den Schnee, der ſie umgibt, und durch die Furcht vor den Wölfen, die ihnen nachſtellen, zuſammen gehalten. Wenn ſie zahm und zu Hausthieren gezogen ſind, ſo entfernen ſie ſich nicht weit von der Hütte ihres Herrn oder ihres Hirten. Sie laufen oft um ſein Tragzelt herum und bahnen dadurch rings um daſſelbe gleichſam einen Hof, der mit hohen Schneeſchichten umgeben iſt. Um ſie vor den Wölfen zu ſichern, halten die Hirten Hunde, welche den Feind durch ihr Bellen verrathen, und die Heerden zuſammen halten. Sobald dieſe Hunde anſchlagen, laufen die Lappen auf ihren Schneeſchuhen herbey, und verfolgen den Wolf mit einem hölzernen Bogen, auf welchem ſie ſehr richtig ſchießen.

Im Sommer muß man die Rennthiere vorzüglich hüten, weil ſie ſich alsdann gerne in den Gehölzen und Gebirgen verirren, wo ſie überall etwas zu nagen finden. Die Lappen treiben ſie alsdann am liebſten an Orte, wo große Seen ſind, deren Ufer den Heerden Gras und deren Gewäſſer den Hirten Fiſche geben. Ein jeder Hirt kennt ſeine Thiere, wenn auch gleich die Heerden unter einander laufen. Um aber

alle

alle Streitigkeiten zu vermeiden, macht ihnen jeder ein beſonderes Zeichen an die Ohren.

Es gibt in Lappland Heerden von tauſend bis zwey= und dreytauſend Stücken. In mancher Dorfſchaft ſind gegen dreyßigtauſend beyſammen. Wenn man denn jedes Rennthier nur, eines ins andere, zu einem Thaler rechnet, ſo macht dieß ſchon ein ganz artiges Vermögen aus. Nichts iſt aber unſicherer als dieſer Reichthum. Eine Heerde von tauſend Rennthieren kann in kurzer Zeit auf nichts herab gebracht werden. Die hungrigen Wölfe rotten ſich im Winter zuſammen, und mancher Lappe verliehrt durch ſie in einer einzigen Nacht, vierzig bis funfzig Stücke. Die Wölfe ſind aber nicht die einzigen Plagen der Heerden; denn die Rennthiere ſind auch vielen anſteckenden Krankheiten unterworfen, durch welche ſie, wie die Fliegen, fallen. Die reichſten Leute können ſo in einigen Jahren zu Bettlern werden.

Wenn ein Schnee, der im Herbſte fällt, oben aufthaut dann wieder gefriert, und unter anderm Schnee den Winter hindurch liegen bleibt, ſo können die Rennthiere nicht durch das Eis bis auf das Moos durchbrechen, und müſſen alſo vor Hunger umkommen, wenn ſie nicht an den Tannenbäumen ſo viel Moos finden, daß ſie ihr Leben damit friſten können. Zuweilen werden auch die zahmen Rennthiere von den wilden weggelockt, die in großen Schaaren herum laufen. Die Lappen ſehen alſo ihre Heerden unvermerkt aus einander gehen, und bis auf eine kleine Zahl zuſammen ſchmelzen.

Die Rennthiere ſind die vornehmſte Nahrung der Lappen. Es gibt wenig Familien, die wöchentlich nicht wenigſtens ein Rennthier verzehrten, und das iſt noch nicht viel. Im September=Monath, ehe das rauhe Wetter beginnt, ſchlachten ſie auf einmahl ſo viele Rennochſen, als ſie das Jahr über in der Haushaltung gebrauchen. Das Fleiſch legen ſie entweder in Speiſekammern und Behältniſſe, oder ſie nehmen einen Theil davon auf ihre Schlitten mit ſich und eſſen davon, ſo lange es währet. Sonſt werden von den übrigen Rennthieren immer noch einige nachgeſchlachtet. Nach Weihnachten wird ihr Fleiſch immer fetter und beſſer, weswegen man ſie gerne noch ſo lange leben läßt. Die reichſten Lappen laſſen ſich für ihren Tiſch nur gewiſſe Theile, vorzüglich die Zungen, zubereiten. Das Mark, womit die Knochen der Rennthiere vorzüglich gut verſehen ſind, iſt auch eine Leckerey für ſie. Das Blut wird in Häuten aufbewahrt, welche man mit der Art zerhaut, wenn man etwas davon brauchen will. Man kocht es in Waſſer und ſchmelzt es mit etwas Talg von Rennthieren, welches nicht übel ſchmecken ſoll. Zuweilen thut man auch Milch und Käſe in dieſes Blutgerichte, welches im Winter größtentheils zum Frühſtück genoſſen wird. Ueberdem macht man davon auch Würſte, faſt wie Fleiſchwürſte, und kochet ſie in Fleiſchſuppen, die ebenfalls unter die beſten Speiſen gerechnet werden.

Einen eben ſo großen Nutzen ziehen die Lappen aus der Milch der Rennthiere. Dieſe trinken ſie oder machen Butter und Käſe daraus. Sauer oder ſüß, friſch oder abgeſotten, brauchen ſie dieſelbe auf ſehr mancherley Art, und miſchen ſie beynahe unter alle ihre Speiſen. Sie ſchütten ſie theils in Häute und Mägen von Rennthieren, und trocknen ſie darin, theils in Fäßchen von ſechs bis ſieben Kannen, die ſo gemacht ſind, daß man ſie in zwey Stücke zerlegen kann, wenn die Milch gefroren iſt, und man ſie heraus nehmen will; theils bleibt ſie auch in großen und kleinen hölzernen Schaalen und andern Geſchirren zugefroren ſtehen; und dieſe iſt gemeiniglich die beſte, weil ſie im Herbſte iſt gemolken worden, und nicht hat ſauer werden können. Man thut in die Milch auch allerley Kräuter und Beeren, wodurch ſie noch beſſer werden ſoll. Will man nun dieſe Milch im Winter genießen, ſo haut man ſich mit der Axt ein Stück davon herab und ißt ſie wie Brot. Wenn ſie noch friſch iſt, ſo zerläßt man ſie auch bisweilen in einer Pfanne, und ißt ſie alsdann mit Löffeln. Eben ſo zerſchlägt man den Käſe mit einer Axt oder einem Hammer.

Die Lappen benutzen aber nicht nur das Fleiſch und die Milch der Rennthiere, ſondern auch ihr Haar, ihr Fell, ihre Knochen, ihre Sehnen. Mit ihrer Haut verwahren ſie ſich gegen die rauhe Luft. Im Winter tragen ſie ſie mit den Haaren, im Sommer aber kleiden ſie ſich in abgegerbte Felle. Aus den Knochen machen ſie Armbrüſte und Bogen; ſie ſchnitzen daraus die Spitzen ihrer Pfeile, und machen Löffel und andere Werkzeuge. Sie haben keinen andern Faden, als den ſie aus den Sehnen des Rennthiers verfertigen. Mit dem feinſten machen ſie ihre Kleider und mit dem gröbſten heften ſie die Bohlen ihrer Barken zuſammen.

Den vornehmſten Nutzen gewähren aber die Rennthiere den Lappen bey ihren Reiſen, und wenn ſie Laſten von einem Orte zum andern zu ſchaffen haben. Die Schlitten, vor welche man ſie ſpannt, nennen die Lappen Pulka. Das Rennthier hat ſtatt des Kummets, oder Kumpen, bloß ein Stück Haut mit den Haaren, an welchem gegen die Bruſt zu ein Riemen befeſtiget iſt, der ihm unter dem Bauch zwiſchen den Beinen weggeht, und an das Pulka angemacht wird. Der Lappe hat zum Zügel nur eine einzige Leine, welche unten an dem Gehörne des Thieres feſt gemacht wird, und die er bald auf die eine, bald auf die andere Seite wirft und anzieht, um ihm den Weg zu zeigen, den es nehmen ſoll. In dieſen Schlitten kommt man in kurzer Zeit ſehr weit. Ein vollkommen gutes Rennthier kann in einer Stunde beynahe drey deutſche Meilen, oder ſechs Stund Weges zurück legen, wenn der Schnee eben und gut gefroren iſt. Nach einem ſolchen Lauf muß es aber wieder ſieben bis acht Stunden hinter einander ausruhen, ſonſt würde es bald liegen bleiben. Diejenigen, welche man nicht ſo ſtark angreift, laufen zwölf bis dreyzehn Stunden in einem Tage; dann

dann müſſen ſie aber auch wenigſtens einen Tag ausruhen, ſonſt fallen ſie vor dem Pulka um.

Dieſe Art zu reiſen würde wegen ihrer Schnelligkeit unvergleichlich ſeyn, wenn nicht auch große Beſchwerlichkeiten damit verbunden wären; denn die Rennthiere ſetzen über Stock und Stein. Dabey ſchwebt man nun in einer ſolchen beſtändigen Angſt, umgeworfen zu werden, daß man ſich lieber ein langſameres und ſichereres Fuhrwerk wünſchte. Dieſes iſt aber nicht die einzige Unannehmlichkeit, der man ausgeſetzt iſt; denn ob ſich gleich die meiſten Rennthiere gut lenken laſſen, ſo gibt es doch unter ihnen auch viele widerſpenſtige und ſchwer zu bändigende. Wenn man ſie übertreibt, oder ihnen zumuthet weiter zu laufen, als ſie wollen, oder können, ſo kehren ſie ſich oft gegen ihren Führer um, ſetzen ſich auf ihre Hinterfüße und fallen ihn ſo grimmig an, daß ſie ihm bey der Unmöglichkeit, in welcher er iſt, ſich zu wehren, gemeiniglich mit den Vorderfüßen den Kopf einſchlagen. Wider ſolche Angriffe haben nun die Lappen kein anderes Mittel, als daß ſie ſich auf die Erde werfen, und ihr Pulka ſo lange über ſich decken, bis ſich der Grimm des Rennthieres gelegt hat.

Sie haben noch eine andere Art Schlitten, die viel größer ſind, als die Pulkas und die ſie Raderer is nennen. Dieſe gebrauchen ſie, ihre Sachen bey Veränderung ihrer Wohnung fortzuſchaffen. Uebrigens dienen dieſe Fuhrwerke nur im Winter, wenn das Land mit Schnee bedeckt iſt, und der Froſt eine glatte Rinde darüber hergezogen hat. Im Sommer müſſen die Lappen zu Fuße gehen, oder in Kähnen auf ihren Seen und Flüſſen ſchiffen. Sie können ſich weder von den Rennthieren tragen laſſen, weil ſie nicht ſtark genug dazu ſind, noch ſie wegen der holprigen Wege an Wagen ſpannen. Indeſſen laſſen ſie ihnen doch mäßige Laſten in einer Rinde von Birken tragen, die ſie wie einen Bogen krümmen. Darein legen ſie ihre Waaren, die auf jeder Seite nicht mehr als vierzig Pfund wiegen dürfen.

Das Futter, welches die Lappen ihren Rennthieren auf der Reiſe reichen, beſteht aus Moos, welches mit Eis und Schnee vermiſcht, und in Brote geknätet wird, welche die Rennthiere mit großer Begierde auffreſſen. Der Mundvorrath der Reiſenden für ihre Perſon, beſteht gemeiniglich in Fleiſch, und wird vorne auf den Pulka gelegt. An manchen Orten müſſen ſie auch das benöthigte Holz mit auf die Reiſe nehmen.

84. Jagd der Grönländer nach wilden Rennthieren.

In Grönland iſt das Rennthier wild und flüchtig, und läßt ſich wegen ſeines ſcharfen Geruchs, wenn der Wind von der Seite des Jägers herweht, ſchwer erſchleichen. Die größten ſind da wie ein zweyjähriges Rind von brauner oder grauer Farbe mit weißen Bäuchen.

Ehedem ſind in Grönland ſehr viele Rennthiere geweſen, und die Grönländer haben ſie auf einer Art von Klopfjagd gefangen. Weiber und Kinder umringten eine gewiſſe Gegend, ſie ſcheuchten die Rennthiere auf, und jagten ſie in den Kreis, bis ſie den Jägern in den Schuß kamen, oder auch die Weiber trieben ſie bey einer Seebucht zuſammen und jagten ſie ins Waſſer, wo ſie von den Männern mit Harpunen und Pfeilen erſtochen wurden. Seitdem die Grönländer Pulver und Bley von den Europäern bekommen haben, haben ſie ihre Rennthiere äußerſt dünne gemacht. Viele verſäumen noch itzt den beſten Fiſch- und Seehundfang, wegen dieſer Jagd, mit welcher ſie die erſten Sommermonathe hinbringen, damit ſie nur ein paar Felle zum Staat haben.

Die Lappen bedienen ſich auch der zahmen Rennthiere, die wilden einzufangen. Man macht ihnen nähmlich Schlingen um das Geweih, in welche ſich ihre wilden Brüder ſo verſtricken, daß ſie nicht mehr fortkommen. — Die Kühe locken die Rennſtiere durch ihr Geſchrey herbey; der Jäger hält ſich in den Wald verſteckt, und wenn ſie ihm nahe genug ſind, erſchießt er ſie.

85. Das Flußpferd.

Die Flußpferde halten ſich haufenweiſe in den Afrikaniſchen Flüſſen Senega, Gambra, Kurbali auf, am zahlreichſten aber in den Flüſſen Kaſamanſa, bis zu dem Fluß Sierra-Leona. Dieſe Thiere richten in den Reis- und Waitzfeldern große Verheerungen an; die Schwarzen müſſen ihretwegen beſtändig Wache halten. Doch ſind ſie ſehr furchtſam und folglich leichter zu vertreiben, als die Elephanten. Bey dem geringſten Geräuſche eilen ſie nach dem Fluſſe, und ſpringen mit dem Kopf voran hinein; dann erheben ſie ſich noch einmahl auf die Oberfläche des Waſſers, ſchütteln ihre Ohren und ſchreyen zwey oder dreymahl ſo laut, daß man ſie eine Meile weit hören kann.

86. Gefecht eines Negerfürſten mit einem Löwen.

Der Löwe iſt ein ſo ſtarkes und furchtbares Thier, daß es beynahe nie von einem andern überwältigt wird. Demungeachtet wagen es bisweilen die Schwarzen, ſich in Gefechte mit ihnen einzulaſſen. Von einem ſolchen Gefechte war einſt der franzöſiſche Schiffskommandant Jannequin, Zeuge. Ein Negerfürſt, Nahmens Kamalingo, wollte ihm zeigen, wie geſchickt er in der Löwenjagd war. Er ließ ihn daher mit einigen von ſeinen Leuten auf einen Baum ſteigen, damit ſie ſicher zuſehen konnten. Hierauf ſetzte er ſich auf ein Pferd, nahm drey Sagayen oder Wurfſpieße in die Hand, und bewaffnete ſich mit einem Mohriſchen Dolche. In dieſer Rüſtung ritt er in den Wald und ſuchte einen Löwen auf, den er auch bald ge-

nug

nung fand. Er warf eine Sagaye nach ihm, und verwundete ihn an dem Hintern. Der Löwe rannte ihm nach, der Neger aber gallopirte friſch nach dem Baum zu, wo die Franzoſen ſtanden. Hier kehrte er auf einmahl ſein Pferd um, erwartete den Löwen und jagte ihm noch eine Sagaye durch den Leib. Itzt wurde der Löwe wüthend und ſchoß mit offenem Rachen auf ihn loß; ehe er aber nahe genug kam, ſprang der Neger von dem Pferde, und rannte ihm ſeinen Speer in die Gurgel, ſprang ſchnell über ihn weg, und riß ihm mit ſeinem Dolche die Kehle auf. Bey dem ganzen Scharmützel hatte der Neger kein anderes Unglück, als daß er ein wenig an dem Schenkel geritzt wurde. Dem todten Löwen ſchnitt er am Ende einen Büſchel Haare ab, und ſteckte ſie als Siegeszeichen auf ſeinen Kopf. Man ſieht hieraus, daß die Schwarzen den Europäern an Herzhaftigkeit und Stärke weit überlegen ſind, wenigſtens in Gefechten mit wilden Thieren.

87. Heerzüge der Ameiſen.

Die Ameiſen ſind eine der größten Plagen für die Bewohner Afrika's. Es gibt ihrer verſchiedene Sorten: große, kleine, rothe, weiße, ſchwarze. Die erſte Gattung gleicht vollkommen den Europäiſchen Ameiſen; die beyden andern ſind viel größer und nicht viel weniger als einen Zoll lang. Ihre Häuſer oder Wohnungen ſchlagen die Ameiſen mitten auf dem Felde und auf den Hügeln auf. Dieſe künſtlichen Gebäude ſind bisweilen Mannes hoch. (Man ſ. bey S. 3 die Abbildung davon unter Nro. 6.) Sie bauen ſich auch große Neſter auf hohe Bäume; und oft kommen ſie aus dieſen Schlupfwinkeln in die holländiſchen Forts in ſolcher Menge, daß ſie die Handlungsbedienten aus den Betten verjagen. Ihre Gefräßigkeit iſt erſtaunlich. Kein Thier kann ſich ihrer erwehren. Oft fraßen ſie ſchon ganze Hämmel und Ziegen auf. Bosmann erzählt, daß ſie ihm bisweilen in einer Nacht einen Hammel ſo rein aufzehrten, daß der geſchickteſte Anatomiſt kein ſchöneres Skelett zu Stande gebracht haben würde. Ein junges Huhn iſt für ſie nur ein Zeitvertreib von einer oder zwey Stunden. Selbſt die Ratze, ſo ſchnellfüßig ſie auch iſt, kann dieſen grauſamen Feinden nicht entgehen. Wenn ſie nur eine einzige Ameiſe zu packen bekommt, ſo iſt ſie verlohren. Während daß die Ratze ſich bemüht ſie abzuſtreifen, fallen ihr eine Menge anderer in den Rücken, und ſo geht es fort, bis ſie der Zahl unterliegt. Alsdann ſchleppen ſie ſelbige gemeinſchaftlich an einen ſichern Ort. Sind ihre eigene Kräfte dazu nicht hinlänglich, ſo laſſen ſie Verſtärkung kommen, packen ihren Raub an und zerren ihn in guter Ordnung fort.

Ein Reiſender, Nahmens Smith, gedenkt gewiſſer Anführer, welche die Ameiſen zu commandiren ſcheinen. Man erkennt ganz leicht, ſagt er, an der Spitze ihrer Schwadronen dreyßig oder vierzig Anführer, die größer ſind als die übrigen,

und ihren Marſch anordnen. Ihre Feldzüge geſchehen gemeiniglich in der Nacht. Oft ſtatten ſie den Europäern einen Beſuch in ihren Betten ab und nöthigen ſie, an einem andern Orte Sicherheit zu ſuchen. Laſſen ſie etwa Eßwaaren, oder eßbare Sachen überhaupt zurück, ſo können ſie verſichert ſeyn, daß vor Tages Anbruch alles aufgezehrt ſeyn wird. Das Ameiſen Heer zieht ſich dann, wenn es mit allem fertig iſt, in guter Ordnung wieder zurück; und was ſie nicht aufzehren konnten, das wird mit fortgeſchleppt.

In der Zeit, da dieſer Reiſende ſich in Capo Corſo aufhielt, ſtattete ein anſehnliches Corps Ameiſen ſeinen Beſuch im Schloſſe ab. Es fing an zu tagen, als der Vortrab in der Kapelle anlangte, wo einige Negerbedienten auf dem Fußboden ſchliefen. Sie erwachten durch den Anmarſch dieſer Gäſte, und machten Lärm. Smith lief auch herbey; ſeine Verwunderung war nicht geringe, als er ſah, daß der Nachtrab noch eine Viertel=Meile *) weit dahinter war. Man ging über dieſen Vorfall zu Rath, und es wurde beſchloſſen, einen langen Streif Pulver auf den Weg zu zetteln, dem die Ameiſen genommen hatten. So ſprengte man einige Millionen, die ſchon in der Kapelle waren, auf einmahl in die Luft. Als der Nachtrab die Gefahr witterte, kehrte er eiligſt wieder um und verkroch ſich in ſeine Schlupfwinkel.

Wenn die Ameiſen auch keine Sprache haben, wie die Neger und verſchiedene Europäer es geglaubt haben; ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß ſie ein gewiſſes Mittel wiſſen, ſich ihre Abſichten einander begreiflich zu machen. Smith überzeugte ſich hiervon durch folgenden Verſuch. Er ſah einſt in einiger Entfernung von einer Ameiſenhütte vier Ameiſen, welche auf die Jagd ausgegangen zu ſeyn ſchienen. Er tödtete einen Cokroach, (eine Art Schnecke) und warf ihn auf ihren Weg. Sie liefen einige Augenblicke um denſelben herum, und unterſuchten erſt, ob der Fund ihnen anſtändig wäre; dann lief eine von ihnen fort, und gab Nachricht in dem Ameiſenſtock; die andern aber blieben da und bewachten indeß das Cadaver. Bald darauf erſchienen ihrer auf einmahl eine große Menge. Sie gingen gerade auf die Schnecke loß, und ſchleppten ſie unverzüglich fort. Bey andern Gelegenheiten, wo er ſich ein Vergnügen machte, den nähmlichen Verſuch zu wiederholen, bemerkte er, daß, wenn das erſte Detachement die Laſt zu ſchwer fand, ſogleich ein zweyter Bote abgefertigt wurde, der Verſtärkung mitbrachte.

88. Schlangen unter den Negern.

Die Schlangen ſind in Nigritien und beſonders in dem Königreiche Damel ſehr gemein. Sie ſind ſehr groß; und ihr Biß iſt ſehr gefährlich. Die Schwarzen behaupten,

*) Das Viertel einer engliſchen Meile ungefähr eine halbe Viertelſtunde.

haupten, die Grisgris ſeyen ein Zaubermittel dagegen. Sie bedürften aber eines ſolchen Zaubermittels nicht, denn dieſe Gäſte könnten ſehr leicht überwunden und verjagt werden. Die Schwarzen haben aber nicht genug Verſtand dazu, und dann, was würde aus den Marbuten oder den Prieſtern werden, die von dem Verkauf der Grisgris gröſtentheils leben!

So viel iſt gewiß, daß durch die Schlangen wenig Unglück geſchieht. Man ſollte in der That denken, es ſey ein Freundſchaftsbund zwiſchen ihnen und den Negern errichtet, denn ſie gehen frey in die Hütten der Schwarzen, kriechen nach Belieben herum und freſſen die Ratzen und Mäuſe und bisweilen auch die Vögel. Geſchieht es, daß ein Schwarzer von einer Schlange gebiſſen wird, ſo brennet er die Wunde aus, oder zündet Schießpulver darauf an; dieſes ziehet das Gift heraus, wenn es noch bey Zeit geſchieht; wartet man aber zu lange damit, ſo bemächtigt es ſich bald der edelſten Theile und tödtet.

Die Sereres-Neger, welche hauptſächlich das Land um das grüne Vorgebirge bewohnen, kommen mit dieſen Schlangen nicht ſo gut aus, als die andern Schwarzen. Denn da ſie weder Marbuten noch Grisgris haben, ſo fürchten ſie ſich auch mehr, und kommen ihnen ſo wenig als möglich in den Weg. Sie ſind in öffentlichem Kriege mit ihnen, legen ihnen auf eine ſehr liſtige Art Schlingen, fangen und eſſen ſie, und behaupten, ſie ſeyen eine ſehr gute und unſchädliche Speiſe. Dieß letztere iſt auch ſehr wohl möglich, denn das Fleiſch ſolcher Thiere, deren Biß giftig iſt, iſt deswegen nicht ebenfalls giftig.

Einige von dieſen Schlangen ſind fünf und zwanzig Fuß lang, und im Durchſchnitte anderthalb Fuß dick. Dieſe ſollen aber nicht ſo giftig ſeyn, als andere, die nur zwey Zoll dick und fünf Fuß lang ſind. Wenigſtens kann man ihnen leichter aus dem Wege gehen, weil man ſie ſchon in der Ferne ſehen kann. Sie ſind auch bey weitem nicht ſo ſchnell, als die kleinen. Einige ſind ganz grün, ſo daß man ſie im Graſe kaum erkennen kann; andere ſind geſprengt, oder mit verſchiedenen bunten und hellen Farben geſtreift. Es ſoll auch eine rothe Art geben, deren Biß unheilbar iſt.

Die ärgſten Feinde, welche dieſe Schlangen haben, ſind die Adler, die es hier in großer Zahl gibt. Sie ſind von erſtaunlicher Größe, größer als alle andere Adler in der bekannten Welt. Die Neger werden von ihnen nicht minder als die Schlangen beunruhiget, denn mit Feuergewehr wiſſen ſie nicht umzugehn und vor ihren Pfeilen fürchten ſich dieſe ungeheuern Thiere ſo wenig als vor den Schlangenbiſſen. Ihre Federn müſſen ſehr hart ſeyn, und ſehr dicht auf einander liegen, denn ſie können ohne Schaden eine Schlange wegführen. Sie tragen ſie in ihre Neſter, wo ſie ſie zerreiſſen und ihre Jungen damit füttern.

89. Zahme Krokodille.

In den Gegenden des St. Domingo oder Kachao-Fluſſes in Nigritien gibt es zahme Krokodille, die niemand Schaden thun. Die Schwarzen nennen ſie Caymans. Sie ſind ſo friedfertig, daß die Kinder auf ihnen reiten, und ſie bisweilen ſchlagen, ohne daß dieſe Thiere die geringſte Rache auszuüben verlangten. Dieſes mag von der Sorgfalt herrühren, mit welcher die Einwohner ſie füttern und pflegen. In allen andern Theilen von Afrika fallen die Krokodille Menſchen und Thiere an. Gleichwohl ſind die Schwarzen bisweilen ſo kühn; ſie mit Dolchen anzugreifen und zu tödten. Ein Neger im Fort St. Louis machte ſich ein tägliches Geſchäfte daraus, und war meiſtens glücklich. Einſt aber kam er übel an; es brachte ihm ein Krokodill verſchiedene Wunden bey, und er wäre ganz von ihm verſchlungen worden, wenn ihm ſeine Freunde nicht noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wären.

90. Meerkatzen.

An dem Fluſſe Senegal und in der dortigen Gegend gibt es ſehr viel Meerkatzen; oft ſitzen ganze Bäume davon voll. Dieſe Thiere thun den Pflanzungen der Schwarzen großen Schaden, und wenn ſie Gelegenheit finden, ſo kommen ſie ſogar in ihre Hütten, wo ſie allemahl noch mehr verderben, als ſie freſſen. Aus dieſen Urſachen werden ſie von den Einwohnern ohne Unterlaß verfolgt. Sie können ſich nicht einbilden, warum die Europäer ſie kaufen, da ſie zu nichts gut ſind, als Schaden anzurichten. Dieſes machte, daß manche Schwarzen ſchon Ratzen in die Factoreyen brachten, weil ſie glaubten, daß die Europäer ſie ihrer Schädlichkeit wegen ſo hoch achteten, als die Meerkatzen.

Die Weibchen der Meerkatzen tragen ihre Jungen auf dem Rücken, wie die Weiber der Schwarzen. Der Seefahrer Brue tödtete mit ſeinen Leuten verſchiedene, die im Fallen ihre Jungen ſo auf ſich ſitzen hatten. Wer ſie ſchießt, der muß ſuchen ſie ins Geſicht zu treffen, denn alsdann fahren ſie mit den Pfoten nach der Wunde, und fallen ganz gerade herunter. Außerdem halten ſie ſich an einen Aſt, und bleiben feſt daran hängen, bis ſie herunter faulen. — Die Schwarzen ſehen die Meerkatzen als einen Leckerbiſſen an; die Europäer in Africa ſind aber zu ekel, um ſie zu eſſen. In Amerika hingegen finden wenigſtens die Franzoſen kein Bedenken ſie zu ſpeiſen.

91. Papagayen.

Die Schwarzen am Senegal ſind den Papagayen feind, weil ſie ihrem Hirſe und Hülſenfrüchten Schaden thun. Sie ſind daher froh, daß ſie ihnen die Europäer abnehmen. — Die erſten Papagayen, welche aus Afrika nach Europa gebracht wurden

den, verkaufte man das Stück zu einem halben Ducaten: gegenwärtig ſind ſie aber viel theurer.

Die Papagayen ſind ſehr geſchickt in Verfertigung ihrer Neſter. Sie bauen ſie aus Binſen und kleinen Blättern von Palm und andern Bäumen. Sie ſuchen die dünnſten Aeſte aus, und befeſtigen die Binſen ganz an die Spitze derſelben. An dieſe Binſen, die der Papagay ungefähr eine Spanne lang läßt, webet er ſein Neſt aufs ſchönſte, und hängt es wie eine Kugel an, ſo daß nur eine einzige Oeffnung hinein geht. Auf dieſe Art bewahren ſie ihre Jungen vor den Schlangen, welche ſich auf dieſe zarten Aeſte nicht wagen, weil ſie ſie nicht tragen können.

92. Pfahlwürmer in den großen afrikaniſchen Flüſſen.

Die größern afrikaniſchen Flüſſe wimmeln in der Nähe der See, wo ihr Waſſer geſalzen iſt, von ſogenannten Pfahlwürmern. Dieſe Thiere können mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit das Holz, welches ſich im Fluſſe befindet, zernagen; ſie ſind folglich den Schiffen und allen andern Fahrzeugen ſehr gefährlich. Einen Baum, der vier oder fünf Monathe im Fluſſe liegt, durchgraben ſie dergeſtalt mit ihren Gängen, daß man das Holz zwiſchen den Fingern zu Staub zerreiben kann.

93. Fang eines Seehundes in offener See.

Die Seehunde werden gewöhnlich von den Seefahrern, die auf den Wallfiſchfang ausgehen, auf dem Lande im Schlaf überfallen und todt geſchlagen; oft aber macht ſich auch das Schiffsvolk auf der Reiſe ein Vergnügen daraus, ſie mit Schlingen zu fangen und zu überwältigen. Auf folgende Art that dieſes einſt der Seefahrer Roberts:

Er ſah eines Tages einen großen Seehund mit einem Haufen anderer beynahe ganz auf der Oberfläche des Waſſers ſpielen. Er nahm ſich vor, ihn zu fangen; zu dem Ende band er einige bunte Lappen an das Ende eines Seiles, um ihn damit anzulocken. Ein Knabe mußte dieſe Lappen beſtändig hin und her bewegen. Unterdeſſen machte er an einem Strickchen eine Schlinge fertig, die er offen in der linken Hand hielt. Das untere Ende des Strickchens, woran die Schlinge war, ließ er zwey bis drey Fuß tief ins Waſſer fallen, das andere Ende des Strickchens aber hielt er mit der rechten Hand. Es ging ihm alles nach Wunſch von Statten; der Fiſch ſchnappte nach der Lockſpeiſe und kam mit dem Kopf in die Schlinge. Roberts aber zog aus allzugroßer Begierde zu geſchwinde zu, ehe er noch mit den Floßfedern durchgekommen war. Und da er den Kopf des Hundes ſo ſehr er konnte in die Höhe zog, riß er ſich durch zwey oder drey Sprünge loß und ſchwamm davon. Die andern Seehunde glaubten vielleicht, er habe was erbeutet, und waren alle hinter ihm her.

Roberts war wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit auf ſich ſelbſt böſe, und bereute den Fang, der ihm entgangen war. Indem er aber ſo da ſtand und dem Dinge nachſann, ließ ſich der ganze Hauſe aufs neue ſehen. Er machte alſo in der Geſchwindigkeit eine neue Schlinge zurecht und warf ſie nach ihnen aus. Der nemliche Seehund, wie ihm dünkte, der ihm das erſtemahl entgangen war, kam jetzt von neuem herbey und haſchte nach der Lockſpeiſe, wich aber behutſam der Schlinge aus. Er ſpielte auf drey Viertelſtunden lang damit. Auf einmahl aber ſprang er mit ſolcher Geſchwindigkeit nach dem Köder, daß es ſchien, er wollte durch die Schlinge ganz durchwiſchen. Roberts war aber durch ſeinen erſten mißlungenen Verſuch behutſamer und geſchickter geworden. So bald der Fiſch weit genug darin war, ſchlang er plötzlich den Strick zu, und zog den Kopf nebſt einem Viertel von dem Leibe über das Waſſer. In dieſer Lage ließ er ihn eine Weile hängen, bis er ſich an dem Schiffe müde geſchlagen hatte, denn er that im Anfang verſchiedene ſehr heftige Schläge.

Nach einer Stunde fing er an ſehr unruhig zu werden; er zappelte nur noch zuweilen, aber ſehr ſchwach und matt. Als Roberts endlich glaubte, er könne es wagen, ihn an Bord zu ziehen, zog er den Schwanz mit einer andern Schlinge über das Waſſer. Er lag drey Minuten lang als todt. Darauf aber fing er wieder an, mit dem Schwanze ſo heftig um ſich zu ſchlagen, daß er das Schiff mit jedem Mahl erſchütterte. Weil er befürchtete, es möchte Schaden leiden, ſo ließ er den Schwanz wieder nieder, und hielt ihn nur mit einem Stricke ſo in die Höhe, daß nicht mehr als anderthalb Fuß davon unter Waſſer waren. So ließ er ihn hängen, bis er halb todt ſchien; darauf zog er ihn auf das Verdeck mit einem Stricke am Kopf und am Schwanze. Er fing aber hier von neuem an ſo heftig mit dem Kopf und dem Schwanze zu ſchlagen, als ob er das Verdeck zertrümmern wollte. Doch Roberts machte dieſer Gefahr bald ein Ende, denn er hieb ihm ein Stück vom Schwanz einen Fuß lang ab, in welchem des Fiſches größte Stärke liegt. Er lag darauf ganz ruhig. Roberts ſteckte ihm ein Stück von einem Stiefelhaken in den Rachen; er zerknirſchte ihn aber ſo leicht in Stücken, als ein Menſch eine Eyerſchale zerbricht. Er war eilf und einen halben Fuß lang und auf drey hundert Pfund ſchwer. Als man ihm den Bauch aufſchnitt, fand man fünf lebendige Junge darin, deren jedes ſo groß war, wie ein kleiner Halbfiſch.

94. Künſtliche Neſter des Kubalo oder Fiſchervogels.

Man ſehe das erſte Kupfer bey S. 3. Nr. 4.

Die Kubalo's ſind nicht größer als Sperlinge oder Finken. Sie haben ſchöne bunte Federn, und ihr Schnabel iſt ſo lang, als ihr ganzer Körper. Inwendig iſt er mit ſcharfen Zähnen wie eine Säge beſetzt, welche ihm beym Fang der Fiſche, von

welchen

welchen er lebt, gut zu ſtatten kommen. Er flattert in der Luft ſo ſchnell über die Oberfläche des Waſſers weg, daß er blendet. In der Gegend der Elfenbeinküſte ſchwärmen dieſe Vögel Millionenweiſe herum, und öfters ſieht man an einem einzigen Baume fünfhundert bis tauſend von ihren Neſtern. Die Neger nennen daher ſolche Bäume Vogeldörfer. Der Bau der Neſter iſt merkwürdig. Sie ſind länglich wie Birnen, grau, aus Leimen gebaut und mit Federn und Mooſe und Stroh vermengt. Dieſe Materialien ſind ſo feſt in einander gekittet, daß kein Regen durchdringt, und daß ſie nicht brechen, wenn ſie gleich von dem Winde an einander geſchlagen werden; denn ſie hängen an einem langen Faden am Ende der kleinſten Baumäſte, die über den Fluß ſchweben, ſo, daß ſie in der Ferne wie Früchte ausſehen. Sie haben nur einen kleinen Eingang, welcher allemahl nach Oſten gekehrt und ſo eingerichtet iſt, daß keine Näſſe hinein kann. Dieſe Neſter ſichern ſie wirklich vor ihren Feinden, denn die Affen und Schlangen, welche ihnen vorzüglich nachſtellen, wagen ſich nicht auf dieſe dünne Aeſtchen, weil ſie ſich fürchten ins Waſſer zu fallen, und den Krokodillen oder Raubfiſchen zu Theile zu werden. Indeß lauern doch die Meerkatzen beſtändig auf den hohen Aeſten; und wenn die jungen Vögel etwas heran gewachſen ſind, ſo ſchütteln ſie die untern Aeſte, wovon immer einige heraus fallen.

Das was in der Ferne ein Faden ſcheint und woran die Neſter hängen, iſt gemeiniglich eine anderthalb Fuß lange Binſe. Die Papagayen bauen, wie wir geſehen haben, ihre Neſter auf eben dieſe Art.

95. Die Ochſenſauger.

Die Vögel dieſes Nahmens ſind ſehr häufig an der Mündung des Senegals. Sie ſind von der Größe einer Amſel, ganz ſchwarz, und haben einen ſchmalen ſpitzigen Schnabel. Sie ſetzen ſich auf den Rücken des Rindviehes feſt, und zwar ſo, daß ſie mit dem Schwanz nicht erreicht werden können. Hier hauen ſie mit ihren Schnäbeln Löcher durch die Haut, und ſaugen dem Vieh das Blut aus. Wenn die Hirten es nun nicht gewahr werden und ſie verſcheuchen, ſo ſetzen ſie dem Thiere ſo lange zu, bis es ganz wüthend wird und am Ende vor Schmerz und Ermattung todt zur Erde fällt.

96. Der Saugerfiſch.

Was der Ochſenſauger dem Rindvieh iſt, das iſt der Saugerfiſch den Fiſchen. Er hat unten einen eyrunden Flecken, viertehalb Zoll breit, der lauter Tüpfelchen hat, wie ein Muscaten-Reibeiſen; damit hängen ſie ſich, wo ſie wollen, ſo feſt an, daß ſie nicht mehr losgebracht werden können. Oefters klammern ſie ſich an den Seehund und andere groſe Fiſche an, und laſſen ſie nicht eher loß, als bis ſie ſich ſatt an ihnen geſaugt haben.

Bisweilen hängen ſie ſich auch an die Ruder der Schiffe, und dann hindern ſie ſie etwas in ihrem Lauf; aber ſie können ſie nicht ganz aufhalten, wie man ehemahls glaubte.

97. Der Alligator.

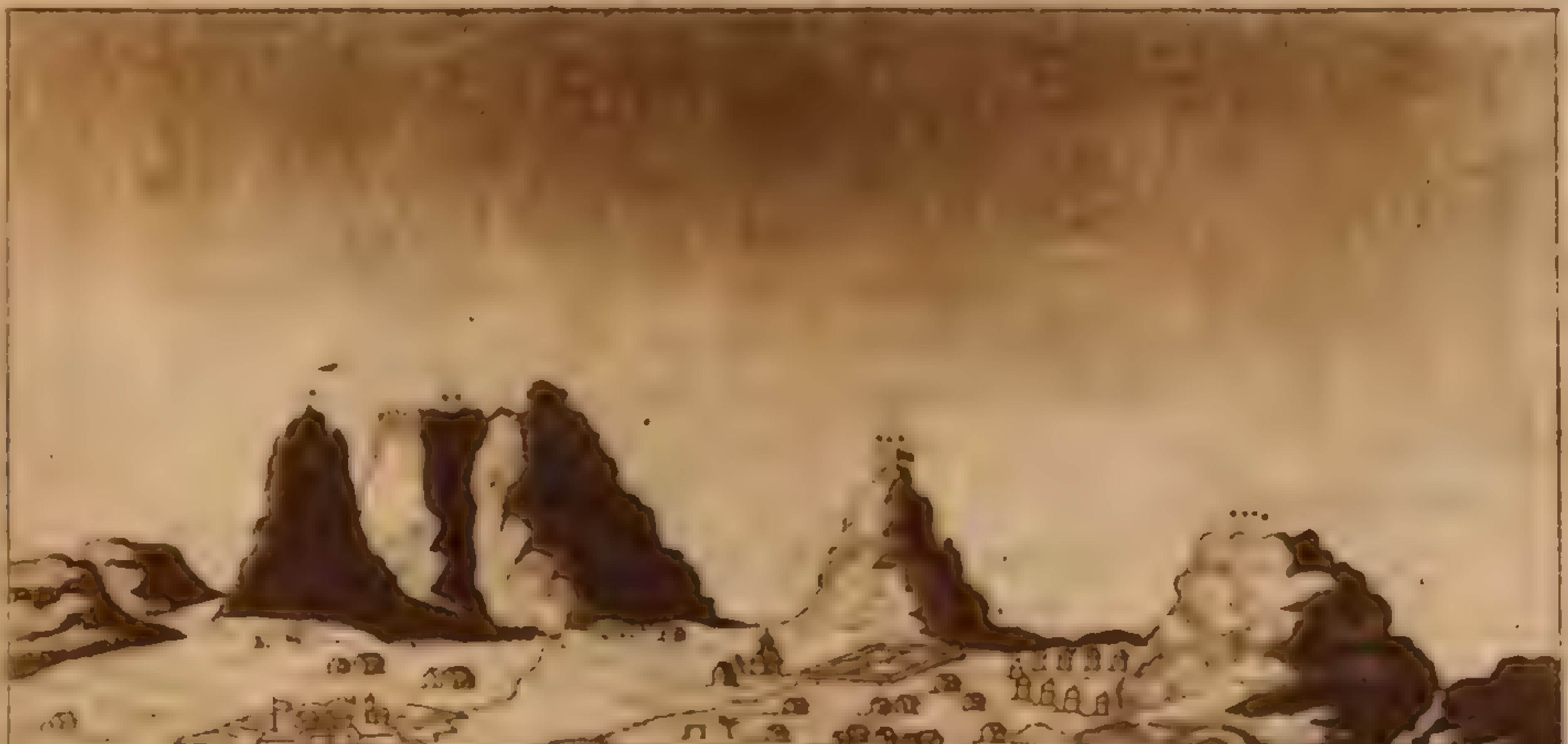
Der Alligator kommt in allen Stücken dem Aegyptiſchen Krokodille bey, nur iſt er nicht ſo groß, denn ſeine Länge beträgt in allem nicht mehr als ohngefähr acht Fuß und ſeine Schwere zwey hundert Pfund. Seiner Figur nach iſt er einer Eidechſe nicht unähnlich. Er iſt mit harten Schuppen bedeckt, durch welche kein Flintenſchuß dringt, wenn er nicht ſehr in der Nähe geſchieht. Er hat lange und mit ſcharfen Zähnen beſetzte Kinnladen und zwey ſehr große und zwey kleine Floßfedern, die wie Hände geſtaltet ſind. Sein dicker Schwanz iſt ohne Gelenke. Er kann lange Zeit außer dem Waſſer leben, denn man führt ihn öfters lebendig aus Afrika bis nach Weſtindien. Dieſe Thiere ſind nicht ſcheu, ſondern äußerſt dreiſte. Ob ſie gleich durch das geringſte Geräuſch aus ihrem Schlafe aufgeweckt werden, ſo ergreifen ſie doch nicht gleich die Flucht. Die Fahrzeuge, welche den Fluß Sierra Leona herab fahren, kommen ihnen öfters auf zwey Ellen nahe, ehe ſie ſich aus ihren Schlupfwinkeln fortmachen. Wenn ſie auf dem Waſſer ſchwimmen, ſo halten ſie ſich ganz ruhig wie ein Stück Holz, bis die kleinen Fiſchchen auf dem Grunde unvorſichtiger Weiſe um ſelbige herum ſpielen; dann fahren ſie plötzlich zu und verſchlingen ſie.

Ein ſolches Thier fiel einſt einen Bootsmann an, der zu einer Schaluppe auf der Sierra Leona gehörte. Um ſich einen Umweg zu erſparen, wollte dieſer Mann durch einen ſumpfigen Ort einer Bucht an das Land waten. Unterwegs wurde er aber von einem Alligator angegriffen, und kam in die größte Lebensgefahr. Er hatte jedoch ſo viel Muth, ſeinen Arm in den Rachen des Thieres zu ſtecken, und es von ſich abzuhalten. Der Alligator riß ſich aber bald wieder los, und griff ihn noch zwey bis drey mahl an, bis endlich ein Kahn dem Mann zu Hülfe eilte. Er war am Hintern, an den Armen, den Schenkeln und in den Seiten elendiglich zerbiſſen, und würde ſein Leben gewiß ganz verlohren haben, wenn das Thier nicht noch jung geweſen wäre, und alſo ſeine vollen Kräfte noch nicht gehabt hätte.

Dritter Abſchnitt.

Merkwürdigkeiten vermiſchten Inhalts.

Tab. IV. pag. 129.



98. Der Pico von Teneriffa.

(Vierte Kupfertafel Nr. 1.)

Der Pico von Teneriffa iſt ein ſehr hoher feuerſpeyender Berg auf einer der canariſchen Inſeln dieſes Nahmens. Man berechnete ehedem ſeine Höhe auf 12,420 Fuß; nach neuern Meſſungen beträgt ſie aber nicht mehr als 10,452 Fuß, welches aber doch noch immer eine entſetzliche Höhe iſt. Aus ſeiner Spitze ſteigt beſtändig Rauch auf; aber ſeit 1704 iſt kein vulkaniſcher Ausbruch erfolgt.

Der Anblick dieſes Gebirges iſt, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, erſtaunlich. Sein Fuß erſtreckt ſich bis nach Garrachico, einer Stadt, von welcher drittehalb Tagereiſen bis zu der Spitze deſſelben iſt. Obgleich der Gipfel in der Ferne ſo ſpitzig als ein Zuckerhut zu ſeyn ſcheint, welchem überhaupt der Berg ſehr ähnlich ſieht, ſo hat er dennoch eine Fläche ohngefähr eines Morgens Land breit.

Die Anſicht dieſes Berges gibt die obere Hälfte der vierten Kupfertafel. Es iſt derſelbe mit drey Punkten bezeichnet. Der mit zwey Punkten bezeichnete Theil iſt die Inſel Teneriffa. In der Ferne iſt mit einem einzigen Punkt das Eyland Gomera und im Vorgrund mit vier Punkten ein Theil von groß Canaria bemerkt.

Die Bahn auf dieſen Berg, zehn Meilen hoch, von dem Fuße an, iſt mit den ſchönſten Bäumen aller Art geſchmückt. Der Boden wird von Bächen gewäſſert, die ſich nach und nach vereinigen, und, beſonders wenn ſie von den Winterregen anſchwellen, in breiten Strömen in die See ſtürzen. Auf der Mitte des Berges iſt es auſſerordentlich kalt. Man muß daher ſeine Reiſe, wenn man ihn beſteigt, ſo einrichten, daß man nur bey Tage und an der Südſeite reiſet. Dieſe kalte Gegend endigt ſich zwey Meilen von der Spitze, wo es dann eben ſo unerträglich heiß wird. Aus dieſem Grunde ſuchen die Reiſenden alsdann die Nordſeite.

Die andern Merkwürdigkeiten dieſes Berges enthält die folgende Reiſebeſchreibung eines Engländers, Nahmens Edens, der die Spitze deſſelben in Geſellſchaft vier ſeiner Landsleute und eines Holländers erſtieg.

99. Reiſe nach der Spitze des Pico.

Edens reiſete mit ſeinen Freunden und verſchiedenen Pferden und Dienern aus dem Hafen von Oratava im Auguſtmonat ab.

Sie verſahen ſich in der Stadt Oratava mit Spazierſtöcken, um ſich beym Hinaufſteigen auf den Pico zu helfen.

Den 14. Auguſt kamen ſie um zwey Uhr Morgens zu einem ebenen Platze, welchen die Spanier in ihrer Sprache den kleinen Trog auf dem grünen Gebirge nennen, vermuthlich weil ein wenig unter dieſer Ebene ſich eine Waſſerquelle durch eine hölzerne Röhre in einen Trog ergießt.

Eine Meile weiter, wo ſie immer bergan ſtiegen, kamen ſie an einen Hügel, der ſehr hoch, rauh und ſteil war, und den Nahmen Caravalla führte. Um drey Viertel nach Vier erreichten ſie die Spitze deſſelben; ſie fanden da einen großen Baum, welchen die Spanier el Pino de la Merienda oder die Fichte der Mittagsmahlzeit nennen. Durch das Feuer, welches andere Reiſende hier gemacht hatten, war der Baum an der Erde ganz verbrannt, und es floß Terpentin heraus. Einige Ellen davon machten auch ſie ein Feuer, und erquickten ſich und ihre Pferde. Es heckten viele Kaninchen unter dieſen Hügeln, die ſandig waren. Es war auch ſelbſt ein großes Stück Weg auf den Piko hinauf nichts als Sand.

Um drey Viertel auf Sechs gingen ſie wieder weiter, und um halb Sieben gelangten ſie zu einer Kluft, welche die Spanier Portillo nennen. Hier ſahen ſie den Pico noch immer mit einer Wolke bedeckt, ungefähr drittehalb Meilen vor ſich. Weiter hin kamen ſie nach las Faldas, das heißt nach dem Rande der Pike; von da nach la Stancha.

Es waren in dieſer Gegend viele ſtarke Felſen, von welchen einige etwa zwey Meilen von dem Fuße der Pike liegen. Ihr Führer erzählte ihnen, es ſeyen dieſelben von der Pike ausgeworfen worden, als ſie brannte. Einige davon lagen haufenweiſe, über 40 Ellen lang. Sie beobachteten, daß je weiter dieſe Steine von dem Fuße der Pike lagen, deſto ähnlicher ſie dem Steine gemeiner Felſen waren. Je näher ſie aber an der Pike kamen, deſto ſchwärzer und dichter waren ſie, und einige, wiewohl nicht viele, glänzten wie Kieſelſteine; ſie waren aber alle ungemein ſchwer. Einige ſahen wie Schlacken aus einer Schmiedeeſſe aus, welches vermuthlich von der ungemeinen Hitze des Orts herrührte, aus dem ſie gekommen waren.

Um neun Uhr trafen ſie bey la Stancha ungefähr eine Viertelmeile über dem Fuß der Pike auf der Oſtſeite an, wo drey oder vier breite harte und dichte ſchwarze Felſen waren. Unter einige davon führten ſie ihre Pferde und legten ſich ſelbſt unter andere ſchlafen. An dieſem Orte hielten ſie ihr Mittag- und Abendmahl und brachten auch die Nacht daſelbſt zu. Sie machten Steine zu ihren Hauptkiſſen und brauchten ihre Mäntel als Betten. Sie bemüheten ſich aber eine Zeitlang vergeblich einzuſchlafen. Einige, die nahe am Feuer lagen, beklagten ſich, ſie würden auf der einen Seite verbrannt, und auf der andern erfroren ſie. Andere wurden erbärmlich von den Flöhen geplagt, ob es wohl ziemlich ſeltſam ſcheint, daß dieſe Thiere ſich an einem Orte aufhielten, wo in der Nacht die Luft ſo ſcharf und ſchneidend iſt. Edens

glaubte,

glaubte, ſie würden von den Ziegen dahin gebracht, die man zuweilen unter dieſen Felſen findet, und dieß um ſo mehr, da ſie eine todte Ziege in einer Höhle recht auf der Spitze der Pike fanden, die daſelbſt vermuthlich durch den Schwefeldampf erſtickt worden war. — Zwiſchen eilf und zwölf Uhr ſchliefen ſie endlich ein; und da ſie um Eins wieder erwachten, ſagten ihre Führer, es ſey nun Zeit, weiter zu reiſen.

Zwiſchen la Stancha und der Pike ſind zwey ſehr hohe Gebirge, außer dem Zuckerhute, davon jedes beynahe eine halbe Meile hoch zu gehen liegt. Auf dem erſten war nichts als kleiner Schutt, auf welchem ſie rückwärts glitſchten, wenn ſie vorwärts wollten; das oberſte aber war nichts anders, als ein ungeheurer Haufe von harten felſichten großen Steinen, die loß lägen und auf eine ſehr verwirrte Art unter einander geworfen waren. Sie ruheten verſchiedene mahle aus, und gelangten endlich zur Spitze dieſes erſten Gebirges, wo ſie ſich mit etwas Wein und Pfefferkuchen erquickten. Dann erſtiegen ſie auch den zweyten Berg, der höher war, als der erſte, ſich aber beſſer gehen ließ, weil die Felſen feſter lagen. Nachdem ſie ungefähr eine halbe Stunde geklettert waren, bekamen ſie den Zuckerhut ins Geſicht, den ſie vorher nicht ſehen konnten, weil dieſe großen Hügel dazwiſchen lagen.

Auf der Spitze dieſes andern Berges fanden ſie einen beynahe ebenen Weg, der ſie an den Fuß des Zuckerhutes, das heißt, des obern Theils des Hauptgebirges führte. Hier ſahen ſie nach ihrer Uhr und fanden, daß es bald drey Uhr Morgens war. Die Nacht war heiter und der Mond ſchien an dieſem Orte ſehr helle. Ueber der See aber konnten ſie die Wolken ſehen, welche wie ein Thal von ungeheurer Tiefe unter ihnen ausſahen. Sie hatten eine friſche Luft aus Südoſt gen Süd, aus welchem Punkte ſie die meiſte Zeit ihrer Reiſe herkam. Als ſie an dem Fuße des Zuckerhutes ſaßen, um auszuruhen und ſich zu erquicken, ſahen ſie an verſchiedenen Orten den Dampf ausbrechen, der kleinen Wolken ähnlich war, die gleich verſchwanden, und denen wieder andere folgten. Um halb vier Uhr gingen ſie weiter, um den letzten und ſteileſten Weg ihrer Reiſe zu thun. Sie erquickten ſich noch zwey oder drey Mahl, und dann legte ihn Herr Edens nebſt einigen andern ſeiner Gefährten, in einem Lauf, innerhalb einer Viertelſtunde zurück. Die übrigen aber, nebſt dem Führer, erreichten erſt um vier Uhr die Spitze.

Die Spitze der Pike iſt guten Theils eyförmig. Der längſte Durchſchnitt iſt gegen Nordnordweſt und Südſüdoſt. Sie iſt ungefähr 140 Ellen lang und 120 Ellen breit. In dieſem Umfange iſt eine ſehr tiefe Grube, Caldera oder der Keſſel genannt. Sie ſchien auf der tiefſten Seite ungefähr 40 Ellen tief; an andern Orten aber weit ſeichter. Sie iſt rings herum ſehr ſteil, ſo ſteil als die äußere Seite des Zuckerhutes. Sie gingen zuſammen bis auf den Boden, wo ſehr viele große Steine lagen, wovon einige höher als ihre Köpfe waren. Wenn man die Erde im Keſſel

länglicht zuſammen rollt und an ein Licht hält, ſo brennt ſie wie Schwefel. Einige Plätze innerhalb der Spitze waren verbrannt; und an einigen Orten, wo ſie die Steine aufhuben, fanden ſie, daß feiner Schwefel daran klebte. Bey denjenigen Löchern, wo Dampf hervorſtieg, war es ſo heiß, daß ſie die Hand nicht lange hinhalten konnten. Einige Reiſende hatten behauptet, daß das Athemholen auf der Spitze des Pico ſchwer würde; dieß fanden ſie aber unrichtig, denn ſie holten oben ſo leicht Athem als unten.

Ehe die Sonne aufging, dünkte ihnen die Luft ſo kalt, als ſie ſelbige jemahls in England bey dem ſchärfſten Froſte gefunden hatten. Sie konnten nicht ohne Handſchuhe bleiben. Bis zu Sonnenaufgang fiel auch ein ſtarker Thau, von welchem ihre Kleider ganz naß wurden. Die Luft ſah aber doch dabey vollkommen klar aus.

Ein wenig nach Sonnenaufgang ſahen ſie den Schatten der Pike auf der See, welcher bis über das Eyland Gomera ging; und den Schatten des obern Theils oder des Zuckerhutes, ſahen ſie der Luft ſelbſt eingedrückt, welches ein ſehr neues und auſſerordentliches Schauſpiel für ſie war.

Auf ihrem Rückwege von der Pike kamen ſie zu einem Waſſerbehälter, welcher der Sage nach, ohne Grund ſeyn ſollte. Ihr Führer aber verſicherte ſie, dieß ſey falſch; denn ſieben oder acht Jahr vorher, da der Berg in dieſer Gegend Feuer auswarf, war die Höhle trocken, und er ging ganz darin herum. Das tiefſte Waſſer, als Edens da war, ging nicht über zwey Faden. Es war damahls Eis und Schnee darin. Das Eis war ſehr dick, und über ein Knie hoch mit Waſſer bedeckt. Sie ließen eine Flaſche an einem Strick hinab, und tranken das Waſſer, welches ſie ſchöpften, mit etwas Zucker; es war aber das kälteſte Getränk, das Edens je genoſſen hatte. Ein wenig zur Rechten war das Eis in einen hohen Haufen aufgethürmt, und ſpitzte ſich wie ein Zuckerhut. Von dieſem Eishaufen kam vermuthlich das Waſſer in die Höhle.

Auf ihrem Rückweg, drey oder vier Meilen von der Pike, kamen ſie vor einer andern Höhle vorbey, wo viele Gerippe und Gebeine von Menſchen waren. Sie ſahen aber nicht wie viele Körper da lagen, noch wie weit die Höhle ging. Dieß war vermuthlich die Begräbnißhöhle der Guanchen, von der ſogleich weitere Nachricht folgen ſoll.

100. Begräbnißhöhle der Guanchen.

Ein Arzt, der ſich mehr als zwanzig Jahre auf der Inſel Teneriffa aufgehalten und ſich bey den Nachkommen der alten Inſelbewohner, oder Guanchen, durch viele glückliche Kuren beliebt gemacht hatte, wurde von ihnen aus Erkenntlichkeit in dieſe Höhle geführt, und ſah alles was darin zu ſehen war. Sie erzeigen ſonſt dieſe Gefälligkeit

ligkeit niemand, oder doch höchſt ſelten; denn ſie haben eine ſo große Verehrung für die Ueberbleibſel ihrer Vorfahren, daß ſie ſich ein Gewiſſen machen, ſie in ihrer Ruhe zu ſtören. Bey dieſem Arzte machten ſie aus der angeführten Urſache eine Ausnahme, und durch ihn hat man folgende Nachricht davon bekommen:

Die Leichname ſind in Ziegenfelle mit Riemen von eben dieſen Häuten ſehr ſchön und künſtlich eingenäht. Die Leichname ſind größtentheils noch ganz, und die Häute ſind ihnen ſehr genau angepaßt. Man unterſcheidet an beyderley Geſchlechtern noch die Augen, die aber verſchloſſen ſind; ingleichen die Ohren, die Naſe, die Zähne, die Lippen, die Haupt- und die Barthaare. Solche Leichname ſah dieſer Arzt drey bis vierhundert in verſchiedenen Höhlen. Einige von ihnen ſtanden, andere lagen auf Geſtellen von Holz, welches durch eine Kunſt, die ſie hatten, ſo gehärtet war, daß kein Eiſen eindringen oder es beſchädigen konnte.

Einſt, da ein gewiſſer Menſch jagte, lief ein Iltis (welche Thiere daſelbſt ſtark zur Jagd gebraucht werden) mit einer Schelle um den Hals, nach einem Kaninchen in ein Loch, worin ſich nach und nach der Schall der Schelle verlohr. Der Eigenthümer befürchtete, er möchte um ſeinen Iltis kommen, und fing alſo an, ihn aufzuſuchen. Indem er ſich nun zwiſchen die Felſen und Geſträuche drängte, entdeckte er die Mündung einer Höhle. Da er aber hinein trat, mußte er vor Schrecken laut aufſchreyen, denn er ſtieß auf einen von dieſen Leichnamen, der ſehr lang und groß war, und mit dem Kopfe auf einem großen Steine lag. Die Füße wurden von einem kleinen Gemäuer unterſtützt; der Körper ſelbſt aber ruhete auf einem Lager von Holz. Dieſer Menſch erholte ſich aber nach und nach wieder von ſeiner Furcht; er ging zurück und ſchnitt ein großes Stück von der Haut ab, welche auf der Bruſt dieſes Körpers lag. Sie war weicher und geſchmeidiger, als ein Handſchuh von dem feinſten Ziegenleder. Auch war ſie ſo ſtark, daß ſie dieſer Mann noch viele Jahre nachher zu ſeinem Dreſchflegel gebrauchte. (Von ihm bekam wahrſcheinlich jener Arzt Nachricht von dem Daſeyn der Höhle.)

Dieſe Körper ſind ſo leicht, als wären ſie von Stroh; und an einigen, welche zerbrochen waren, konnte man genau die Nerven und Sehnen, ſo wohl als die Adern, die wie Schnüre ausſahen, beobachten.

Nach der Ausſage der älteſten unter ihnen beſaß ein Stamm die Kunſt zu balſamiren allein. Sie war ihnen heilig und durfte dem gemeinen Volke nicht bekannt gemacht werden. Ihre Prieſter vermiſchten ſich auch nicht mit andern, und heiratheten nie aus ihrem Stamme; als aber die Spanier die Inſel einnahmen, wurden die meiſten ausgerottet und die Kunſt ging mit ihnen verlohren. Sie haben bloß durch mündliche Sagen noch einige von den Materialien gemerkt, welche dazu gebraucht wurden. Sie nahmen nähmlich Butter, die mit Bärenſchmalz vermiſcht geweſen ſeyn ſoll, und in

welcher ſie gewiſſe Kräuter abkochten. Dieſe Kräuter waren 1) wilder Lavendel, der häufig auf den Felſen wächſt; 2) ein Kraut, Lara genannt, von einem ſehr gummichten und klebrigten Weſen, welches unter den Spitzen der Berge gefunden wird; 3) eine Art von Cyclamen oder Erdäpfeln; 4) wilde Salbey und einige andere unbekannte Kräuter, aus welchen ſie einen vollkommenen Balſam bereiteten. Nachdem dieſes geſchehen war, ſo nahmen ſie erſtlich die Eingeweide aus dem Körper heraus, und wuſchen ihn mit einer Lauge, die aus der Rinde des Fichtenbaums gemacht ward. Sie trockneten ihn im Sommer an der Sonne und im Winter in einem Ofen. Dieſes Trocknen wurde öfters wiederholt. Darauf fingen ſie die Salbung ſowohl äußerlich als innerlich an, und trockneten ihn wie zuvor. Dieſes thaten ſie ſo lange, bis der Balſam durch den ganzen Leib gedrungen war und der Körper ungemein leicht wurde. Nach dieſem näheten ſie ihn in Ziegenhäute. Bey ärmern Leuten wurde, zur Erſparung der Koſten, das Gehirn hinten herausgenommen, und der Leib wurde nur in rauhe Ziegenfelle eingenäht, an welchen noch die Haare ſaßen.

Die alten Leute unter den Nachkommen der Guanchen ſagen, ſie haben noch über zwanzig Höhlen mit den Leichnamen ihrer Könige nebſt ihren ganzen Familien, die aber niemand weiß als ſie, und die ſie auch niemahls entdecken werden.

In den Höhlen von Groß-Canaria findet man Körper in Säcken, die faſt verzehrt und nicht ſo ganz unverletzt ſind, wie die in Teneriffa. Unter letztern ſind viele, die ſchon vor tauſend Jahren begraben wurden, und doch noch unverſehrt ſind.

101. Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

(Man ſehe die zweyte Abtheilung der dritten Kupfertafel.)

Das berühmte Vorgebirge der guten Hoffnung liegt an der Südſpitze des Kafernlandes. Die Beſitzer deſſelben waren die Holländer bis zu dem gegenwärtigen Krieg, in welchen es ihnen von den Engländern abgenommen wurde. Die Holländer kauften im Jahr 1650 dieſes Stück Land von den Eingebohrnen für funfzigtauſend Gulden Werth in Waaren. Sie legten hierauf ein Fort daſelbſt an und baueten eine Stadt, welche ſie die Capſtadt nannten, und die gegenwärtig ſchon aus mehr als zwölfhundert Häuſern beſteht, die alle gut gebaut, aber nur mit Stroh und Schilf bedeckt ſind, weil gewiſſe Winde hier ſo außerordentlich heftig wehen, daß man weder Ziegel noch Schiefer darauf würde erhalten können.

Die vornehmſten Gebirge des Caps ſind der Tafelberg, der Teufelsberg, der Löwenberg und Löwenſchwanz. In dem hieher gehörigen Kupfer ſind ſie mit Punkten unterſchieden:

Der

Der Tafelberg 2. P.
Der Teufelsberg 1. P.
Der Löwenberg 3. P.
Der Löwenſchwanz 4. P.

Am Ufer der See ſieht man das Fort und einige Häuſer der Europäer und Hottentotten, aus welchen in der Folge die Capſtadt entſtanden iſt.

Der Tafelberg iſt unter allen dieſen Gebirgen das höchſte. Er ſoll tauſend acht hundert ſieben und funfzig Fuß hoch ſeyn. Der Gipfel ſcheint in einiger Entfernung ſehr flach und eben, wie ein Tiſchblatt; wenn man ihn aber beſtiegen hat, ſo findet man ihn ſehr höckericht und uneben. Wenn man ihn vom Fuße an ganz überſieht, ſo ſcheint er ſehr rauh und öde zu ſeyn; die Seiten ſind voll Steine von mancherley Farben, weswegen er ſo fleckicht ſcheint wie ein Tyger. In der That aber iſt er ſchön, und fruchtbar, und auf allen Seiten mit ſchönen Landhäuſern und Wein- und andern Gärten beſetzt.

Während der trockenen Jahreszeit, vom September bis in den März, und oft auch in andern Monaten, hängt eine weiße Wolke über dieſem und einem andern Berge, welchen man deswegen den Windberg oder Teufelsberg nennt. Dieſe Wolke hält man für die Urſache der ſchrecklichen Südoſtwinde am Vorgebirge. So bald die Seeleute dieſelbe entdecken, pflegen ſie zu ſagen: die Tafel iſt gedeckt, oder die Decke liegt auf der Tafel, worauf ſie ſich ſogleich auf einen Sturm gefaßt machen müſſen.

Dieſe Wolke iſt, wenn man ſie das erſtemahl ſieht, nie kleiner als ein großer Ochſe. Sie hängt in verſchiedenen Flocken über dem Tafelberge und dem Wind- oder Teufelsberge. Die Flocken nehmen nach und nach zu, vereinigen ſich am Ende und machen eine große Wolke, welche die Spitzen beyder Berge bedeckt.

Der Saum dieſer Wolke iſt weiß; ſcheint aber viel dichter, als der Stoff gemeiner Wolken zu ſeyn. Die obern Theile ſind bleyfarben, welches von den gebrochenen Lichtſtrahlen herrührt. Es fällt kein Regen aus ihr, dagegen aber tobt in ungleichen Abſätzen ein heftiger Wind aus derſelben einen, zwey, drey und acht Tage lang, manchmahl auch wohl einen Monat. Während dieſer Zeit ſcheint die Wolke nicht abzunehmen, obgleich am Rande dann und wann kleine Flocken abgehen, die nach den Seiten der Berge getrieben werden, und verſchwinden, wenn ſie an den Fuß derſelben kommen.

Wenn ſie anfängt heller zu werden, ſo nimmt auch der Wind ab. Endlich wird ſie durchſichtig und dann hört er ganz auf. Während dieſer Südoſtwinde wehen im Thale entſetzliche Wirbelwinde. Sind dieſelben warm, ſo dauern ſie ordentlich nicht lange, und die Wolke verſchwindet bald. Dieſer Wind wehet ſelten nach Untergang

der Sonne, und nie länger als bis gegen Mitternacht, ob die Wolke gleich bleibt; alsdann aber iſt ſie dünne und klar. Wenn aber der Wind kalt wehet, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen, daß er eine Zeitlang anhalten wird; ausgenommen um ein Uhr zu Mittag und um Mitternacht, wo er gleichſam auszuruhen pflegt, um hernach mit erneuerter Gewalt wieder loszubrechen.

Der Löwenberg iſt von dem vorigen durch einen kleinen Raum abgeſondert. Einige ſagen er ſey ehedem voll Löwen geweſen; andere leiten ſeinen Nahmen von ſeiner Geſtalt ab, denn von der See aus gleicht er einem liegenden Löwen, deſſen Kopf aufgerichtet iſt, als ob er auf ſeinen Raub lauerte. Zwiſchen dieſem und dem Tafelberge ſteht eine Hütte, wo zwey Leute Wache halten, und der Capſtadt Nachricht geben, wenn Schiffe einlaufen. Von dem Gipfel des Löwenberges kann man das kleinſte Seegel auf mehr als zwölf Meilen weit entdecken; er iſt aber ſo ſteil, daß man ihn zum Theil mit Strickleitern erſteigen muß.

So bald einer von dieſen Leuten auf dem Gipfel ein Schiff entdeckt hat, ſo ſteckt er eine große Stange aus, und gibt dadurch den Leuten unten ein Zeichen, wovon ſich einer ſogleich nach der Feſtung macht, der andere aber einen Zweypfünder loßbrennt, und die holländiſche Flagge wehen läßt. Wenn mehr als ein Schiff erſcheint, ſo brennt er die Kanone für jedes einmahl ab und ſenkt die Flagge. Iſt der Wind günſtig und das Wetter heiter, ſo kann man im Fort die Schüſſe hören und die Flagge ſehen.

Der Teufelsberg oder Windberg, wie ihn die Bootsleute nennen, wird durch eine Kluft von dem Löwenberge getrennt. Er hat ſeinen Nahmen von den ſchrecklichen Südoſtwinden, welche die gedachte Wolke verurſacht. Dieſer und die beyden vorigen Berge machen einen halben Kreis, der das Tafelthal einſchließt. Der Windberg ſcheint in der Ferne ganz öde zu ſeyn; er hat aber eine Menge vortreflicher Weiden.

Nicht weit von dieſen ſind noch andere anſehnliche Gebirge, welche man die Tygerberge nennt. Sie haben etwa acht Meilen im Umfange, und der weiteſte iſt etwa vier Meilen vom Vorgebirge. Man hält ſie für die fruchtbarſten in dieſer Gegend, welches von dem Miſte des Wildes herrührt. Es befanden ſich auf ihnen ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts zwey und zwanzig ſchöne Landgüter und auf jedem ein Wohnhaus.

Man muß gegen tauſend Schafe und zwey bis drey hundert Stück Vieh haben, wenn man hier für etwas vermögend angeſehen ſeyn will. Es gibt aber viele Leute, die viele tauſend Stück kleines und mehr als tauſend Stück großes Vieh beſitzen.

Das Cap der guten Hoffnung und die umliegende Gegend iſt das Vaterland der Hottentotten, mit welchen wir ſchon näher bekannt ſind.

Tab. V. pag. 137.

102. Die Aegyptiſchen Pyramiden.

(Man ſehe die erſte Abtheilung der hieher gehörigen Platte.)

Die berühmten Aegyptiſchen Pyramiden, die für eines der ſieben Wunder der Welt gehalten werden, ſtehen nicht weit von Alt-Cairo in einer ſandigen Ebene. Es verdienen aber nur die vier größten davon die Aufmerkſamkeit der Reiſenden. Auf dem Standpunkt, aus welchem die auf der hieher gehörigen Platte vorgeſtellte Anſicht derſelben gezeichnet iſt, ſind ihrer in allem nur ſieben ſichtbar; hinter den großen ſind aber noch drey oder vier kleinere verborgen, die man aber nicht ſehen kann; in allen ſind es ihrer zehn oder eilf.

Die Ebene, in welcher die Pyramiden ſtehen, iſt zwar ſandig; ſie ſcheinen aber doch auf einen Felſengrund erbaut zu ſeyn. Die drey größten ſtehen ungefähr zweyhundert Schritte von einander. Wenn man ſie in der Ferne betrachtet, ſo ſcheinen ſie nur aus kleinen Steinen erbaut, weil man immer näher zu ſeyn glaubt, als man wirklich iſt; kommt man aber weiter hinan, ſo ſieht man, daß es ungeheure Steinmaſſen ſind.

Ehedem hatten alle dieſe Pyramiden, welche ihrer Beſtimmung nach Grabmäler waren, eine Oeffnung, durch welche man in einen langen und tiefen Gang kam, der in ein Gemach führte, in welchem die Perſonen beygeſetzt wurden, für welche man ſie erbaut hatte. Heut zu Tage ſieht man aber nichts mehr von allen dieſen Eingängen, weil ſie durch den Sand, welchen der Wind immer höher anhäuft nach und nach verſtopft wurden. Ehedem waren der Pyramiden gegen hundert; nun ſind ihrer aber nur noch dieſe wenigen übrig, unter welchen nur bey der größten der Eingang noch offen iſt.

Die zweyte kann man nur beſehen, aber nicht beſteigen. Jede Seite iſt an dem Grund 631 Fuß lang; im Umkreis würde ſie alſo 2528 Fuß halten. Sie endigt ſich oben in eine ſo ſcharfe Spitze, daß ſchwerlich ein Menſch würde darauf ſtehen können.

Die dritte Pyramide iſt um hundert Fuß niedriger als die zwey erſten, und die vierte wieder um hundert Schuh niedriger, als die dritte.

Der Stein, aus welchem die Pyramiden gebaut ſind, iſt nicht ſonderlich hart. Sie haben ihre Erhaltung bloß ihrer zugeſpitzten Form, welches die dauerhafteſte iſt, und dem daſigen Clima zu danken, wo es beynahe nie regnet.

An dem größten dieſer alten und ehrwürdigen Denkmähler wurde, wie ein römiſcher Schriftſteller Plinius verſichert, zwanzig Jahre gearbeitet. Dreyhundert und ſiebzig tauſend Menſchen waren dabey beſchäftiget, welche nur bloß für acht-

zehnhundert Talente *) Rüben und Zwiebeln verzehrten. Dieſe Nachrichten ſind aber unzuverläßig, denn die Pyramieden ſind ſo alt, daß man gar nicht die Zeit ihrer Entſtehung zu beſtimmen weiß. Wahrſcheinlich wurden ſie ſchon erbaut, ehe man noch in Egypten etwas von der Hieroglyphenſchrift wußte, weil man ſonſt gewiß eine Inſchrift finden würde.

Zur größten Pyramide iſt der Eingang noch offen; will man ſie aber von innen beſehen, ſo muß man vor demſelben erſt den Sand wegräumen laſſen, welcher beſtändig von dem Winde herbey geweht wird. Dieſer Eingang iſt viereckigt und nicht höher als drey und einen halben Fuß. Ehe man ihn betritt, verſcheucht man erſt durch einige Flintenſchüſſe, die man hinein thut, die Fledermäuſe und andere Thiere die ſich eingeniſtet haben; ſodann ſchlupft jeder mit einem Wachsſtock in der Hand hinein; denn des Dampfes wegen darf man auf dieſem engen Paß keine Fackeln anzünden.

Von der Oeffnung an zieht ſich dieſer Gang ungefähr ſechzig Fuß abwärts. Er iſt oben ſpitzig gewölbt, und geht ſehr abſchüſſig hinab, ſo, daß man ſich anhalten muß, wenn man nicht fallen will.

Am Ende dieſes Ganges kommt ein anderer enger Paß, der nur eines Mannes Breite hat. Auch von dieſem muß man erſt eine Menge Sand wegräumen, welche davor liegt. Er iſt ſo niedrig, daß man mehr als zehn Fuß weit, mit dem Wachsſtock in der Hand, auf dem Bauche fortrutſchen muß.

Auf dieſe Art kommt man in fünf Canäle oder Gänge. Wenn der zweyte Gang zu Ende iſt, ſo theilt ſich der Weg. Geht man gerade vor ſich zu, ſo gelangt man gleich am Ende dieſes dritten Ganges in eine ganz leere Grabkammer; nimmt man aber den andern Weg, der höher hinaufgeht, ſo kommt man erſt wieder in einen neuen Gang und dann auch in eine Grabkammer, gerade über der erſten und in der Mitte der Pyramide. In dieſer ſteht eine Urne oder ein Sarcophag, (ſteinerner Sarg) ohne alle Zierrathen; er iſt aber ſo gut ausgehauen, daß er ſo hohl wie ein leeres Faß klingt, wenn man daran klopft.

Die Reiſenden, welche die Pyramiden beſuchen, feuern in dieſer Todtenkammer gemeiniglich einige Piſtolen loß, welche ein donnerähnliches Getöſe machen. Sodann kehren ſie auf dem nähmlichen Wege wieder zurück.

Wegen der unerträglichen Hitze, welche man in der Pyramide auszuſtehen hat, und um ſeine Kleider in ſo engen und unſaubern Gängen, deren Wände von dem Rauch der Fackeln und Lichter ganz ſchwarz ſind, nicht völlig zu Grunde zu richten, zieht man ſich beynahe ganz nackend aus, ehe man in die Pyramide geht. Kommt

man:

*) Bey den Griechen machte ein Talent nach unſerer Münze 900 Laubthaler.

man nun zurück, ſo muß man ſich eiligſt wieder ankleiden, und ſich gut verwahren, damit man durch den ſchnellen Uebergang aus einer brennend heißen in eine ſehr gemäßigte Luft keine Krankheit davon trage.

Die große Hitze in dem Innern der Pyramide, rührt vermuthlich daher, daß dieſer ungeheure Steinhaufen im Sommer von der Sonne, der er unaufhörlich ausgeſetzt iſt, äußerſt erhitzt wird, und in den lauen aegyptiſchen Wintern ſich nicht wieder ganz auskühlen kann.

Bey der zweyten Pyramide ſieht man auch die Ruinen eines Tempels, und weiter hinab den Kopf eines Sphinx, der durch ſeine ungeheure Größe merkwürdig iſt, denn er iſt ſechs und zwanzig Fuß hoch, und hat alſo beynahe fünf Mannslängen. Unter einem Sphinx verſtanden die Alten ein Ungeheuer, welches auf dem Körper eines Löwen einen weiblichen Kopf ſitzen hatte. Es ſcheint dieſer Kopf in einen lebendigen Felſen gehauen zu ſeyn, und vielleicht liegt der ganze übrige Körper in dem Sande begraben.

Um dieſe große Pyramiden entdeckt man nicht nur die Ruinen von vielen kleinern, ſondern auch viele andere Grotten und Grabmäler. Hieraus läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß dieſes ehedem ein Begräbnißort geweſen iſt. Und da vor Alters die Stadt Memphis in jener Gegend ſtand, ſo war vielleicht dieſe Strecke Landes der Todtenacker dieſer Stadt.

Wenn der Wind nicht hier den Sand nach und nach zu einer erſtaunlichen Höhe angehäuft hätte, ſo würde man vermuthlich noch ſehr viele andere Denkmäler zur Beſtättigung dieſer Vermuthung finden.

103. Die Flüſſe Senegal und Gambia.

Die Flüſſe Sanaga oder Senegal und Gambia oder Rio grande, welcher bloß ein Arm des Senegal ſeyn ſoll, ſind die zwey vornehmſten Flüſſe an der weſtlichen Küſte von Aſien.

Der Senegal iſt 150 Meilen aufwärts ſchiffbar, wo eine Reihe gerader Felſen ihn auf ſolche Art durchſchneidet, daß das herabfallende Waſſer einen Bogen macht, unter welchem die Reiſenden trocken weggehen. Dieſes Schauſpiel iſt angenehm; das Getöſe aber iſt ſchrecklich.

Der Gambia oder Rio grande, läuft 180 Meilen und führet mehr Waſſer als der Sanaga. Er iſt nicht überall ſchiffbar und fließt nicht ſo ſchnell als der andere, ob er gleich viele andere Flüſſe aufnimmt. In dieſen Flüſſen gibt es eine große Menge von allerley Fiſchen; auch Crocodile, Wallroſſe und geflügelte Schlangen. Die Ufer ſind voll Elephanten, Luchſe, Bären und anderer Thiere. Man

ſagt, das Waſſer von beyden Flüſſen zuſammen gemiſcht, verurſache Erbrechen, welches nicht geſchieht, wenn man jedes beſonders trinkt.

104. Schlangen und Ameiſen an dieſen Flüſſen.

An den Ufern des Senegals gibt es viel Schlangen. Eine Gattung davon begibt ſich haufenweiſe in gewiſſe Gegenden, wo ſich weiße Ameiſen aufhalten, die durch einen natürlichen Trieb mit Erde, welche ſie in dem Munde herbeytragen, Häuſer für dieſe Schlangen bauen. Es ſollen dieſelben wie Oefen ausſehen und gegen hundert und funfzig ſollen ſich an einem Orte beyſammen befinden. Wahrſcheinlich aber bauen die Ameiſen dieſe Häuſer für ſich ſelbſt, und nicht für die Schlangen, welche nur als ungebetene Gäſte Beſitz davon nehmen werden.

Solche Ameiſenhaufen traf auch Brue auf ſeiner Reiſe an dem Fluſſe Gambia an. (Man ſehe die ſechste Nummer der erſten Kupfertafel S. 3.) Sie hatten die Geſtalt einer Pyramide und er hielt ſie anfangs für Gräber, bis ihn ſein Wegweiſer verſicherte, es ſeyen Ameiſenhaufen. Auswendig waren ſie ſo glatt und ſo gut geleimt, als ob ſie wären mit Gyps überzogen geweſen. Brue ließ eine Hand voll Reis bey einem ſolchen Haufen hinwerfen, und einige Augenblicke darauf kam eine ganze Legion — nicht Schlangen — ſondern weißer Ameiſen heraus, welche den Reis ohne ein Körnchen zurück zu laſſen, in ihr Verrathshaus trugen, und dann wieder verſchwanden. Dieſe Ameiſen waren weiß, nicht größer als ein Gerſtenkorn und ſehr ſchnellfüßig. Brue zerſtörte einen ſolchen Haufen. Es fand ſich, daß er nur einen einzigen Eingang hatte, welcher den dritten Theil der Höhe einnahm. Von da ging ein runder Gang auf den Grund hinab.

105. Goldbergwerke in Bambuk.

Die Goldbergwerke in Bambuk ſind ſo reichhaltig, daß man nicht nöthig hat tief nach Gold zu graben. Man darf nur die Erde ein wenig aufſcharren, ſie in einem Gefäße waſchen und das Waſſer ablaufen laſſen, ſo findet ſich der Goldſtaub, unter welchen bisweilen große Körner ſind, auf dem Boden. Das Gold iſt hier ganz rein und mit keinen andern Mineralien vermiſcht; man braucht es weder zu ſtoßen noch zu ſchmelzen, ſondern man kann es gleich in ſeinem natürlichen Zuſtand verarbeiten.

Die Schwarzen wiſſen hier nicht, wie in Europa, aus gewiſſen Merkmahlen zu beurtheilen, wo die Erde Gold verbirgt oder nicht. Sie wiſſen nur überhaupt, daß in ihrem Lande viel Gold iſt, und daß man größere Hoffnung hat welches zu finden, wenn das Erdreich dürre und unfruchtbar ſcheint, als wenn es fruchtbar iſt. Sie kratzen und ſcharren daher die Erde ohne Unterſchied auf, und wenn ſie ſo glück-

lich

lich ſind, einen reichhaltigen Ort anzutreffen, ſo arbeiten ſie ſo lange daran fort, bis ſich die Menge des Golds vermindert, oder bis ſie gar nichts mehr finden; dann gehen ſie an einen andern. Sie bilden ſich ein, das Gold ſey ein ſchelmiſches oder boshaftes Weſen, das ſich eine Luſt macht, die Leute welche nach ihm ſuchen, zu foppen, und ihnen böße Streiche zu ſpielen. Daher glauben ſie, es rücke von einem Ort zu dem andern. Dieß macht denn auch, wenn ſie einige Gefäße voll Erde probiren und nichts finden, daß ſie ohne Unmuth ſagen, es iſt wo anders hin gegangen, und weiter ſuchen.

Wenn das Bergwerk reichhaltig iſt, und ohne Mühe viel Gold gibt, ſo bleiben ſie da, und durchſcharren die Erde oft ſechs, ſieben oder acht Fuß; dann aber hört ihr Suchen auf, nicht etwan weil ſie weniger Gold finden, denn ſie ſehen, daß ſie immer mehr entdecken, je tiefer ſie kommen, ſondern weil ſie nicht wiſſen, wie ſie Leitern machen ſollen, und weil es ihnen an Erfahrung und an Materialien fehlt, die Erde ſo zu ſtützen, daß ſie nicht einfällt. Dieß nöthiget ſie nun in den Boden wo ſie arbeiten Tritte zu machen, welche viel Raum einnehmen. Und dabey fällt das Erdreich doch immer ein, zumahl in den regneriſchen Jahreszeiten, wo ſie gemeiniglich arbeiten, weil es da nicht an Waſſer fehlt den Goldſand zu waſchen. So bald ſie merken, daß die Erde bey einer Grube einſtürzen will, ſo verlaſſen ſie ſelbige und graben eine andere.

Auf dieſe Art bekommen ſie nur einen geringen Theil von dem Golde ihres Landes. Selbſt von dem, welches ſie ausgraben, geht ein guter Theil verlohren, denn es fallen nur die gröbſten Theile beym Schwemmen auf den Boden, und die feinern werden mit der Erde und dem Waſſer, welches ſie ſachte abgießen, wenn ſie alles herum gerührt haben, weggegoſſen. Die Leute welche in Europa den Goldſchmidt-Kehricht reinigen, würden bald reich werden, wenn ſie dieß Waſſer und dieſe Erde hätten.

Die Eingebohrnen des Landes graben nicht in ihren Bergwerken zu allen Zeiten, oder wo ſie wollen. Dieß kommt auf das Belieben der Farime oder Herren der Dorfſchaften an. Wenn dieſe es für dienlich halten, ſo laſſen ſie ihren Unterthanen ſagen, dieſes oder jenes Bergwerk ſolle an dieſem oder jenem Tage bearbeitet werden. Dann fangen diejenigen, welche Geld brauchen, an dem beſtimmten Tage an zu arbeiten. Einige graben, andere führen die Erde weg, noch andere bringen Waſſer, oder waſchen den Goldſand. Der Farim und die Vornehmſten des Ortes heben das erbeutete Gold auf, und geben Acht, daß nichts davon entwendet werde, denn dieß thun die Wäſcher gerne, wenn ſich Gelegenheit dazu zeigt. Wenn man mit der Arbeit fertig iſt, dann wird das Gold getheilt. Zuerſt nimmt der Farim die Hälfte davon für ſich weg; und dann gehören ihm noch alle Körner von einer ge-

wiſſe Größe, ohne Ausnahme. Die Arbeit dauert ſo lange, als der Farim es für gut hält. Jeder geht darauf wieder nach Hauſe.

Das Königreich Bambuk liegt in Nieder-Aethiopien. Die reichſte und ergiebigſte Goldmine iſt zwiſchen den Dörfern Tembaura und Netteka. Man hat hier auch Silber, Kupfer und gediegenes Eiſen *), Magnet, Marmor, Salpeter. Die Einwohner, welche, wie wir geſehen haben, den Werth ihres Landes ſehr gut kennen, ſchränken den Handel mit Fremden faſt eben ſo ſehr ein, wie die Japaneſer. Sie erlauben keinem Menſchen den Eintritt in ihr Land, außer denjenigen Kaufleuten, welche ihnen ſolche Bedürfniſſe zuführen, die ihr unfruchtbarer Boden nicht erzeugt. Doch iſt in den neueſten Zeiten auch den Franzoſen verſtattet worden, Gold hier aufzuſuchen.

106. Diamanthandel auf Borneo.

Auf der Inſel Borneo wird ein ſtarker Handel mit Diamanten getrieben. Man findet ſie hier im Ueberfluß und ſie werden für die beſten in der Welt gehalten. Sie werden wie die Perlen in dem Fluß Lave gefiſcht; alle Monathe ſind aber nicht in gleichem Grade ergiebig, weil zu gewiſſen Zeiten der Fluß von dem Regen ſo anläuft, und ſo reißend wird, daß man nicht untertauchen kann.

Die Inſel Borneo iſt die größte unter den Aſiatiſchen Inſeln. Das innere Land hat viele mit Waldungen bedeckte Gebirge; die Küſten aber ſind niedrig und moraſtig. Unter vielen anſehnlichen Flüſſen iſt der Banjermaſſing der größte. Die Luft iſt ſehr heiß und an einigen Orten feucht und ungeſund. Der Boden iſt gut und bringt eine Menge Produkte hervor, die theils zur Nahrung des Menſchen, theils zum Handel dienlich ſind. Die vorzüglichſten darunter ſind Pfeffer, Reis, Baumwolle, Kampfer, Ingwer, Cacao **), Bambusrohr, Citronen, Pomeranzen, Limonen, Plantanen, wilder Zimmt, Betel, Benzoin, Drachenblut ***), Gummi, Wachs, etwas

*) D. h. reines Eiſen, ohne Beymiſchung eines andern Erzes, welches man daher nicht erſt zu läutern braucht, ſondern gleich verarbeiten kann.

**) Der Cacao oder die Cacaobohnen ſind die Frucht des Cacaoyers oder Cacacios und machen den Hauptbeſtandtheil der Chocolate aus. Sie ſind länglich, oder mehr rund und den Mandeln gleich, nur größer. Außen ſind ſie mit einer dünnen harten und ſchwärzlichen Schale überzogen. Dieſe Bohnen liegen in einer Frucht von der Geſtalt einer Gurke, die aber einen Fuß lang und drey bis vier Zoll ſtark iſt. Bisweilen enthält eine einzige Frucht 30 bis 40 ſolche Körner.

***) Das rechte Drachenblut iſt ein Oehl, welches man aus den Kernen der Frucht des Drachenbaums preßt, welcher eine Art von Palmbaum iſt. Durch Einritzen der Rinde dieſer Bäume erhält man auch ein rothes Harz, welches dieſen Nahmen führt, aber ſo ſelten, als das Oehl, ächt zu uns kommt. In den Apotheken verkauft man unter dem Nahmen Drachenblut das Harz von einem Strauchgewächſe, Nahmens Rotang, welches in Oſtindien zu Hauſe iſt. Man braucht es auch als Farbe in der Mahlerey.

was Muſcaten und Mangos. Ferner außer den Diamanten auch Perlen, Gold, Kupfer, Eiſen und Ambra. Aus dem Thierreich findet man Elephanten, Tyger, Pantherthiere, Leoparden, Antelopen, wilde Schweine, Stachelſchweine, Biſamkatzen, allerhand Arten von Affen, beſonders den Orang-Outang, und viele Gattungen ſchöner Vögel. Die Einwohner beſtehen aus mehrern Völkerſchaften, als Chineſer, Malayen, Badſchus ꝛc. Der Religion nach ſind ſie Muhamedaner und Heiden. Die Badſchus ſind ein Gemiſch von verſchiedenen Völkerſchaften; eine Art von wandernden Fiſchern. Nach ihren Religionsgrundſätzen halten ſie es für verdienſtlich, wenigſtens einmahl im Leben ihren Götzen ein Menſchenopfer zu bringen. Vermögende zieren ihre Häuſer mit den Hirnſchädeln und Zähnen ſolcher Opfer aus. Andere tragen Geld zuſammen, und kaufen einen chriſtlichen Biſayer von den Philippiniſchen Inſeln zum gemeinſchaftlichen Opfer.

107. Unmäßige Hitze in Nigritien.

Nigritien gränzet bekanntlich gegen Oſten an Nubien, gegen Süden an Ober-Aethiopien und Ober-Guinea, gegen Weſten an das atlantiſche Meer und gegen Norden an die Wüſte Sarah oder Sahara.

Die Hitze iſt des Tages über hier und beſonders in dem Königreiche Damel unerträglich, ſelbſt im December, und vorzüglich um Mittag, denn da iſt gemeiniglich eine völlige Seeſtille, und auch vom Lande kommt kein Lüftchen. Die Luft iſt daher ſo erſtickend, daß weder Menſchen noch Vieh ſie ausſtehen und kaum Athem holen können. Am ärgſten iſt es am Seeſtrande bey niedrigem Waſſer, denn da verſengt das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von dem Sande bald das Geſicht, und der Sand ſelbſt wird ſo glühend, daß er die Schuhſohlen verbrennt. Noch unerträglicher wird dieſe Hitze durch den häßlichen Geſtank, der von einer erſtaunlichen Menge kleiner Fiſche entſteht, die den Sardellen ähnlich ſind, und entweder auf dem Ufer bloß herumgeſtreut, oder in den Sandhügeln begraben liegen, und ſo die Luft verpeſten. Dieſe Fiſche werden abſichtlich hieher gelegt, um zu verfaulen, denn kein Schwarzer ißt einen Fiſch eher, als bis er faul iſt.

108. Leuchten des Seewaſſers im mittelländiſchen und atlantiſchen Meer.

Das Seewaſſer hat in dieſen Meeren die merkwürdige Eigenſchaft, daß es in finſtern Nächten leuchtet. Dieß gibt nun ein reizendes Schauſpiel; wenn der Wind etwas wehet, und das Schiff einige Furth hat; denn alsdann iſt es nicht anders, als ob man durch einen feurigen Strom flöge. Ueber die Urſachen des Leuchtens des Meerwaſſers ſind die Meynungen der Naturkundiger noch ſehr getheilt. Einige glauben,

ben, daß es von ſehr kleinen Inſecten herrühre, die nicht größer als Staubtheilchen ſind, andere aber, daß es von den Theilen der verfaulenden Seethiere herrühre. Die letzte Meynung ſcheint noch die glaubwürdigſte zu ſeyn, wenn man nicht dagegen einwenden könnte, daß es dergleichen faulende Theile auch in den nördlichen Meeren gebe, und man doch kein merkliches Leuchten des Waſſers wahrnimmt. Ueberdieß iſt auch zu bedenken, daß die vielen Raubfiſche im Meer wenig todte Fiſche verfaulen laſſen.

109. Waſſerhoſen.

(Man ſehe das erſte Kupfer bey Seite 3. Nr. 7.)

Eine der ſonderbarſten Erſcheinungen auf der See ſind die ſogenannten Waſſerhoſen, welches Wolken ſind, die ſich in Geſtalt eines Trichters bis in die See hinab verlängern, und das Seewaſſer mit ſolcher Heftigkeit anziehen, daß daß Meer auf mehr als hundert Schritte herum in Bewegung geräth. Auf der erſten Kupfertafel S. 3. iſt eine ſolche Waſſerhoſe abgebildet. Es braucht mehr als anderthalb Stunden, bis ſie ſich ganz gefüllt haben; dann aber berſten ſie auf einmahl, und das aufgezogene Waſſer ſtürzt plötzlich mit ſolchem Ungeſtüme in die See zurück, daß ein Schiff ohne Rettung verlohren wäre, wenn es in einen ſolchen Hoſenbruch käme. Denn wenn es ſich auch noch eine ganze Stunde Wegs davon befindet, ſo wird es doch ſchon hier dermaßen überſchwemmt, daß man das Waſſer mit Kübeln und andern Gefäßen von dem Verdecke ſchöpfen muß.

Man nennt dieſe Waſſerhoſen auch Seedrachen. Gemeiniglich ſind ſie Vorboten von Windſtille und anhaltendem Regen.

110. Menge giftiger Mücken in Afrika.

An den Küſten von Afrika, beſonders auf der Goldküſte, wo der Boden ſehr moraſtig iſt, gibt es eine unbeſchreibliche Menge Mücken, die in den Sümpfen entſtehen, und deren giftiger Stich ſehr ſchmerzhaft iſt. Im Hauſe kann man des Tages vor ihnen noch wohl verſchont bleiben; geht man aber im Graſe umher, ſo kann man faſt gewiß ſeyn, daß man mit Beulen am Geſicht, an den Händen und an den Füßen zurückkommen wird. Sie quälen bisweilen die Menſchen bis zum Raſen. Will man des Nachts vor ihnen Ruhe haben, ſo muß man, ehe es dunkel wird, alle Oeffnungen verſchließen. Man kann auch ohne einen genau anliegenden Bettumhang nicht ruhig ſchlafen. Um ſich gegen dieſe Peiniger zu verwahren, gehen die Neger des Abends an den Strand, und legen ſich dort in den Sand, wohin ſie nicht kommen.

111. Ananasflachs.

Die Ananaspflanze verdient mit Recht den erſten Platz unter den Früchten der heißen Zone. Sie kitzelt nicht nur den Gaumen durch ihren weinichten, gewürzhaften und kühlenden Geſchmack, ſondern ſie gibt auch in ihren Blättern den Negern Materialien zum Fiſchen. Die Neger nehmen friſche Blätter, weichen ſie einige Tage im Waſſer ein, trocknen ſie, und ſchlagen mit einem hölzernen Hammer darauf, bis alles krautartige heraus, und nichts weiter als der reine Flachs übrig iſt. Er iſt über zwey Ellen lang, weißer als unſer gewöhnlicher Flachs und von eben dieſer Feinheit, wo nicht noch feiner. Der Ananasflachs iſt überdem leichter zu erhalten, als der Leinflachs, denn das Gewächs, wenn es einmahl gepflanzt iſt, kann zehn und mehrere Jahre lang genützt werden.

112. Fledermäuſe, die gegeſſen werden.

In Senegambia gibt es Fledermäuſe ſo groß, als bey uns die Tauben, welche von den Schwarzen als Leckerbiſſen verzehrt werden. Sie hängen ſich auch wie hier zu Lande, mit den Haken an ihren langen Flügeln an die Bäume, wenn ſie nicht herum ſchwärmen. Ihre Haut, die mit kurzen und dünnen Pflaumfedern überwachſen iſt, halten die Schwarzen für giftig, und ziehen ſelbige ab, ehe ſie ſie verzehren. Die Fledermaus iſt auch in Afrika das einzige fliegende Thier, das ſeine Jungen mit Milch ſäugt.

113. Heuſchreckenſchwärme.

In Afrika gegen den Senegalfluß hin, wird oft das Land durch große Heere von Heuſchrecken verwüſtet, die einen Finger lang und roth und gelb ſind. Sie machen bisweilen ſolche Wolken aus, daß ſie die Sonne verdunkeln, und die Luft auf zwölf bis ſechzehn Meilen weit bedecken. Wo ſie hinfallen, da freſſen ſie alles bis auf den Grund ab, und ſind folglich eine große Landplage. Zum Glück kommen ſie nur alle drey oder vier Jahre ein Mahl; denn wenn ſie alle Jahre kämen, ſo würde man nicht in dem Lande leben können.

Ein ſolches nie geſehenes Phänomen beobachtete der Schiffsbefehlshaber Brue, als er den Senegalfluß hinauf ſchiffte. Es ſtieg plötzlich eine dunkle Wolke auf, die den Himmel beynahe eine Viertelſtunde lang verfinſterte. Er entdeckte bald, daß es ein Heer Heuſchrecken war, die über ſeine Barke wegzogen und ſie mit ihrem Unrath bedeckten. Einige davon fielen auch ganz herab, ſie waren alle grün und länger und dicker, als ein kleiner Mannsfinger. Sie hatten zwey ſehr ſcharfe Zähne zu ihren Verwüſtungen. Ihr Flug über den Strom dauerte beynahe zwey Stunden lang.

 Brue

Brue hielt Nachfrage, ob ſie großen Schaden gethan hätten; er konnte aber nichts erfahren. Vermuthlich führte ſie ein Südoſtwind, der ſich bald darauf erhob, in die Wüſten, an der Nordſeite des Senegalfluſſes, wo ſie allem Anſehen nach aus Mangel an Nahrung umkamen.

114. Verſunkene Inſeln.

Es ereignet ſich bisweilen, daß ganze Inſeln, mit allem was darauf iſt, ins Meer verſinken, weil der Grund entweder durch unterirrdiſches Feuer, oder durch Waſſer, welches ſich in den Erdhöhlen geſammelt hat, untergraben worden iſt. Solche Inſeln traf der Seefahrer Michelburne in der Gegend der Inſel Java an. Seine Leute ſahen da verſchiedene unbekannte Eylande, auf welchen ſie Holz und Waſſer einnehmen wollten; da ſie aber näher kamen, fanden ſie, daß es größtentheils verſunkene Inſeln waren, von welchen nichts als die Baumſpitzen, bisweilen auch ganze Bäume bis an die Wurzeln hervorragten; ſie trafen weder Früchte, noch Vögel, noch irgend ein vierfüßiges Thier auf den wenigen trockenen Plätzen an.

115. Gummi und Gummihandel.

Ehe die Franzoſen eine Factorey an dem Senegalfluß hatten, kam aller Gummi geradezu aus Arabien nach Europa, und wurde daher arabiſches Gummi genannt. Seitdem aber die Franzoſen dieſen Handel an ſich gezogen haben, iſt der Preis dieſer Waare ſo ſehr gefallen, daß man keines oder doch nur noch ſehr wenig auf dem ehemaligen Wege nach Europa bringt. Der Nahme des Arabiſchen iſt jedoch dem Gummi geblieben; obgleich das meiſte in der Gegend des Sanaga oder Senegal wächſt, welches aber mit dem Arabiſchen von gleicher Güte iſt, und ihm in nichts nachgibt.

Das Gummi hat nicht nur allerley gute mediciniſche Eigenſchaften, weswegen es auch ſtark in der Arzneykunſt gebraucht wird; ſondern es dient auch den Menſchen zur Speiſe. Die Mohren, welche es zu Markte bringen, haben keine liebere Nahrung. Sie eſſen es aber nicht aus Noth oder Mangel, ſondern zum Vergnügen wie Zuckercandi. Sie genießen es auch in Waſſer eingeweicht, und halten es ſeiner mancherley guten Eigenſchaften wegen für eine vortrefliche Speiſe, ob es gleich ganz ohne Geſchmack iſt. Die Araber bringen dieſes Gummi dreyhundert Meilen weit aus dem Lande her, und genießen unterwegs wenig andere Speiſe, als Gummi.

Man verbraucht das Gummi ſehr ſtark in verſchiedenen Manufacturen, zu Wollen- und Seidenzeugen, Taffent, Bändern und dergleichen. Die Färber verbrauchen auch ſehr viel. Das trockenſte, reinſte und durchſichtigſte iſt das beſte; auf dieſes muß man alſo bey dem Einkauf vorzüglich ſehen, denn die Größe und Geſtalt der Stücke macht keinen Unterſchied.

Der

Der Baum, welcher es in Arabien und Afrika hervorbringt, iſt eine Art von Schleedornen. Es iſt ein kleiner immergrüner Baum voller Stacheln und Aeſte, mit langen aber ſchmalen und rauhen Blättern.

Zwiſchen dem Senegalfluß und dem Forte Arguin ſind drey Wälder von ſolchen Gummibäumen. Man ſammelt das Gummi zweymahl im Jahr. Die erſte und ſtärkſte Sammlung geſchieht im Decembermonath, wo die Stücke am größten, reinſten und trockenſten ſind. Das, welches man im März ſammelt, iſt kleiner, nicht ſo klar und durchſichtig und weicher. Der Grund davon iſt leicht einzuſehen. Im December wird es nach dem Regen geſammelt; der Baum iſt alsdann voll Saft, der von der Sonne verdickt und zur Vollkommenheit gebracht wird, ohne daß er zu ſehr verhärtete. Vom December bis auf den März iſt aber beſtändig brennende Sonnenhitze, und der Saft oder das Gummi wird alsdann durch Einſchnitte, welche man in dieſer Abſicht in den Baum macht, herausgezogen. Denn da alles Gummi nichts anders iſt, als ein Saft, der aus den Gefäßen heraustritt, und durch die Poren der Rinde durchſchwitzt, ſo muß er durch das Aufſchneiden derſelben herausgeleitet werden, wenn nicht ſo viel Vorrath vorhanden iſt, daß er ſich von ſelbſt herausdrängt.

Das Gummi wird nach einem viereckigten Maaße verkauft, das man ein Quartal oder Quintal nennt, und über deſſen Größe ſich die Mohren mit den Europäern vergleichen. Das Maaß, welches die Holländer eingeführt hatten, als ſie Arguin beſaßen, hielt drey und zwanzig Pariſer Pfunde, welche auf drey franzöſiſche Livres zu ſtehen kamen. Dieſe drey Livres wurden in Waaren gezählt; nähmlich mit zwölf Vorlegeſchlöſſern, oder vier metallenen Becken, oder einer halben Elle feinem Wollenzeug, oder drey Viertel Ellen gemeinem Zeug, oder zwey Stangen flachem Eiſen, oder drey Ellen Band.

Die Franzoſen ſetzten den Preis des Gummi noch viel tiefer herunter; ſie gaben z. B. für ein Quintal Gummi von 500 Pariſer Pfunden nicht mehr als 20 Buch Papier, das Buch zu zwanzig Bogen.

Gegenwärtig koſtet hier bey uns in Europa das Pfund Gummi mehr als einen Gulden. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt der ungeheure Profit, welchen die Kaufleute an dieſer Waare machen.

Der Gummihandel wird vorzüglich in einer Wüſte, oder einer großen öden Ebene, auf der Nordſeite des Senegals geführt. Dieſer Platz iſt ſeit vielen Jahren der Gummimarkt. Die Europäer richten ihre Waarenhäuſer an dem Fluſſe auf, und umgeben ſie mit Gräben und Paliſaden, um ſich gegen alle Unordnungen ſicher zu ſtellen. Es ſind auch beſtändig einige Stücke gegen den Handlungsplatz gerichtet, und die Barken halten ſich auch ſo nahe als möglich an dem Lande, um die Mohren in Reſpekt zu halten.

So bald die Handlung einmahl eröffnet iſt, ſo kommen täglich neue Karavanen von zehn, zwanzig und dreyßig Kameelen oder Laſtochſen an, von welchen ein Theil von den Arabern und ihren Weibern geritten wird. Man ſehe das hieher gehörige Kupfer.

Die mohriſchen Weibsperſonen ſind olivenfarb, und haben ganz ordentliche Geſichtszüge und große ſchöne ſchwarze und lebhafte Augen, einen kleinen Mund, ſchöne Zähne und gemeiniglich Grübchen auf den Wangen. Sie ſcheinen ziemlich lebhaft, ſind aber doch viel ſittſamer als die Negerweiber. Sie führen in ledernen Säcken ſehr reinlich Buttermilch bey ſich; auch haben ſie Tabacksbüchſen und Beutel, die ſehr niedlich aus Reisſtroh oder Gras zuſammen gewebt ſind.

Die Ankunft der Karavanen wird ſchon in der Ferne durch das abſchenliche Geſchrey der Kameele verkündigt. Man kann ſich alſo bey Zeiten darauf gefaßt halten. Die Säcke, in denen ſie das Gummi bringen, ſind von Ochſenhäuten. In ſolchen Häuten führen ſie alle ihre Waaren und ſelbſt das Waſſer zur Reiſe.

Die Europäer müſſen denjenigen Mohren, welche ihnen Gummi bringen, zu eſſen geben. Damit aber nicht zu viel ungeladene Gäſte kommen, ſo ſetzen ſie gemeiniglich beſtimmte Portionen feſt, die auf jedes Quintal gegeben werden.

Wenn das Gummi gemeſſen wird, ſo läßt man, um alle Unordnungen zu verhüten, nicht mehr als einen einzigen auf einmahl hereinkommen. Ueber das, was jeder gebracht hat, bekommt er einen Zettel, mit welchem er in das Waarenlager geht, und ſich auswählt was ihm anſteht.

Dieſe Handlung dauert mehr oder minder lang, je nachdem mehr oder weniger Gummi zu Markte gebracht wird. Wenn auf beyden Seiten alles in Richtigkeit iſt, zieht jeder Theil wieder ſeiner Wege.

116. Der Palmwein.

(Man ſehe die dritte Nummer des erſten Kupfers S. 3.)

Der Palmwein wird aus Bäumen erhalten, die den Dattelbäumen wohl ſehr ähnlich, aber doch nicht völlig einerley mit ihnen ſind. Sie geben das ganze Jahr hindurch dieſen Saft, welchen die Schwarzen Michol nennen. Wenn man ſie an zwey oder drey Orten unweit des Fußes oder auch oben anzapft, ſo läuft ein braunes Waſſer in die untergeſetzten Gefäße. Der Saft tröpfelt nur ſehr langſam heraus, denn vom Morgen bis zur Nacht füllen ſie nicht mehr als zwey Gefäße. Er iſt ſehr gut zu trinken und berauſcht wie der Wein, wenn er nicht mit Waſſer vermiſcht wird. Den erſten Tag iſt er ſo angenehm als der beſte Wein; der ſüſſe Geſchmack verliehrt ſich aber von Tag zu Tag mehr, bis er endlich ganz ſauer wird. Den dritten oder vierten Tag iſt er noch beſſer zu trinken, als den erſten, weil er da nicht mehr ſo gar ſüße

iſt

iſt und ein wenig purgirt. Dieſer Mighol iſt nicht ſo häufig, daß ihn jedermann nach Gefallen trinken könnte; gleichwohl haben alle Schwartze etwas davon, beſonders die vornehmſten; denn der Baum wird nicht im Garten gebaut, wie in Europa die edleren Obſtbäume, ſondern er wächſt wild, und kann von allen benutzt werden.

Der Palmwein wird noch auf eine andere Art erhalten. Die Neger graben nähmlich einen alten Stamm von der Weinpalme, von der ſie weiter keinen Wuchs mehr vermuthen, aus. In der Mitte des Stammes, welchen ſie über das Loch legen, wo vorher die Wurzel geſtanden hat, bohren ſie ein viereckigtes Loch bis in die Mitte des Stammes. In das Loch der ehemahligen Wurzel ſetzen ſie einen Topf, ſo, daß die Oeffnung des Stammes gerade ſenkrecht darüber zu liegen kommt. Durch dieſe einfache und leichte Methode erhalten ſie in den erſten vier Tagen in vier und zwanzig Stunden, nur einige Kannen Palmwein, in den folgenden acht bis zehen Tagen aber zehn bis funfzehn Kannen von einem Stamme, wobey der Baum abſtirbt. Wenn etwa der Baum nicht wohl laufen will, ſo machen ſie ein leichtes Feuer von Gras um ihn herum, wodurch die Diſtillirung ſehr befördert wird. Die Ausgrabung der Palmbäume iſt leicht, denn ihre zaſerigten Wurzeln breiten ſich ſelten weiter als anderthalb Ellen im Umkreis aus, und haben nie wie andere Bäume eine Stamm= oder Herzwurzel.

117. Die Seetaufe.

Dieſer wunderliche Gebrauch iſt von den Seefahrern zu allen Zeiten ſehr genau und mit vielen Umſtänden beobachtet worden, wenn ſie gewiſſe Oerter auf der See, z. B. die Meerenge von Gibraltar, den Mondezirkel des Krebſes, die Linie ꝛc. paſſirt ſind, und alle Fremde die noch nicht an dieſen Orten geweſen ſind, müſſen ihn mitmachen; es iſt keiner davon ausgenommen. Als der König von Frankreich Heinrich IV. von Sankt Malo nach Rochelle fuhr, paſſirte er einen gefährlichen Canal Raz genannt, wo auch gewöhnlich die Reiſenden getauft wurden. Der König ſah dem Spaß mit zu und erkundigte ſich, worauf ſich denn dieſer Gebrauch gründete? Man ſagte ihm, daß er von undenklichen Zeiten her eingeführt ſey. Wenn das iſt, ſprach er, ſo iſt es billig, daß ich mich ihm ſo gut wie die andern unterwerfe, zumahl da die Taufgebühren zum Beſten der Armen angewendet werden.

Bey dieſer Taufe nun werden folgende Ceremonien beobachtet:

Ein Bootsknecht ſchwärzt ſich das Geſicht; ein anderer nimmt eine Larve vor; einige erſcheinen mit Musketen bewaffnet, andere mit Degen; einer hat eine Helebarde, der andere eine Schaufel in der Hand, je nachdem der Candidaten viele ſind. Der Steuermann, um ſich von den übrigen zu unterſcheiden, kehrt ſeine Juppe um, und ſtatt einer Scherpe, windet er den erſten beſten Lumpen um den Leib. In dieſem

ſem Aufzuge marſchiren ſie vor des Hauptmanns Kammer, und haben Trompeten und Paucken und andere Muſik, wie ſie auf den Schiffen gewöhnlich iſt, vor ſich hergehen. Nachdem eine Zeit lang iſt muſicirt worden, kommt der Steuermann auf das Verdeck, und befiehlt, daß Flaggen und Wimpeln aufgeſteckt werden. Er ſetzt ſich alsdann in einen Armſtuhl auf dem Verdecke, um die Ceremonie mit anzuſehen. An den Hauptmaſt läßt er ein Faß Waſſer bringen, über welches quer eine Stange gelegt wird, die zwey Bootsknechte halten müſſen. Sie fangen bey den vornehmſten Reiſenden an, die ſie einen nach dem andern auf die Stange ſetzen, zugleich aber ihnen ein Becken darreichen, in welches ſie ein Geſchenk legen, um das Untertauchen abzukaufen. Nach Beſchaffenheit der Perſon, iſt dieſes Geſchenk eine, bis zwölf Kronen. Ueber alle dieſe Gelder wird ein Regiſter gehalten. Ein Bootsknecht tritt hierauf vor und hält dem Candidaten einen Hirſchfänger an den Hals, der Steuermann aber hält ihm ſein Landkartenbuch vor, läßt ihn die Finger auf denjenigen Ort der Karte legen, wo man glaubt, daß das Schiff gegenwärtig ſey, und ihn ſchwören, daß er alle, die dieſen Weg zum erſtenmahl kommen würden, anhalten wolle, den nähmlichen Gebrauch zu beobachten.

Hierauf machen ſie ein ſchwarzes Kreutz an ſeine Stirne, und ſprengen ein wenig Waſſer auf ſeinen Kopf. Der Candidat legt alsdann ſein Geld ins Becken, und wenn ſie mit dem Geſchenk zufrieden ſind, ſo laſſen ſie ihn ziehen; iſt es ihnen aber nicht genug, ſo ziehen ſie raſch die Stange unter ihm weg, laſſen ihn in das Faß fallen, und gießen ihm noch ein paar Eymer Waſſer, die ſchon bey der Hand ſind, auf den Kopf. Niemand iſt hiervon ausgenommen, ſelbſt ein Admiral nicht; nur untergetaucht darf er nicht werden.

Wenn dieſes vorbey iſt, ſo erſcheint der Schiffszimmermann mit ſeinen Leuten vor dem Hauptmann. Sie haben alle ihre Beile oder andere Werkzeuge in der Hand, und bringen an, daß alle Schiffe, die dieſen Weg noch nicht paſſirt ſeyen, bezahlen müſſen; da nun ſeines noch nie in dieſer Gegend geweſen, ſo werde er erſucht dieſem löblichen Gebrauch nachzukommen. Der Hauptmann ſchenkt ihnen etwas, und damit hat die Ceremonie ein Ende. Will er aber nichts hergeben, ſo behaupten die Zimmerleute, ſie hätten das Recht, den Löwenkopf, oder die Figur an dem Bogſpriet abzuſchlagen.

Die Schiffsjungen, welche den Weg noch nicht gemacht haben, werden nicht getauft, ſie haben ſich aber andern Gebräuchen zu unterwerfen. Sie machen einen Reif an die Winde, der ſich dreht. Drey Schiffsjungen werden daran mit einer Hand feſt gemacht, und in die andere bekommt ein jeder eine Peitſche; ihre Schultern ſind bloß, und wenn der Reif herum geht, ſo peitſchen ſie einander ſo lange, bis der Steuermann dem Spaß ein Ende macht.

Ein

Ein reiſender Jakobinermönch, Nahmens Labat, gibt folgende Erzählung von der Taufe, ſo wie er ſie ſelbſt ausſtehen mußte. Der Oberſteuermann, der lächerlich angekleidet war, ſagt er, hielt in der einen Hand ein hölzernes Schwert, in der andern ſein Landkartenbuch und forderte alle Reiſende vor ſein Gericht. Um ihn her ſtanden zwölf oder funfzehn ſeiner Offiziere, die eben ſo gekleidet waren. Labat erſchien vor ihm in Begleitung des Hauptmannes, der ſein Pathe ſeyn ſollte. Der Steuermann ſaß auf einer Art von Thron, der mit Schafsfellen belegt war. Seine Offiziere ſtanden zu beyden Seiten, und nahe bey ihm war ſein Sekretair, der die Geſchenke der Candidaten aufzeichnete. Vor ihm ſtand ein Faß Waſſer, mit einer eiſernen Stange quer über, auf welche ſich Labat ſetzen mußte; der Steuermann legte ſeine Hand auf die Seekarte, und ließ ihn verſprechen, daß er zu dieſen Gebrauch alle Reiſende anhalten wolle, die jemahls mit ihm zum erſtenmahle den Wendekreiß paſſiren würden. Dieſes Verſprechen wurde gegeben, und nun ſtand der Steuermann gravitätiſch auf, und fragte den Hauptmann, wie der Candidat heißen ſollte? Er bekam den Nahmen Prediger von einem Felſen dieſes Nahmens bey Martinique. Der Steuermann nahm hierauf einen ſilbernen Becher, tauchte ſeine Finger darein, und bezeichnete damit Labats Stirne; darauf ſetzte er ſich wieder auf ſeinen Thron, und fragte, was er dem Schiffsvolke geben wollte? Er verſprach drey Kronen und ein Fäßchen Brantwein. Einige von den Candidaten wurden bey dieſer Gelegenheit weidlich untergetaucht, ſo daß es eine wahre Strafe für ſie war.

Es ſcheint, dieſe Ceremonie wird doch nicht überall auf gleiche Weiſe vorgenommen; denn andere Reiſende erzählen, daß die Candidaten bloß dreymahl mit dem Kopfe in ein Faß Waſſer getaucht würden, und oft noch über dieß einige Eymer Waſſer über den Kopf bekämen.

Unter den Dänen ſind dabey folgende Ceremonien in Gebrauch, wenn ſie den Wendekreis paſſiren:

Den Abend zuvor, da gehänſet oder getauft werden ſoll, ſendet man, wenn es dunkel wird, einen Matroſen auf die Spitze des Maſtes. Dieſer Matroſe muß in Schafsfelle eingehüllt und mit einer guten Baßſtimme begabt ſeyn. Wenn er oben auf dem Maſt iſt, fängt er nach Art eines Bären gräßlich an zu brüllen. Alles erſchrickt, vorzüglich die jüngern Matroſen, die den Wendekreis noch nicht paſſirt haben. Die ältern ſagen zu den jüngern: „Dieß iſt der Mann von der Linie und er brüllt euretwegen. Er iſt böſe; ihr müßt ihm etwas anbieten, ſonſt ſeyd ihr des Todes.“ Der Mann von der Linie brüllt wieder; man verkriecht ſich. — Einer von ihnen, der beherzter iſt, als ſeine Brüder, legt ſich auf das Bitten, und fragt, ob denn gar keine Erlöſung zu hoffen ſey? Der alte Mann antwortet: „Noch morgen ſollt ihr bey mir ſeyn!“ Er brüllt noch einmahl und verſchwindet.

Den Morgen darauf, ehe noch die Sonne aufgeht, hat man vier von den alten Matroſen nackend ausgezogen und geſchwärzt. Der alte Mann iſt wieder in ſeinem Ornat, und mit den Schwarzen im Maſtkorbe. — Die Schwarzen ſtellen ſeine Engel vor. — Die Nacht über hat man nun eine Menge Seewaſſer in den Maſtkorb geſchleppt, davon die Schwarzen dann und wann ganze Eymer voll aufs Verdeck herab auf die furchtſamen jungen Matroſen ſtürzen. Der alte Mann brüllt wieder. Man bittet ihn doch herab zu ſteigen; er kommt und einige ſeiner Engel mit ihm. Er fragt nach dem Hauptmann des Schiffes, und befiehlt, ſogleich alle ſeine Mannſchaft vor ihm aufzuſtellen. Dieß geſchieht. Er kennt jeden, der den Wendekreis noch nicht paſſirt iſt, und drohet ihn, mit nach der Linie zu nehmen. Man bittet für ſie, und verſpricht, jeden loßzukaufen. Jeder Nahme wird aufgeſchrieben, und jeder erbietet ſich ſo oder ſo viel zu bezahlen. Man wird einig, und der Alte, dem man fleißig Brantwein reicht, ermuntert die Matroſen zu Tanz und Spiel. Solche Spiele werden dann ſo viel aufs Tapet gebracht, daß es Eckel erregen würde, wenn man ſie alle erzählte. — Die Hauptſache dabey bleibt immer, daß man von den Engeln brav geſchwärzt wird, und ganze Eymer Waſſer über den Kopf gegoſſen bekommt, wobey ſich der alte Mann immer entſchuldigt, daß auf dieſer Höhe ſchwere Travate *) fallen. Es bleibt hier niemand verſchont, wer es auch ſey, weswegen die Beluſtigung ſich nicht ſelten mit Streit endiget.

118. Der Madera-Wein.

Das vornehmſte Erzeugniß der Inſel Madera iſt der vortreffliche Wein, welcher daſelbſt wächſt. Man hat da drey oder viererley Gattungen von Weintrauben, die von Candia **) hingebracht wurden. Aus dieſen Trauben erhält man eben ſo vielerley Sorten Wein. Die eine Sorte hat die Farbe des Champagner Weins, wird aber nicht ſonderlich geachtet; die andere iſt ſtärker und blaß wie weißer Wein; die dritte koſtbar und ſehr angenehm; ſie heißt Malmſey; die vierte Tinto, hat die Farbe des Alicantenweins ***), weicht ihm aber weit an Wohlgeſchmack. Dieſe

---

*) Unter dem Worte Travat oder Tornado, verſteht man die Arten von Regen in den heißen Himmelsſtrichen, die mit Donner und Blitz begleitet ſind. An der Küſte von Guinea regnet es nie anders. Der Himmel kann ganz unbewölkt ſeyn, bis auf eine kleine ſchwarze Wolke in Oſten. Wenn es regnen will, ſo entſteht ein heftiger Sturm: und mit dieſem wird der Himmel ſchwarz. Es donnert, kracht und blitzt, und endlich fällt ein Platzregen. Dieß dauert gewöhnlich nicht über eine oder zwey Stunden; dann iſt der Himmel wieder heiter wie zuvor.

**) Candia iſt eine von den griechiſchen Inſeln.

***) Dieſer Wein hat ſeinen Nahmen von Alicante einer ſpaniſchen Handelsſtadt im Königreiche Valentia am Mittelländiſchen Meere. In der Gegend dieſer Stadt wächſt der vortreffliche Wein, welcher unter dem Nahmen Alicantenwein berühmt iſt.

Dieſe letztere Gattung trinkt man nie anders, als mit andern Weinen vermiſcht, welche dadurch erhalten werden und Farbe bekommen. Sie gährend zu machen, werden gewiſſe Steine zermalmt und gebrannt, die Jeß heißen; von dieſem Steinſand wird nun neun bis zehn Pfund in jede Pipe *) geworfen. Der Wein von Madera hat dieſen beſondern Vorzug, daß ihn die Sonnenhitze verbeſſert. In dieſer Abſicht öffnet man nur das Spundloch, und ſetzt ihn der freyen Luft aus.

Die Einkünfte von dem Maderawein werden unter den Eigenthümern des Weinberges, und dem, der die Trauben ſammelt und preſſet, gleich getheilt; bey dieſer Theilung aber wird der Eigenthümer reich, der Baumann aber verarmt **).

Unter den Weinhändlern waren ehedem die Jeſuiten nicht die geringſten. Der Handlung mit dem Malmſey hatten ſie ſich ganz allein verſichert, weil von dieſem nur ein einziger guter Weinberg in der Inſel war und in ihrem Gebiete lag.

Nach einer mäßigen Rechnung kann man ſetzen, daß die Trauben jährlich 20,000 Pipen Wein bringen, welcher auf folgende Art verbraucht wird: Achttauſend Pipen werden auf der Inſel vertrunken, drey = bis viertauſend laufen weg, und das übrige geht meiſtens nach Weſtindien, beſonders nach Barbados ***), wo man ihn lieber als alle andere Europäiſche Weine trinkt.

119. Wohlfeiles Schlachtvieh in Afrika.

An den Küſten von Afrika gibt es eine Menge gutes Schlachtvieh, und beſonders ſehr große Ochſen, die einen Höcker haben, wie die Kameele, und vortreffliches Fleiſch geben; die Schafe haben ſtatt der Wolle Haare und ſehr große Schwänze oder Fettklumpen, die vierzehn bis funfzehn Pfund wiegen. Solche Ochſen handelten die Europäer den Schwarzen anfangs für zwey Taſchenmeſſer, oder einige alte Nägel ab; für eine junge Kuh oder ein Schaf gaben ſie aber nur ein Taſchenmeſſer, und bisweilen nicht ſo viel.

Die Viehzucht verurſacht den Schwarzen wenig Aufwand, weil ſie Viehweiden in Ueberfluß haben; daher iſt es kein Wunder, daß ſie es für ſolche Kleinigkeiten hingeben, welche aber in ihren Augen einen großen Werth haben, weil ſie ſelten bey ihnen ſind.

Wie

*) Eine Pipe iſt ein Faß von etwas mehr als 400 Maaß.

**) Vermuthlich müſſen die Arbeiter, wie es auch in Deutſchland bisweilen zu geſchehen pflegt, den Weinberg ganz auf ihre Koſten beſtellen und nicht nur die Trauben leſen und keltern. Auf dieſe Art hab'n ſie ganz begreiflich wenig Vortheil; der Herr des Weinbergs aber deſto mehr, weil er für die bloßen Zinßen von der Summe, die der Weinberg gekoſtet hat, die Hälfte des reinen Ertrags erhält.

***) Iſt eine von den karaibiſchen Inſeln.

Wie theuer bezahlen wir Europäer nicht die chineſiſchen und japaniſchen Waaren, und die ausländiſchen Gewürze, den Zimmet, die Nelken, den Pfeffer!

120. Brotbäckerey der Guineiſchen Schwarzen.

Die gewöhnliche Nahrung der Neger an der Küſte von Guinea, ſind zwar Wurzeln und Fiſche, die ſie erſt ſtinkend werden laſſen, ehe ſie ſelbige eſſen; ſie machen ſich aber doch auch eine Art von Brot, und zwar auf eine ziemlich ſeltſame Art. Sie reiben nähmlich ihr Korn, weil ſie nichts von Mühlen wiſſen, zwiſchen zwey großen Steinen, ſo gut ſie können; dann machen ſie davon einen ganz dünnen Teig an, und ſtecken ihn, ſtatt ihn in einen Backofen zu ſchießen, auf eine Pfoſte ihres Hauſes, und laſſen ihn da von der Sonne backen.

Ihr Korn iſt nicht wie das unſrige; es hat große Körner wie Perlen, und Aehren die vier Finger dick und über Spannen lang ſind. Dieſe Aehren ſind mit einigen Blättern überzogen und manche haben über dreyhundert Körner.

Wer erkennt an dieſer Beſchreibung nicht unſer ſogenanntes türkiſches Korn, oder den türkiſchen Waitzen?

121. Verwunderung der Schwarzen bey dem Anblick der erſten Weißen.

Cada Moſto war einer der erſten Seefahrer, die nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und weiter ſchifften. Auf dieſer Reiſe wurde er von den Schwarzen aus dem innern Aethiopien, welche noch nie einen Weißen geſehen hatten, mit ſeinen Leuten als ein Wunder begafft. Seine Kleidung kam ihnen ſo wunderbar vor, als ſeine Farbe: er trug eine ſchwarze damaſtene Weſte und einen Mantel darüber nach ſpaniſcher Art. Sie bewunderten die wollenen Kleider, die ſie nicht haben, und über die Weſte konnten ſie nicht genug erſtaunen. Einige hatten ihn im Verdacht, er habe ſich Geſicht und Hände weiß angefärbt. Um hinter die Wahrheit zu kommen, ſpuckten ſie ihm auf den Arm, und rieben ihn ab, um zu ſehen ob die Farbe abgehen würde. Es war ihnen unbegreiflich, daß dieſes Weiße natürlich ſeyn ſollte.

Die Verwunderung, welche die inländiſchen Neger noch itzt bey dem Anblick der Weißen zeigen, die ihnen zu Geſicht kommen, ſoll Herr Iſert *), welcher eine Reiſe nach Guinea unternahm, ſelbſt beſchreiben.

Die außerordentliche Neugierde, ſagt er, einen Weißen zu ſehen, verurſachte überall wo ich mich ſehen ließ, einen Zuſammenlauf von Menſchen, der mich in meinen

*) Er war däniſcher Oberarzt in den afrikaniſchen Beſitzungen der Dänen.

nen Spaziergängen nicht wenig hinderte. Alte Weiber konnten ihr Schröpfen nicht einmahl abwarten, wenn ich vor ihren Häuſern vorbey ging, ſondern kamen mit großen Kürbisſchalen an den Schläfen, die ſie hier ſtatt der Schröpfköpfe gebrauchen, gelaufen, um das Wunderthier, den Europäer zu ſehen, wovon ſie ſich täglich ſo viele Dinge einander erzählen, ohne je einen geſehen zu haben. Ja, wollte ich in meinem Zimmer Ruhe haben, ſo mußte ich Wachen vor den Thüren aufſtellen laſſen, wenn ſie nicht das Haus ſtürmen ſollten. Alles ſchien ihnen wunderbar an mir zu ſeyn. Als ich einmahl vor einer Menge Volks etwas aß, ſchrie der ganze Haufe: Seht, der Weiße kann auch eſſen!

Wenn ich manchmahl zur Motion in der Stadt ſpatzieren ging, ſo kam hier und dort ein vornehmer Mann aus dem Hauſe geſprungen, und bat inſtändig, daß ich doch ſeinem Hauſe die Ehre anthun möchte, eine Schale Palmwein bey ihm zu trinken. Wenn ich nun die Einladung annahm; ſo konnte ich nicht genug die frohe Miene des Wirths und ſeiner Familie bewundern. Sie kamen alle herbey, um mich deſto genauer zu beobachten. So gerne ſie mich aber ſehen mochten, ſo überſchritten ſie doch nie diejenige Hochachtung, die ſie ihren Vornehmen zu erweiſen ſchuldig ſind; ſie hielten ſich nähmlich immer in einem gewiſſen Abſtand entfernt. Den Kindern hingegen war ich gewöhnlich ein Schrecken, denn wenn ich unvermuthet auf ſie zu kam, gaben ſie einen lauten Schrey von ſich, und liefen davon. Andere zehn- bis zwölfjährige Knaben konnten wohl hinten her mir nachlaufen, waren aber beſtändig auf ihrer Huth, und wenn ich mich nur umdrehte, um mit meinem Bedienten zu reden, oder etwa in Gedanken den Degen berührte, ſo ergriffen ſie in ganzen Schaaren das Haſenpanier.

Die Kinder der Neger fürchten ſich alſo vor den Weißen ſo ſehr, als ſich unſere Kinder vor einem Neger fürchten würden.

122. Der Pfeffer.

Der ſchwarze oder gemeine Pfeffer iſt in Oſtindien zu Hauſe, und wird vornehmlich in Malabar, Balimbang, Sumatra, Java und auf den Inſeln der Straſſe von Sunda gebaut. In Sumatra wächſt er in ſolcher Menge, daß man jährlich zwanzig Schiffe und noch mehr damit beladen kann. Er wächſt wie der Hopfen aus einer gepflanzten Wurzel, und windet ſich nach und nach an einem Pfahle hinauf, bis er ein großer buſchichter Baum wird. Der Pfeffer hängt in Trauben drey Zoll lang und einen dick; jede Traube enthält vierzig und mehr Körner.

Der ſchwarze und weiße Pfeffer ſind die Frucht des nähmlichen Gewächſes. Läßt man die Beeren auswachſen, ſo werden ſie weiß; nimmt man ſie aber vor der Zeit herab, ſo runzeln ſie zuſammen und werden ſchwarz. Der weiße Pfeffer iſt nicht ſo

herb, als der ſchwarze; wir bekommen ihn aber hier ſelten ächt; denn der weiße wird aus dem ſchwarzen nachgemacht, indem man die obere Haut abſchält. Dieſe Haut geht leicht ab, wenn die Körner eine Zeit lang in Seewaſſer eingeweicht werden.

Es gibt auch in China, in verſchiedenen Gegenden von Afrika, in Amerika, auch in Europa, und nahmentlich in Spanien, Frankreich, Deutſchland, beſondere Arten von Pfeffer, die aber von dem Indianiſchen verſchieden ſind. Der Chineſiſche kommt ihm jedoch ziemlich nahe.

Es iſt gefährlich, mit dem Pfeffer lange nach einander umzugehen, wenn er in großer Menge iſt. Der Seefahrer Scot verlohr zwey von ſeinen Leuten ganz, und viele andere wurden krank und gelähmt, weil ſie eine Zeit lang Pfeffer gemahlen und umgeſchüttet hatten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neues Bilderbuch für die Jugend in kurzen unterhaltenden und lehrreichen Erzählungen von den Sitten, Meinungen und Gebräuchen fremder Völker, auch von den Thieren und andern Merkwürdigkeiten fremder Länder. Ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend. Mit Kupfern
Bd.: 1.

Bayreuth (1797)

Res/Brit. 217-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915659-2
VD18 80233333-001